

Am Kreuz.

Ein Passionsroman aus Oberambergau.

Von

Wilhelmine von Siffern.

Erster Band.



Stuttgart.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Alle Rechte vorbehalten.

Herrn Johannes Diemer

dem großen Darsteller des Prolog in den Passionspielen der
letzten Decennien, dem echten Ammergauer mit der stillen
tiefen Künstlerseele unter schlichter Hülle, dem treubewährten
verständnisvollen Freund, in dessen friedlichem Hause ich die
Ruhe und Stimmung fand, dieses Werk zu vollenden, sei es nun

in dankbarer Hochschätzung

zugeeignet von der

Verfasserin.

Oberammergan, Mai 1890.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erstes Kapitel.	
Ein Phantom	17
Zweites Kapitel.	
Alt-Ammergau	27
Drittes Kapitel.	
Jung-Ammergau	51
Viertes Kapitel.	
Ausgeschlossen vom Spiel	62
Fünftes Kapitel.	
Moderne Pilger	79
Sechstes Kapitel.	
Am Vorabend des Spiels	102
Siebentes Kapitel.	
Das Passionspiel	119
Achstes Kapitel.	
Freyer	158
Neuntes Kapitel.	
Zeichen und Wunder	183
Zehntes Kapitel.	
In der Morgenfrühe	200

	Seite
Elftes Kapitel.	
Maria und Magdalena	215
Zwölftes Kapitel.	
Brautfackeln	241
Dreizehntes Kapitel.	
Auß Eden verbannt	258
Vierzehntes Kapitel.	
Pieta	263
Fünfzehntes Kapitel.	
Hähnenschrei	273
Sechzehntes Kapitel.	
Gefangennahme	295
Siebzehntes Kapitel.	
Kreuzesflüchtig	310

Einleitung.

Im Garten zu Gethsemane war es, wo der wiederauferstandene Gottessohn sich als schlichter Gärtner der büßenden Sünderin zeigte. Das Wunder ist zur frommen Legende geworden — lange, zu lange ist es her, er ist dahin, kein Auge hat ihn je wieder gesehen. Selbst da der Auferstandene unter den Zeitgenossen wandelte, sahen ihn nur die, die ihn sehen wollten.

Aber die, welche ihn sehen wollen — sehen ihn auch heute noch, und die ihn suchen wollen — finden ihn heute noch.

Der Garten von Gethsemane ist versunken und verschüttet, die heiße Sonne des Orients hat ihn vertrocknet. Alles ist dem Wechsel unterworfen. Die Erdrinde verändert sich, und wo einst der Delbaum gegrünt und die Zeder ihr Laubdach über dem Haupt des Erlösers und der Büßerin gewölbt, da ist jetzt totes verdorrtes Land.

Aber er ist wieder erblüht an einem anderen Ort in einem der kühlen, schattigen Thäler deutscher Berge — Oberammergau, so heißt das moderne Gethsemane. Wie

die Sonne ihren Kreislauf von Morgen gen Abend macht, so hat das Heil, das vom Morgenland kam, seinen Weg über die Erde genommen zum Abendland. Dort fließen noch in jugendkräftigen Völkern die lebendigen Ströme, die Glaubenssaat zu tränken, aus der sich das Wunder nährt, und die dürstige Bergtanne, die dem harten Felsstein des Ettaler Gebirgs entsprossen, verwandelt sich zur Palme, der arme Bewohner des kleinen Bergdorfs zum Gott. Es ist ein Wechsel und dennoch das ewig Stetige in diesem Wechsel.

Auch die Welt und ihre Geschehnisse wandeln sich im Lauf der Jahrhunderte. Das erschütternde Ereignis, vor dem die Menschheit sich überwältigt niederwarf, wie einst die Wächter thaten, als der Auferstandene sein Grab sprengte, es tritt zurück und verblaßt allmählich. Der Donner, mit dem der Vorhang des Tempels zerrissen, er verhallt grollend in nebelhafter Ferne, der Himmel hat sich hinter dem Aufgefahrenen geschlossen für immer, die Sterne gehen ihren alten Gang in ungestörter Gesetzmäßigkeit, die Offenbarungen schweigen. Und die Menschen reiben sich, wie aus einem Traum erwachend, die Augen und fangen an, darüber zu streiten, wie es gewesen, was Wahrheit und was Täuschung war. Jahrhunderte schleppt sich der Streit hindurch. Eine Tradition stößt die andere um, ein Bekenntnis verdrängt das andere. Mit dem Schwert in der Hand und der Posaune des Weltgerichts muß die *Ecclesia militans* das Dogma feststellen, die Glaubenseinheit erzwingen. Aber nicht lange währt der Friede unter der Herrschaft der Kirche. Die Reformation zerspaltet die Christenheit aufs neue, der Dreißigjährige

Krieg, der furchtbarste Religionsstreit, den die Erde je gesehen, beginnt. Und in der Wut des Kampfes vergessen die Streitenden, um was sie streiten; in Strömen Blutes, in Wolken Rauches verbrannter Städte und Dörfer, unter Trümmern gestürzter Altäre verschwindet das heilige Wahrzeichen, um das der Kampf entbrannte, das Kreuz, und wo es erhöht wird, da ist es nur noch ein Kriegszeichen, kein Symbol des Friedens mehr!

Ein einziger Fleck Erde ist es, wo, unberührt von der Welt Händeln, hinter dem schützenden Wall eines hohen unwirtlichen Berges der Gedanke des Christentums in seiner ganzen Einfachheit und Reinheit sich erhalten: Oberammergau! Wie einst Gott den Weltbezwinger in der Krippe unter armen Hirten geboren werden ließ, so ist es, als habe er seine schützende Hand über diesen Fleck Erde gehalten und sich das armselige Bergvolk aufgespart, das Wunder in ihm zu erneuern. Tief versteckt hinter dem steilen Ettaler Berg lag ein Kloster, in dem von alters her der schönen Künste eifrig gepflogen worden.

Da ging es einem der Mönche schwer zu Herzen, wie draußen in der Welt die Bilderstürmerei an der althergebrachten Form rüttle und im blinden Eifer selbst die religiöse Kunst, als „römisch“, verwerfe! Wie kein frommes Abbild mehr geduldet werde, so daß der Erlöser und seine Heiligen der Menschheit ganz aus den Augen kommen müßten! Und es ward ihm in seiner Trübsal eingegeben, daß mehr denn Wort und Bild ein frommes Schauspiel in lebendiger Aktion wirken könne. Also ward's beschlossen im Konvent, ein solches aufzuführen.

Das sinnige Volk der Umgegend, längst durch den blühenden Einfluß der gelehrten Mönche zum Schönen gewöhnt, war bald eingeschult zur Darstellung von Legenden und biblischen Dichtungen. Immer kühner wurden sie mit der wachsenden Uebung. Und endlich wagte es der fromme Eifer, ihn selbst auferstehen zu lassen, den Herrn der Welt, in eigener leibhaftiger Gestalt, um der irrenden Menschheit zu zeigen: „Seht her, so ist er gewesen und so wird er ewig sein!“

Und während in den Kirchen die Gemälde und Reliquien von den Wänden gerissen, die Kruzifixe zerstört werden, findet unter freiem Himmel auf dem Friedhof Oberammergau — denn dies ist um seines Ernstes willen der rechte Ort für das heilige Werk — Anno 1634 das erste Passionspiel statt. Dort ersteht es wieder in seiner reinen Schönheit, das geschändete, mit Blut und Brand besudelte Bild der Liebe! Lebend, atmend! Die jahrtausendealten Wundenmale brechen wieder auf, neu rinnt der Blutstropfen von der dornunwundenen Stirn, neu ertönt das: „Bleibet in meiner Liebe!“ von den bleichen Lippen des Gotteslammes und was der Puritanismus vernichtet in der toten Form, das gebiert sich neu in der Lebendigen!

Aber durch das Gewühl und Losen der Schlachten, durch das Wutgeheul des Hasses, hört keiner die sanfte Stimme, da drüben im fernen Winkel hinter den Bergen.

Das Friedenswort verhallt, der Gefreuzigte verblutet still — ungesehen.

Jahre ziehen darüber hin, immer größer wird die Not, die Länder sind verwüstet, die Reihen der Streiter lichten sich mehr und mehr.

Die Kämpfer beginnen endlich zu erlahmen, der brausende Sturm legt sich und bleiches Entsetzen stiert den zur Besinnung gekommenen entgegen: die Pest, die furchtbare ägyptische Sphinx, angelockt von dem Verwesungsduft des langen Kriegs, schleicht über die Erde, und wen sie anblickt mit dem schwarzen Glutauge ihrer heißen Zone, der sinkt dahin, wie der verbrannte Grassalm, wenn der Samum über die Wüste weht.

Und Stille verbreitet sich ringsumher, Grabesstille, denn wo das Gespenst wandelt, da ist der Tod.

Und die Angst treibt die Feinde zusammen und läßt sie den Groll vergessen gegenüber dem gemeinsamen Feind, dem grauenhaften, nicht zu besiegenden. Und sie sehen sich um nach der rettenden Hand, und es fällt ihnen wieder ein, um was sie so lange gekämpft. Da, in der Todesruhe der verdorrten Felder, der ausgestorbenen Häuser, der entgötterten Kirchen und verödeten Lande, da hören sie es endlich, das Glöcklein hinter dem Ettaler Berg, das unablässig von zehn zu zehn Jahren die Christenheit zusammenruft zum heiligen Spiel, denn so haben es die Ammergauer gelobt, zur Abwendung der Seuche und des göttlichen Zorns. Und da steht er wieder, der ewig Geduldige, breitet seine Arme aus und ruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid —!“ Und sie kommen, sie werfen sich ihm zu Füßen, die Müden, Gehezten, Schweiß- und Blutbedeckten und

er tröstet und erquicht sie und sie erkennen ihn wieder und lernen wieder seines Opfers Sinn verstehen.

Und die, welche ihn so gesehen, neuerstanden, und solche Offenbarung empfangen, verkünden es den anderen, und sie strömen herbei von nah und fern, der kleine Friedhof Oberammergau wird zu eng, er kann die Scharen nicht mehr in seinen Mauern fassen, das weite Feld wird zum heiligen Theater, um die Pilger aufzunehmen, die nach dem Antlitz des Erlösers schmachten.

Und seltsam ist es, alle die, welche am heiligen Spiele theilnahmen, sie sind wie geseit, die Seuche schleicht an ihnen vorüber, Ammergau allein bleibt von der Pest verschont!

So wächst die fromme Saat fort, langsam, oftmals stoßend, aber das wachsame Auge kann sie verfolgen in der Geschichte.

Der Friede kommt endlich wieder über die Erde. Kleinere Lüfte wehen. Die ägyptische Hyäne hat sich gesättigt und die verödeten Gauen verlassen, neues Leben erblüht auf den Gräbern, und dies neue Leben weiß nichts mehr von den Schmerzen und Leiden des alten. Aus der Noth und Verwüstung des langen Krieges sehnt sich die neue Generation heraus nach feineren Sitten, nach Kultur und Lebensgenuß. Aber wie immer nach solchen Epochen der Entbehrung und Trübsal, führt ein Extrem zum anderen. Das Bedürfnis nach feinerer Sitte und Kultur führt zur Hyperkultur, der Lebensgenuß artet aus zur Genußsucht und Ueppigkeit, die Anmut zur Koketterie, die Fröhlichkeit zur Frivolität. So bricht das sogenannte

galante Zeitalter an. An die Stelle des Schwertes tritt die Fleurette Klinge, an Stelle des Lederkollers der Spitzenjabot, an Stelle des Pulverdampfes Wolken von Puder, den die ewig nickenden, winkenden Köpfe um sich streuen.

Auf den Gräbern der versunkenen, alten Generation tanzen maskenhafte Schäfer und Schäferinnen, ein neues Arkadien wird in äffischer Nachahmung geschaffen und mit äffischen Wesen bevölkert, die auf Zehenspitzen tänzeln und den Fuß mit hohen Absätzen unterlegen.

An Stelle der mittelalterlichen Darstellungen geopferter Märtyrer und abgekehrter Heiligen treten die nackten Götter und Amoretten eines Watteau und seiner Schule. An Stelle des Erhabenen tritt die Grazie. An Stelle der Sittengesetze treten die Gesetze der Konvenienz, und alles ist erlaubt, was nicht gegen diese verstößt. So bildet sich ein Geschlecht gedankenlosen Genusses, ein Geschlecht des Augenblicks, das eine moralische Pest in sich trägt, die im Gegensatz zum „schwarzen Tod“ der „rosige Tod“ genannt werden könnte, denn wen sie ergreift, dem haucht sie den rosigen Schimmer eines Fiebers auf die Wangen, das langsam, aber ebenso sicher verzehrt.

Und durch dies geschminkte, tänzelnde, singende, springende Zeitalter, mit den klappernden Stöckelschuhen, den rauschenden Reifröcken, den lüsternden Blicken und wogenden Busen, schreitet wieder und wieder über die Bühne Ammergau die feusche Schmerzengestalt mit dem furchtbaren Ernst auf der bleichen Stirn, und wer sie sieht, dem entfällt der volle Becher des Genusses, und das Lachen erstirbt ihm auf der Lippe!

Und weiter schreitet die Geschichte und das Weltgericht! Der „rosige Tod“ hat alle gesunden Säfte der Gesellschaft zersezt und vergiftet und eine Auflösung herbeigeführt bis in das Herz der Menschheit hinein — Sittlichkeit, Glaube und Philosophie, alles was den Menschen zum Menschen macht, ist allmählich in dem gedankenlosen Treiben unbemerkt untergegangen. Der Flitterkram und die äffische Kultur reicht nicht mehr aus, die Bestie in der Menschennatur zu verhüllen, sie schüttelt sich, wirft ihn ab, und steht da in ihrer ganzen Nacktheit! Die moderne Sündflut, die französische Revolution, bricht herein! Das ist ein Morden und Würgen, ein Fieberwahnsinn, der nun in jeder Gestalt des Greuels über die Erde rast!

Abermals eine Wandlung, eine Umwälzung bis in die tiefsten Schlünde der Verworfenheit hinab!

Die Grazie weicht nun wieder der Brutalität, das Schöne dem Häßlichen, das Göttliche dem Cynismus. Die Altäre werden gestürzt, der Glaube wird abgeschworen, die Erde hebt unter dem Schutt zerstörter Traditionen.

Aber aus dem Gewühl der sich zerfleischenden Meute, aus dem Qualm und Brodem des Weltenbrandes, dort in dem deutschen Garten von Gethsemane, hebt sich wieder siegreich, wie der Phönix aus der Asche, der verleugnete, tausendmal verbrannte Gott empor, und die unentweihete Sonne Ammergaus webt die Siegesglorie um die erhabene Gestalt, die da schwebt hoch am Kreuze!

Es ist ein stiller Sieg, von dem die Rasenden nichts wissen, denn sie sehen nur den Feind, den sie vor sich

haben, nicht den, der über ihnen kämpft. Dieser ist längst abgethan. Er ist abdefretiert und damit fertig! Das Volk in seiner Souveränität kann Götter einsetzen und absetzen, wie es ihm beliebt, und sind sie abgesetzt, so sind sie nicht mehr, so sind sie hinabgestürzt in den Orkus. Und da die Menschen nun einmal nicht ohne Gott sein können, so schaffen sie sich einen Abgott — !

Dröhnend erzittern die Lande vom Eisenschritt des Imperators, und ohne es zu wollen und zu wissen, wird er der Rächer des Gottes, an dessen Stelle er sich setzt! Denn wie der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging unter der Geißel der Pest und das lustige Zeitalter unter der Geißel der Revolution, so geht auch die Revolution unter an der dritten Geißel, dem selbstgeschaffenen Gott!

Er, der eine Mann, mit den geschlossenen Lippen und der brütenden Stirn, er gebietet den entfesselten Elementen, er wird Herr der Anarchie und schreibt einer Welt Gesetze vor. Aber mit eisernem Finger rißt er die Adern der Menschheit auf, um ihr sein Sklavenzeichen einzuprägen. Die Welt blutet aus tausend Wunden und jeder einzelnen brennt er den Namen „Napoleon“ ein.

Da, — blaß wie der Mond am Himmel steht, wenn der volle Brand der Abendsonne am Horizont aufflammt, tritt dem Weltherrscher in seiner blutigen Pracht der fahle Schatten des Gegeißelten gegenüber, auch in einem Königsmantel, doch überströmt vom eigenen freiwillig vergossenen Blut und sie messen sich stumm Auge in Auge, — der Usurpator, aber, erbleicht!

Endlich stürzt Gott den Gegengott im Augenblick, da er sich ihm am ähnlichsten dünkt, hinab in tiefstes Elend und tiefste Schmach. Der Weltfeind ist bezwungen und der lange verhaltene Völkerhaß, befreit von dem unerträglichen Druck, sprüht hoch auf und wälzt noch über das einsame Büssergrab auf Sankt Helena seinen Gischts von Verwünschungen und Flüchen hin. Da breitet der Sieger in Oberammergau verzeihend die Arme aus und ruft auch ihm sein großes Gnadenwort zu: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ — — —

Eine Zeit des Friedens bricht nun an, das Jahrhundert des Gedankens! Nach den großen Anstrengungen der Befreiungskriege tritt im politischen Leben ein Stillstand ein und diesen benutzten die Völker, um nachzuholen, was sie während den Zeiten der Welthändel in der Kulturentwicklung versäumt. Eine Flut von Ideen überströmt die Welt. Der neuen langentbehrten Geistesarbeit froh, regen sich alle Fähigkeiten. Das ist ein Wettkampf und ein Ringen um den Preis auf jeglichem Gebiet! Im Gefühl der neuermachenden Kraft wagt sich das junge Geschlecht von Aufgabe zu Aufgabe, und mit jeder wird es größer. Mit der wachsenden Produktion steigert sich auch das Assimilationsvermögen. Was Großes in anderen Jahrhunderten geschaffen, es wird hereingezogen in den eigenen nationalen Kreis, es ist, als wäre es jetzt erst entdeckt worden. Woran die erleuchteten Geister früherer Epochen sich vergeblich gemüht, verzehrt, verblutet hatten, jetzt geht es auf in vollen Halmen, und das Jahrhundert setzt den Verkannten Monu-

mente und schmückt sie mit dem Erntekranz dessen, was sie unter Thränen gesäet.

Was Galvani, was Salomon de Caüs unverstanden und ungehört vorbereitet, als schnaubendes Dampfroß, als blitzender Bote, macht es jetzt den Triumphzug über die Erde, vom Gedanken getragen, und den Gedanken tragend!

Das Jahrhundert, das einen Schiller und Goethe reifte, versteht erst einen Shakespeare. Sophokles und Euripides steigen aus ihren tausendjährigen Gräbern, die Archäologie schaufelt die versunkene Welt Homers aus dem Schacht der Erde, ein Canova, ein Thorwaldsen, ein Cornelius, Kaulbach und wie sie alle heißen, die großen Meister der Renaissanceperiode unserer Zeit, sie nehmen die Meißel und Pinsel Phidias' und Michelangelos, Raphaels und Rubens' wieder auf, die so lange geruht. Was vor Jahrtausenden Aristoteles und vor einem Jahrhundert Winckelmann und Lessing gelehrt: die Kenntnis der Kunstgesetze, das Verständnis des Schönen, es ist kein totes Kapital mehr in den Händen der Fachgelehrtheit, es zirkuliert in den pulsierenden Adern lebenskräftiger Kulturentwicklung, es fordert das Höchste und leistet das Höchste!

Der Ring zwischen alter und neuer Kultur hat sich geschlossen, jede Kluft ist überbrückt. Es ist ein Wechselwirken alter und neuer Kräfte, eine Gemeinsamkeit der Arbeit aller Völker und aller Jahrhunderte, als gäbe es keine Trennung von Raum und Zeit mehr, als gäbe es nur noch eine einzige ewige Kunst, eine einzige ewige Wissenschaft. Die Materie ist unter die Füße der auf-

steigenden Menschheit getreten, die Wissenschaft hat sie bewältigt, die Industrie sie nutzbar gemacht und die Kunst hat sie verklärt.

Aber auch dies Licht, das so plötzlich die Welt durchflammt, wirft seine Schatten. Der Fortschritt in Kunst und Wissenschaft reißt das Urteil, das Urteil aber wird zur Kritik und die Kritik zur Negation. Der Dualismus, der durch die ganze Schöpfung geht, das schaffende und das zerstörende, das bejahende und das verneinende Prinzip, es kann auch jetzt, auch hier nicht ausbleiben, es muß auch hier den alten nie ausgefochtenen Kampf kämpfen. Gegenüber dem Glauben tritt die kritische Analyse, gegenüber dem Idealismus der Materialismus, gegenüber dem Optimismus der Pessimismus! Die Menschheit ist an der äußersten Grenze der Erkenntnis angekommen, aber das genügt ihr nicht in ihrem unaufhaltsamen Siegeslauf, sie will sie durchbrechen und den Gott ergründen, der sich dahinter verbirgt. Denn, dem alles zerlegenden Seziermesser, dem nichts widerstand, darf sich das Herz eines Gottes nicht entziehen! Aber die Grenze ist undurchdringlich. Und der eine Teil, satt der vergeblichen Mühe, zerrt die Aufwärtstrebenden zurück: „Hinab zur Materie, der ihr entstammt, was sucht ihr noch? Die Wissenschaft hat das Höchste erreicht, sie hat das Protoplasma gefunden, aus dem alle Organismen hervorgegangen sind. Was ist nun der zeugende Gott? Ein physiologisch-chemischer Lebensprozeß in einer Zellsubstanz! Und zu diesem wollt ihr beten, für diesen wollt ihr leiden, ihr Thoren?“

Ein anderer Teil wendet sich, angewidert, von dieser

cynischen Ausbeutung wissenschaftlicher Ergebnisse ab und wirft sich der Schönheit in die Arme, in ihr das Göttliche suchend, ein dritter Teil aber harret aus und kämpft zwischen Himmel und Erde, in der dunkeln Ahnung, dem Ziele am nächsten zu sein! Es ist ein gewaltiges Ringen, als müsse die Welt zerspringen von dem Hochdruck nach Raum verlangender Kraft, unvereinbarer Gegensätze!

Da, mitten durch die Schwüle der Hörsäle, durch die Fülle der Gesichte in Kunst und Wissenschaft, tönt eine längst vergessene Stimme aus der Kinderzeit! Und die gespannten Blicke wenden sich plötzlich ab von den Lehrern und Seziertischen, ab von den glänzenden Erscheinungen der Kunst und Sinnenwelt, der Bretterbühne Oberammergau, dem Passionspiel, zu.

Da steht sie wieder, die unscheinbare Gestalt mit der Dornenkrone und dem wehmütig fragenden Blick. Und mit einem Schlage fliegen ihr die Herzen zu, und wie der ausgewanderte, reich gewordene Sohn, nachdem er alles genossen und besessen, sich immer wieder zurücksehnt nach der Armut der Heimat und dem verlassenen Vater reuig zu Füßen sinkt, so wirft sich die Menschheit mitten aus diesem Rausch des Erkennens und Genießens heraus, schluchzend nieder vor der blassen Pflanze des Nazarener-tums und streckt sehnsüchtig die Arme nach dem rohen hölzernen Kreuz aus, an dem sie blüht!

Max Müller, der gewaltige Denker, sagt in seinen vergleichenden Religionsstudien: „Nie empfinden wir die Vorzüge unserer Heimat lebhafter, als wenn wir aus der Fremde zurückkehren, und dasselbe ist bei unserer Religion

der Fall.“ Das zeigt sich hier! Leugne es, wer kann! Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß gerade in einer Zeit, wo Kunst und Wissenschaft die höchsten Stufen der Entwicklung erreicht haben, das Oberammergauer Passionspiel eine Würdigung findet wie nie zuvor, — daß gerade in diesem kritischen Zeitalter, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, die Menschen dem Passionspiel zuströmen in immer wachsenden Scharen. Und nicht etwa die Ungebildeten und Unwissenden, nein, die Gebildeten: Künstler und Gelehrte, Staatsmänner und Monarchen. So, daß das arme Dorf nicht mehr Raum hat, die Gäste alle zu beherbergen, daß es erschütternd ist, zu sehen, wie sich die Völkerwoge brausend hereinwälzt am Vorabend des Spiels, erstickend, alles überflutend! Und wie sie dann am Morgen der Handlung stille wird, und buchtet in dem schmucklosen Raum, den sie das „Theater“ nennen, wie sie sich gleichsam glättet, als schweige jeder Sturm im Innern und Aeußern unter dem Hauch der einfältigen, bald zweitausend Jahre alten Worte! Wie sie mit angehaltenem Atem der schlichten Handlung lauscht, sieben Stunden lang, ohne der Zeit zu achten, die weit über das Maß dessen geht, was unsere leicht ermüdeten Nerven zu ertragen gewohnt sind!

Was ist es denn, daß der Höchste wie der Niedrigste, der Reichste wie der Armste, der Fürst wie der Tagelöhner ohne Murren auf Stroh schläft, wenn kein Bett mehr vorhanden? Daß sich der Verwöhnteste Hunger und Durst, der Zarteste Hitze und Kälte gefallen läßt, der Aengstlichste unerschrocken den beschwerlichen Wanderzug über den Etztaler Berg mitmacht? Wäre es nur die Neugier, eine

Schar armer Schnitzer, Bauern und Holzfäller die alte, tausendmal abgeleierte Geschichte in einem schlechteren Deutsch, als wir es in der Schule gehört, unter freiem Himmel, unter Sonnenbrand und Regen, noch einmal herunterleiern zu hören, wie die Gegner des Passionsspiels sagen? Kämen dafür die Menschen der halben bewohnten Erde, alle zehn Jahre, von nah und fern, von Süden und Norden, von den Bergen und aus den Thälern, aus Palästen und Hütten, über Meere und Länder? — — — Sicher nicht! Was also ist es? Ein Wunder?

Wer das Passionspiel sah, dem ist es offenbar, wer es aber nicht gesehen, dem ist es schwer zu erklären!

Die Gottheit bleibt unserem irdischen Sinn verborgen und unerreichbar, wie das verschleierte Bild zu Sais. Jeder Versuch, den Schleier gewaltsam zu lüften, rächt sich bitter.

Was gewinnen jene modernen Socinianer und Abo-
rauten, die mit schlecht geheuchelter Pietät das Geheimnis ans Licht ziehen wollen und den Gott zum Menschen machen, um in der elenden Puppe sich selbst anzubeten? Und wenn sie ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstünden, sie würden immer nur sich selbst sehen und er würde ihnen zurufen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“

Und wiederum, was gewinnen unsere Pantheisten, die sich den Menschen zum Gott machen, um in ihm das Unerreichbare zu umfassen? Sie werden später oder früher erkennen, daß sie die Wirkung für die Ursache nahmen und die Form für das Wesen! Ekel und Enttäuschung

ist ihr Los, wie das Los aller, die nichts haben als —
den Menschen!

Aber die, welchen das Sichtbare nur das Symbol
des Unsichtbaren ist und sie lehrt, von der Wirkung
auf die Ursache zu schließen, diese werden mit unaus-
bleiblicher Folgerichtigkeit von der Form zum Wesen,
von der Täuschung zur Wahrheit gelangen!

Das ist das Wunder des modernen Gethemane,
wovon dies Buch erzählen will.

Erstes Kapitel.

Ein Phantom.

Groß und ernst ragt der Fofel, das Wahrzeichen und fchützende Felfenbollwerk Oberammergauß, mit feinem einsamen Kreuz in den Abendhimmel empor; wie eine drohend erhobene Hand, die einem andrängenden Feind das bannende Siegeszeichen entgegenhält.

Es ist Abend und weithin über das stille Thal fällt der dunkle Schatten des gewaltigen Schirmers. Im verglimmenden Abendschein erglänzt fahl das einfache Kreuz, das seit Jahrhunderten dort oben steht, oftmalß erneut, aber immer in derselben Größe, daß es weithin gesehen wird von den Scharen, die aus der Tiefe herauspilgern, sehnsüchtig ausschauend nach dem Endziel der beschwerlichen Fahrt über die steilen und unwirtlichen Gebirge.

Es ist Freitag. Eine lange Wagenreihe wälzt sich wie eine große Schlange den Ettaler Berg herauf. Zwei hohelegante Landauer zeichnen sich von dem Troß besonders aus. Der vordere mit vier Pferden bespannt, und diese prachtvoll aufgeschirrt, eine geschlossene Krone auf dem Riemenzeug, übermütig tänzelnd in dem langsamem Zug,

als wäre der Aufstieg über den Ettaler Berg für Tiere dieser Klasse ein Spaß. Im ersten Wagen, der aufgeschlagen ist, lehnt ein Herr und eine Dame, stumm, b'asiert, teilnamlos gegen die Umgebung und anscheinend auch gegeneinander; im zweiten sitzt eine Kammerfrau, ein Kammerdiener und hoch oben auf dem Boock der Reisemarschall mit der vornehmen Amtsmiene, die der Welt verkündet, daß es ein großes Haus sei, dem er die Ehre habe zu dienen, und diesem überall die teuersten Preise zu sichern! Die Gebieterin dieses stolzen Gefolges ist trotz ihrer gesenkten Wimpern und ihrer fast leblosen Miene von so eigenartiger Schönheit, daß sie auch aus dem Gewirr von Schleiern und Shawls heraus auffallen muß. Dunkelblondes, seidenweiches Haar umspinnt wie ein dustiges Gewebe ihre Stirn und breitet einen warmen Schimmer über ein Gesicht, bleich wie eine Theerose, durchgeistigt und doch von wunderbarer Weichheit und Sinnlichkeit der Formen. Und als wolle die Sonne neugierig die niedergeschlagenen Wimpern durchdringen, um die Augen zu grüßen, die dahinter verborgen, so flammt sie noch einmal aus dem zerrissenen Abendgewölk auf und wirft mit ihren Strahlen goldene fliegende Brücken von Berg zu Berg. Und jetzt hebt sich auch die geschlossene Wimper, den Strahlengruß zu erwidern und ein dunkelschimmerndes Auge von rätselhafter Farbe, die in jeder Sekunde wechselt, blickt empor und folgt, unwillkürlich angezogen, den zitternden Lichtern, die an der Felswand emporgleiten. Aber da winkt etwas aus einer halb verborgenen Höhle heraus und die Lichter verweilen einen Augenblick auf einem bleichen Gesicht:

es ist ein Christus, von Holz geschnitten, der mit der erhobenen Hand den Ankömmlingen den Willkomm bietet. Aber die, welche da ankommt, versteht seine Sprache nicht, der Gruß bleibt unerwidert.

Und weiter gleiten die Sonnenstrahlen, als wollten sie sagen: „Ist's dieser nicht, — so ist's vielleicht dieser, den du suchst?“ Und jetzt — machen sie Halt! — Auf schroffer Höhe, ganz übergossen von einer Glorie von Licht, steht ein Wanderer, halb versteckt von grünem Gezweige, und blickt ruhig überlegen auf das bunte ängstliche Gewühl da unten herab. Den Hut hat er abgenommen und sich, von raschem Gehen erhitzt, die Stirn getrocknet. Lange schwarze Locken, in der Mitte gescheitelt, umwallen rechts und links ein majestätisch ernstes Gesicht mit schwarzem Bart und schwarzen seltsam schwermütigen, weithin schauenden Augen. Das vom Wind verwehte Haar verfängt sich in einem Dornenzweig, der um die früh gefurchte Stirn schwankt. Rötlich erglänzen die scharfen Stacheln in dem grellen Abendschein, als wären sie gefärbt vom Blut des Hauptes, das traumversunken an ihrem Stamme lehnt. Die Pilgerin da unten durchzuckt es, sie richtet sich plötzlich auf, als sei sie aus einem Schlaf erwacht! Die wandernden Strahlen, die ihren Blick hinaufführten, — führen aber auch den Blick des einsamen Mannes da oben herunter — und auf der goldenen Brücke begegnen sich zwei leuchtende Augenpaare. Wie zwei Wanderer, die sich auf schmalem Stege nicht ausweichen können, so blicken sie sich an, so bleiben sie voreinander stehen. — Sie fassen sich, sie halten sich, — eines muß im andern vergehen — denn keines läßt das andere vorbei!

Da erlischt der Sonnenstrahl, die Brücke ist versunken und die Erscheinung im Waldesschatten entschwunden.

„Sahen Sie das?“ fragt die Fremde ihren Begleiter, der ebenfalls an der Bergwand emporgeblickt hatte.

„Was soll ich gesehen haben?“

„Nun — den — den —“ die Fremde unterbricht sich — sie weiß nicht, wie sie's bezeichnen soll, sie wollte sagen, „den Mann da oben“, das Wort ist ihr aber zu profaisch, sie findet kein anderes und vollendet nur: „den da oben!“ Der Begleiter blickt kopfschüttelnd gen Himmel.

„Den da oben? Ich glaube, Gräfin,“ sagt er lächelnd, „die Luft Ammergaus fängt schon an, auf Sie zu wirken! Sie haben bereits, wie es scheint, religiöse Hallucinationen — oder sagen wir, um uns der Sprache dieses geheiligten Bodens zu bedienen — himmlische Gesichte!“

Die Gräfin lehnt sich verstummt in ihre Ecke zurück, der kalte harte Zug von vorhin verbreitet sich wieder um den eben noch so lieblich geöffneten Mund.

„Aber ich bitte Sie, was sahen Sie denn? So erzählen Sie mir es doch wenigstens, da ich nicht so glücklich bin, solcher Visionen gewürdigt zu werden,“ spricht der Begleiter mit gutmütiger Ironie; „wie, oder war es zu erhaben, um einem so profanen Weltmenschen wie ich mitgeteilt zu werden?“

„Ja!“ sagt sie kurz und legt die Hand über die Augen, als wolle sie den fahlen Dämmerchein von außen abschließen, um die Lichterscheinung desto heller im Innern zu sehen. Dann spricht sie kein Wort mehr.

Es wird allmählich dunkel, der feuchende Zug hat das

Dorf erreicht. Jetzt wird Trab gefahren und der feierlichen Gelegenheit gemäß von den Kutschern ein gewaltiger Lärm gemacht. Furchtbar schwanken die Wagen in den ausgefahrenen Geleisen — Peitschengeknall, Rädergerassel, Geschrei entfliehender Kinder und Hühner, Hundegebell — und damit nichts fehle, um das verworrene Treiben zu vervollständigen, rast jetzt auch eine heulende Windsbraut darüber hin und jagt das zerrissene Abendgewölk zur Wetterwolke geballt vor sich her.

„Das fehlte nur — auch noch Regen!“ murt der Herr im Wagen, „soll ich schließen lassen?“

„Nein!“ sagt die Gräfin und spannt den Schirm auf; „wer hätte das gedacht, vor zehn Minuten noch schien die Sonne!“

„Ja, in den Bergen geht das rasch — ich sah es übrigens kommen! — Während Sie, Gott weiß was für einen biederen Holzfäller da oben als himmlische Erscheinung bewunderten, beobachtete ich das herannahende Gewitter.“ Er zieht die herabgeglittenen Reisedecken über die Gräfin und sich herauf und streckt sich behaglich darunter aus: „Wie Gott will — ich halte still! Mit gefangen, mit gefangen! heißt es da — und wer ginge für Sie nicht durch Wasser und Feuer, Gräfin?“ Er sucht die Hand der Dame, die er aber in dem Gewirr von Decken und Shawls nicht findet. Verstimmt beißt er sich die Lippen; er hatte erwartet, daß ihm die gesuchte Hand dankbar für so lebenswürdig bewährte Treue entgegen käme! Der Regen klatscht ihm in großen Tropfen in das Gesicht.

„Nicht einmal eine Hand für diese Höllenfahrt in das Bauernnest!“ murt er in sich hinein.

Die Wagen donnern an der hochgelegenen Kirche vorbei, die Blumen und Kreuze auf den Gräbern des stillen Friedhofs erzittern von der Erschütterung des Bodens. Im Pfarrhof ist bereits Licht angezündet, der Geistliche tritt ans Fenster und blickt ruhig auf das längst gewohnte Schauspiel: „Die armen Reisenden bei dem Wetter!“

Ein Wagen um den andern biegt da und dort in eine Straße ab, oder hält vor einem Hause.

Nur die Gräfin und ihre Begleiter sind noch immer nicht am Ziel. Indessen ist es völlig Nacht geworden. Es muß gehalten werden, um den Wagen zu schließen und die Laternen anzuzünden, denn Regen und Dunkelheit sind zu dicht, die Reisenden sind völlig durchnäßt. Ein eifiger Wind, wie er im Gebirge bei Gewittern nicht ausbleibt, zerpeitscht ihnen das Gesicht, daß sie kaum die Augen öffnen können. Der Diener ist in der Finsternis ungeschickt, das Dach aufzuschlagen, alles Handgepäck fällt übereinander und den Insassen auf den Kopf. — der Kutscher kann die Pferde kaum mehr zum Stehen bringen, sie scheuen in dem Gewimmel nach Wohnung herumirrender Leute. Er ist des Ortes unkundig und, mühsam das stampfende Viergespann in Ordnung erhaltend, fragt er in abgebrochenen Worten vom Bock herab nach dem Wege und vernimmt mit halbem Ohr in dem Getöse undeutliche Antworten. — Indessen ist das Gefolge herangekommen. Die Gräfin befiehlt dem Reifemarschall, mit dem zweiten Wagen vorzufahren und einstweilen in dem bezeichneten Hause Quartier zu machen. Der Reifemarschall vermißt sich, den Weg in dem kleinen Ort

leicht zu finden und fährt voraus. Die Gräfin unterdrückt kaum mehr ihren Unmut.

„Eine abscheuliche Fahrt — die erhitzten Pferde den Berg herauf und jetzt dieses Wetter. — Nicht einmal die Laternen wollen brennen, der Wind löscht sie immer wieder aus! Sie hatten recht, Prinz, wir hätten einen Miet —“. Sie vollendet das Wort nicht — denn das Licht der mühsam entzündeten Wagenlaternen fällt auf eine rasch vorüberstreichende Gestalt, die in der unsicheren Beleuchtung fast übernatürlich groß erscheint. Langes schwarzes Haar wallt durchnäht im Winde unter dem breitkremigen Hut hervor. Der Wanderer ist ohne Schirm offenbar auch vom Regen überrascht worden und eilt heim, — aber nicht ängstlich, hastig wie einer, dem es auf ein paar Tropfen Regen mehr oder weniger ankommt, sondern nur wie einer, der von niemand angesprochen sein will. — Die Gräfin kann das Gesicht nicht sehen, denn er ist schon vorüber, aber sie sieht noch die Umrisse der schlanken gebieterischen Gestalt in der dunkeln Kleidung, sie bemerkt mit raschem Blick den auffallend elastischen edeln Gang und ein unwillkürliches: „Da ist er wieder!“ entschlüpft laut ihren Lippen. Einem plötzlichen Impuls folgend, ruft sie dem Diener zu: „Fragen Sie doch schnell den Herrn dort, wo das Haus des Andreas Groß ist, in das wir sollen.“

Der Diener folgt auf ein paar Schritte der enteilenden Gestalt und ruft: „Sie —!“ Der Wanderer stutzt einen Augenblick, wendet halb das Haupt, dann aber, als könne er mit dem „Sie —!“ nicht gemeint sein, geht er stolz, ohne sich ein zweites Mal umzusehen, weiter. Der Diener

bleibt schüchtern zurück. Die Gräfin überkommt ein beschämendes Gefühl, als habe sie die Bevue gemacht, irgend eine hochgestellte Person infognito, durch ihren Bedienten anreden zu lassen.

„Der Herr wollte nicht hören,“ entschuldigt sich dieser, verlegen zurückkommend.

„Es ist gut,“ sagt die Gräfin, froh, daß die Dunkelheit ihr Erröten verbirgt. Ein Blitz zuckt herab und ein jäher Donnerschlag erschreckt die Pferde, der Kutscher mahnt.

„Fort!“ ruft die Gräfin, der Lakai springt auf den Bod, man fährt weiter — ein paar Schritte, da taucht die dunkle Gestalt noch einmal neben dem Wagen auf, ruhig dahinschreitend unter dem Donner und Blitz, nur leicht den Kopf nach dem rasselnden Vierspanner umwendend.

Man faust vorbei, — die Gräfin lehnt sich still in die Polster zurück und zeigt nun kein Verlangen mehr, hinauszublicken.

„Sagen Sie mir, Gräfin Madeleine,“ fragt der vorhin mit „Prinz“ Angeredete plötzlich, „was haben Sie heute?“

Die Gräfin lacht. „Mein Gott, wie ernst Sie das fragen! Was soll ich denn haben?“

„Ich werde nicht klug aus Ihnen,“ fährt der Prinz fort, „Sie sind kalt gegen mich und begeistern sich für irgend ein Phantasiegebild, welches Ihnen bereits den ehrenvollen Ausruf: ‚Da ist er wieder‘ entlockt! Ich kann nicht umhin, darüber nachzudenken, welcher unsicherer Besitz die Gunst einer Frau mit so leicht entzündlicher Phantasie ist!“

„Das ist reizend,“ versucht die Gräfin zu scherzen: „Mein Prinz eifersüchtig — auf ein Phantom?!“

„Das ist es eben, wenn ein Phantom schon solche Schwankungen in der Temperatur Ihres Herzens gegen mich hervorbringen kann — wie muß es da um meine Hoffnungen stehen?“

„Beste Prinz. Sie wissen, daß ich diese Frage, welche Ew. Hoheit mir öfters zu stellen geruhen, noch nie beantwortet konnte, ob mit oder ohne Phantom!“

„Ich glaube, Gräfin, ein solches ist es immer, was sich zwischen uns stellt! Sie jagen irgend einem unbekanntem Ideal nach, das Sie in mir, dem Realisten, nicht finden, der Ihnen nichts zu bieten hat, als profaische Güter — wie seine Hand, sein Fürstentum und eine Neigung, für welche ihm leider die poetischen Phrasen fehlen.“

„Sie übertreiben, Prinz, und werden bitter. Il y a un brin de vérité — ich bin immer ehrlich! — Sie sind mir, Sie wissen es, von allen meinen Bewerbern der liebste! Aber es ist richtig, daß ein Unbekannter Ihnen den Rang streitig macht! Das ist nichts anderes als ein Mensch — wie ich ihn mir denke —, einen solchen gibt es aber nicht, und darum haben Sie auch nichts zu fürchten.“

„Aber, Gräfin, was für ein Ideal verlangen Sie denn eigentlich, daß man es nicht sollte erreichen können?“

„Ach, ein so einfaches und dennoch, ihr konventionellen Naturen, ihr werdet es nie verstehen: Es ist die Einfalt des verlorenen Paradieses, in das ihr nie zurückkehren könnt! Ich bin eine Natur der Ideale — ich bin überschwenglich und bedarf der Ueberschwenglichkeit; Ihr aber nennt mich eine Phantastin, wo es mir heiliger Ernst ist! Ich verlange nach einem Menschen, der an meine Ideale glaubt, ich will

keinen Mann, vor dem ich sie verbergen muß, um sie nicht belächelt zu sehen und mich so im Besten, was ich bin, nicht wahr geben darf. Der, den meine Seele sucht, der müßte zugleich ein Mann und ein Kind sein — ein Mann im Charakter und ein Kind im Gemüt! Aber — wo findet sich das in unseren modernen Kreisen? Wo ist da Weichheit ohne schwächliche Sentimentalität? Wo Schwärmerei ohne phantastische Verschwommenheit, wo Herzenseinfalt ohne Beschränktheit? Wer heutzutage männlichen Charakters und starken Geistes ist, der kann sich den Anforderungen, die Wissenschaft und Politik an den Mann stellen, nicht entziehen, und das beeinträchtigt das Gemütsleben, entwickelt vorherrschend das konkrete Denken, macht realistisch und kritisch. Aber von allen, die an diesem Fehler unserer Zeit leiden, sind Sie immer noch der Beste, mein Prinz!“ setzt sie lächelnd hinzu.

„Das ist ein leidiger Trost!“ sagt der Prinz vor sich hin, „es ist ein eigenes Ding, solch einen unsichtbaren Nebenbuhler zu haben! — Wer steht mir dafür, daß nicht einmal eine Persönlichkeit kommt, auf die das Signalement paßt?“

„Deshalb, mein Prinz,“ sagt die Gräfin ernst, „habe ich Ihnen auch mein Jawort noch nicht gegeben!“

Der Prinz seufzt tief auf und erwidert nichts. Er schaut in das tosende Regenwetter hinaus. Nach einer Weile sagt er leise: „Wenn ich Sie nicht so liebte, Gräfin Madeleine!“

„So ließen Sie sich nicht so lange von mir hinhalten, nicht wahr?“ fragt die Gräfin und reicht ihm, wie um Vergebung bittend, die Hand. — Diese eine, halb unbewusste

Freundlichkeit entwaffnet den erbitterten Freund. Er biegt sich über die kleine schmale Hand und zieht sie mit „Empressement“ an die Lippen. „Sie muß doch mein werden!“ sagt er sich zum Trost, wie alle Männer, deren Hoffnungen zweifelhaft sind, „ich werde wohl den Kampf mit einem Phantom aufnehmen können!“

Zweites Kapitel.

Alt-Ammergau.

Endlich nach einer langen Irrfahrt und häufigen Erkundigungen ist das Ziel erreicht. Der triefende, entsetzlich geschüttelte Wagen hält mit zwei Rädern in einem Graben, der von Regenwasser gefüllt den Weg bis zum Hause überschwemmt. — Der Reismarschall und die Dienerin scheinen den Weg auch verfehlt zu haben, denn der zweite Wagen ist noch nicht da. Aus der niederen Hausthür eilen dienstbesessenen Leute heraus, unsicher flackernde, dünne Kerzen mit der Hand schützend. Die Gräfin erschrickt — was für Gesichter! Ein alter Mann mit einer entsetzlich konfiszierten Physiognomie, langem grauem Haar und einem spitzen Judenbart, scharfgeschnittener gebogener Nase und lebhaft blitzenden Augen. Desgleichen zwei ältliche Frauengestalten, eine kleine rundliche mit etwas vorstehenden Augen und schwarzem krausem Haar und eine große hagere, ebenfalls unheimlich aussehende Person mit wirrem kohlschwarzem Haar, starkgebogener Nase und glitzernden schwarzen Augen.

In dem unheimlichen Schatten, welchen die wehenden Lichter noch auf die scharf markierten Gesichter werfen, sieht die ganze Gesellschaft allerdings zum Erschrecken einer Zigeunerbande ähnlich!

„Mein Gott, so sehen die Ammergauer aus!“ flüstert die Gräfin enttäuscht.

„Sind wir hier recht bei dem Schnitzer Groß?“ fragt der Prinz.

„Zu dienen,“ ist die Antwort; „Bildhauer Groß! Haben Sie bei uns bestellt?“

„Man hat von Tegernsee aus um Wohnung an Sie geschrieben. Reichsgräfin von Wildenau, Erlaucht!“ erklärt der Prinz.

„Ach ja -- jawohl! Alles in Ordnung! Die Herrschaften logieren bei uns, für Wagen und Dienerschaft besorgte ich Unterkommen in der alten Post. Hab' die Ehr', einen recht guten Abend zu wünschen!“ sagt der Alte wie zum Hohn auf die Schrecken dieser Fahrt. „Es thut mir nur leid, daß Sie so schlechtes Wetter getroffen haben. Wir haben aber auch heuer alleweil Regen!“

Der Prinz steigt aus — das Wasser spritzt hoch an ihm hinauf.

„O Sephi, hol doch schnell ein Brett, die Frau Gräfin können ja nicht aussteigen!“ ruft der Alte mit lebhaftem Schmerz über die der Frau Gräfin bevorstehenden Leiden. Sephi, das lange hagere der beiden weiblichen Individuen, schleppt flink ein Brett aus dem Garten herbei, während ein einäugiger Hund hierüber aufgebracht ein wütendes Gebell anschlägt.

Das Brett wird angelegt, geht aber sogleich unter in der Flut und die Gräfin muß wohl oder übel durch das Wasser waten. — Beim Aussteigen hat sie ein Gefühl, als stieße sie mit der Stirn an die Kante des weit überhängenden Hausdaches — so nieder ist die Barade. Uralte nachgedunkelte Freskomalereien dehnen und recken sich fragenhaft in dem unruhigen Schein der Lichter. Der Gräfin wird es immer unheimlicher.

„Soll ich Sie hinüber tragen?“ fragt der Prinz.

„Je vous en prie!“ sagt sie abweisend und strafend, während ihr kleiner Fuß in der Lache Grund sucht. Eiskalt läuft ihr das Wasser in die feinen Stiefel bis zum Knöchel. Sie war so voll Erwartung und in so poetischer Stimmung und jetzt schlägt ihr die nackte Wirklichkeit mit schmutziger kalter Faust ins Gesicht! Ein Schauer von Frost überrieselt sie, während sie schweigend durch das Wasser schreitet.

„Treten Sie nur hier ein, Ihre Zimmer sind gerichtet!“ sagt der Alte tröstend. „Zimmer!“ das nennen die Ammergauer Zimmer!

Sie treten an einer, von Myriaden Fliegen geschwärzten, Küche vorbei in einen Raum, der sonst die Schnitzwerkstatt, jetzt als drawing-room benutzt wird. Auf einem alten zerrissenen Sofa schlafen zwei Kinder, in den Ecken liegen für die Nacht gerüstete Strohsäcke, denn die Leute vom Haus finden es selbstverständlich, daß sie in der Passionszeit keine Betten haben. Eine rauchende Petroleumlampe hängt von der dunkeln verwitterten Holzdecke herab und verbreitet mehr Qualm als Licht. Das „Zimmer“ ist so nieder, daß die Gräfin kaum glaubt aufrecht stehen zu können und zum

Ueberfluß hat sich die Decke auch noch gesenkt; das Gebälk, vom Alter nach abwärts gebogen, droht in der bangen qualmigen Atmosphäre jeden Augenblick herabzustürzen.

Ein erstickendes Gefühl befällt die Eintretende. Sie ist zum Tode erschöpft, durchfroren, nervös-unleidlich bis zu Thränen. Die weißen Zähne klirren ihr aneinander. Frost und Unbehagen schütteln sie. Der Hausherr öffnet eine niedere Thür zu einem Verschlage, in dem zwei Betten, ein Tisch, ein uralter dunkler Schrank und zwei Stühle stehen.

„So,“ sagt er zufrieden, die Fremden so gut beherbergt zu wissen, „das ist Ihr Zimmer! Nun ruhen Sie sich aus und wenn Sie etwas wünschen, so rufen Sie nur, dann kommt gleich eine von meinen Töchtern und bedient Sie.“

„Ja, aber bester Mann, wo logiere denn ich?“ fragt der Prinz.

„Ja so — gehören Sie nicht zusammen? Ja, dann müssen die Frau Gräfin eben mit einer anderen Dame zusammen schlafen und der Herr hier oben!“

Er zeigt nach einer kleinen Treppe in der Ecke, wo man nach der Sitte alter Bauernhäuser von einem Zimmer durch eine Fallthür direkt in ein darüber gelegenes hinaufsteigt.

„Aber ich bitte Sie, da kann ich doch nicht wohnen, das würde ja die Dame inkommodieren,“ sagt der Prinz. „Haben Sie denn weiter keine Zimmer?“

„Ja, gewiß, aber die sind für morgen bestellt!“ sagt Andreas Groß, während die zwei Schwestern in Ehrfurcht erstarrt ratlos dabeistehen.

„So geben Sie mir die Zimmer und schicken Sie die anderen Leute fort.“

„O das geht nicht, lieber Herr, Sie hören doch, daß sie versprochen sind.“

„Mein Gott, ich zahle Ihnen das Doppelte, das Zehnfache —“

„Aber, lieber Herr, wenn Sie mir das Zwanzigfache bezahlten — ich könnte es nicht thun, ich darf doch mein Wort nicht brechen!“ sagt der Alte mit sanfter Bestimmtheit.

„Aha,“ denkt der Prinz, „der will mich schrauben — nun erst recht nicht! Gräfin, Sie gestatten, daß ich mich auf eine Viertelstunde verabschiede, um mir eine andere Wohnung zu suchen!“

„Je vous prie au nom de Dieu cherchez aussi pour moi — il vaudrait mieux passer la nuit en voiture que de loger ici!“ klagt die Gräfin.

„Oui, c'est affreux! Voyons, il ne sera pas difficile d'attraper quelque chose de plus convenable! Adieu!“

„Ne me laissez pas trop longtemps seule avec ces brigands. Retournez vite, cher ami, j'ai peur!“

„Vraiment —?“ lächelt der Prinz und ein Strahl süßer Empfindung blitzt im Fortteilen aus seinen Augen.

Indessen ist das kleine Mädchen, das auf dem Sofa schlief, wach geworden und auch herbeigekommen.

Die Gräfin bittet die Leute, sich zu entfernen, um endlich auszuruhen. Diese ziehen sich bescheiden zurück. Als sie aber die Thür schließen will, ist weder Schloß noch Riegel daran, nur ein Drahthäkchen, welches in ein lottriges Ringchen eingehängt wird.

„Ich bitte Sie,“ sagt die Gräfin entsetzt, „da kann man ja nicht einmal schließen!“

„O Sie brauchen sich nicht zu fürchten,“ tröstet der Alte, „wir schlafen ja neben Ihnen!“ Das ist's aber eben, was die Gräfin fürchtet, neben diesen unheimlichen Gesichtern wohnen und nicht schließen können!

Sie hängt den jämmerlichen Draht ein und setzt sich auf eines der Betten, welche keine Matrasen, — nur Koste haben. Sie legt die Hand über das Gesicht und läßt ihren unmutigen Thränen freien Lauf. Sie sitzt immer noch in Hut und Mantel, die sie nicht abzulegen wagt, in dem dunkeln Gefühl, von Gefahren umringt zu sein und jeden Augenblick entfliehen zu müssen! In solcher Lage ist man doch sicherer, wenn man Hut und Mantel anhat. Schlimmsten Falls will sie die Nacht über so aufsitzen bleiben. Zu Bett zu gehen, wäre in einem Hause, wo die Decke einbrechen kann und solche verdächtige Gestalten herumschleichen, doch zu riskant! Neben dem Bett, auf dem die Gräfin sitzt, ist eine Thür, die sie in all diesen Schrecken nicht bemerkt hat. Aber jetzt ist ihr, als höre sie durch diese Thür ein Schaben, wie wenn Eisen durchgeföhlt wird. Dann wieder dumpfe Schläge, ein eigentümliches Röcheln. Grauenhafte unerklärliche Töne. — Jetzt thut es einen Schlag wider die Thür, die kaum besser als die andere verriegelt ist — und noch einen.

„Hier ist die Hölle los!“ jammert die Gräfin und springt auf. Ihre kalten, nassen Füße sind wie gelähmt, die Sinne drohen ihr zu schwinden. Und kein Mensch bei ihr in dieser trostlosen Lage. Wo bleibt das Gefolge? Vielleicht sind sie in die Irre gelockt, ermordet und ausgeraubt worden — und dazu tobt das Unwetter mit voller Wut fort.

Erneuter Versuch von außen, die Thür zu sprengen — ein paar schmetternde Stöße bringen sie schon zum Weichen. Die Gräfin hat wie im Traum die Werkstatt erreicht und ruft nun fast ohnmächtig die unheimlichen Gestalten da draußen — ein Schreckniß gegen das andere — zu Hilfe. Mit bleichen Lippen berichtet sie, daß eingebrochen wird — oder daß ein Wahnsinniger, oder einer, der verfolgt wird, herein wolle.

„O, das macht nichts,“ sagt der Alte mit einem, wie es der Bedrängten erscheint, teuflischen Lachen, geht geradewegs hinein, macht unter einem Schreckensschrei der Gräfin die fragliche Thür auf und — herein streckt sich ein Kopf! — Ein liebes, dummes, großes Gesicht glökt mit verwunderten Augen in die Helle und pustet aus weiten, rosenroten Rüstern die fremde Umgebung an. Ein Brauner — ein gutmütiger Fuhrmannsgaul ist Wand an Wand der Schlafkamerad der Reichsgräfin von Wildenau!

„Sehen Sie, das ist der Uebelthäter, es ist ein Luftkopper, daher die schrecklichen Töne, die Sie gehört haben.“

Die Geängstigte betrachtet das gute dumme Pferdsgesicht wie eine himmlische Erscheinung, — aber wie erleichtert sie sich auch fühlt, in dem Bewußtsein dieser Nachbarschaft, und wie sehr sie auch Pferde liebt, so möchte sie sie doch nicht gerade im Bett haben, und da die Thür von dem breiten Elefantenhuf des biederen Tieres bereits halb eingetreten ist, liegt die Vermutung nahe, daß der Braune heute nacht, von dem Geruch des aromatischen Seegrases in den Bettrosten angelockt, das Lager der Gräfin als eine Krippe betrachten möchte, und sie etwas unsanft unter einer schnüffelnden Pferdenase erwachen werde.

„O, das wollen wir gleich haben!“ beruhigt der alte Andreas. „Wir legen ihn an, daß er nicht mehr loskommt, und morgen früh um Vier spannt ihn der Fuhrmann schon wieder ein, dann haben Sie Ruhe!“

„Nachdem man die ganze Nacht kein Auge zugethan hat!“ murmelt die Gräfin und folgt dem Alten, um zu sehen, ob er auch das Pferd sicher anlege. Es ist richtig, das Zimmer, welches mit dem ihren durch eine Thür ohne Schwelle und Schloß verbunden, — ist ein Stall! Ein paar Hühner fliegen erschreckt aus dem Stroh auf — auch das noch! „Wenn der Gaul aus dem Stall ist, werden die Hühner anfangen zu krähen! Welch eine Nacht wird das auf die heutige Strapaze!“ Der Alte lächelt wieder mit einer beleidigenden Ueberlegenheit und sagt:

„Ja, dafür ist man auf dem Lande!“

„Nein, hier bleibe ich nicht — lieber übernachtete ich im Wagen! Wie ist es möglich, daß Menschen hier einen Tag existieren können?“ denkt die Gräfin bei sich.

„Befehlen denn Frau Gräfin nichts zu essen? Soll vielleicht meine Tochter einen Schmarren machen?“

„Einen Schmarren! In dieser Küche, mit diesen Fliegen.“ — Der Gräfin wird es übel. „Nein, ich danke!“ und wenn sie verhungern müßte — hier könnte sie nie einen Bissen essen.

Der Braune ist endlich angebunden und fährt in Ermangelung anderer Beschäftigung fort, auf das intensivste an seiner Krippe zu beißen und Luft zu fangen. Ein entsetzlich nervenerregendes Geräusch für die Nachbarin dadrin im „Nebenzimmer!“ — Jetzt — o Hilfe, Rettung — jetzt

raffelt der andere Wagen vor das Haus: die Kammerjungfer und der Reisemarschall!

„Herein, nur schnell herein!“ ruft ihnen die Gräfin durchs Fenster zu. „Alles aufgepackt lassen — ich bleibe nicht hier!“

Die Jungfer und der Reisemarschall kommen mit sehr erhitzten Gesichtern herein.

„Wo, in aller Welt, bleiben Sie denn so lange?“ herrscht die Gräfin sie an, froh, endlich ihre üble Laune an jemand auslassen zu können.

„Der Kutscher — hat den Weg — verfehlt —“ stottert verlegen der Reisemarschall und streift verstohlen das glühende Gesicht der Jungfer. — Die Gräfin überschaut mit einem Blick die Situation. Jetzt ist sie wieder sie selbst — Furcht und Zagen, die ganze nervöse Schwäche verschwindet vor dem Gefühl der beleidigten Gebieterin, die man eine Stunde lang warten zu lassen wagte und dann mit Gesichtern vor sie hintritt, auf denen der unerlaubte Grund der Verzögerung nur zu deutlich geschrieben steht.

Sie richtet sich hoch auf, sie ist ganz Herrin in dem Augenblick: „Herr Reisemarschall — Sie sind entlassen — kein Wort weiter!“

„Dann bitte ich Ew. Erlaucht auch um meine Entlassung,“ sagt die erregte Kammerjungfer, sich selbst ver-ratend. Ein verächtlicher Blick aus dem Auge der Gräfin trifft die Schuldige, aber ohne sich zu besinnen, sagt sie ruhig:

„Gewährt! Lassen Sie sich beide vom Rentmeister die Löhne ausbezahlen. Adieu!“

Die beiden Gerichteten verlassen bleich und stumm das

Zimmer. Das hatten sie nicht erwartet, aber sie kennen den Charakter ihrer Gebieterin und wissen, daß hier kein Wort weiter gestattet wäre — und kein Bitten und Flehen etwas helfen würde. Auch der Gräfin ist nicht wohl zu Mute. — Da steht sie nun — ohne Kammerjungfer! Zum erstenmal in ihrem Leben soll sie sich selbst bedienen, auspacken — die großen Koffer und Taschen! „Mein Himmel, wie wird das gehen,“ und sie ist so müde und erkältet — und sie weiß nicht einmal, in welcher der vielen Taschen trockene Schuhe und Strümpfe zu finden wären! Soll sie alles herausreißen, jetzt, wo sie es doch wieder einpacken müßte? Denn jetzt muß sie unter allen Umständen in ein anderes Haus, zu zivilisierten Menschen, wo sie eine Bedienung hat und nicht so verlassen ist! O, wäre sie nur nicht in dieses Ammergau gereist — das ist ja ein schrecklicher Ort! Das Heil der Welt möchte man ja nicht mit einem solchen Abend erkaufen! Es ist eine furchtbare Situation in dieser Umgebung — ohne Kammerjungfer!

Und wie das Kleine auch die größte Frau immer klein findet, weil dies Nervensache und nicht Charaktersache ist, so setzt sich die ihrer Dienerschaft gegenüber eben noch so imponierende Frau wieder auf die dürftige Bettstatt und weint wie ein Kind.

Da klopft es leise an die Thür zur Werkstatt. Die Gräfin öffnet und die kleine dicke von den beiden Schwestern tritt schüchtern ein.

„Erlaucht Frau Gräfin, entschuldigen, wir haben erfahren, daß Frau Gräfin die Fräulein Kammerjungfer und den andern Herrn entlassen haben, und da wollt' ich fragen,

ob ich oder meine Schwester nichts helfen könnten? Vielleicht ein wenig auspacken?"

„Ich danke Ihnen — ich wünsche nicht, hier zu übernachten, und hoffe, mein Begleiter wird mir Nachricht bringen, daß er etwas für mich gefunden hat. Ich werde Sie entschädigen, wie Sie es verlangen, aber ich kann hier unmöglich bleiben! Fragen Sie Ihren Vater, was er fordert, ich will Ihnen geben, was Sie nur wollen — aber lassen Sie mich fort.“

Der Alte wird gerufen.

„Ja, Frau Gräfin, da können Sie ganz ruhig sein, wenn es Ihnen bei uns nicht gefällt, da genieren Sie sich nur nicht! Sie brauchen auch gar keine Entschädigung zu zahlen — nur müssen Sie bald dazuthun, sonst bekommen Sie keine andere Wohnung mehr, es geht heuer streng mit den Wohnungen.“

„Ja, aber Sie müssen in jedem Fall von mir eine Entschädigung nehmen, sagen Sie doch nur, was darf ich Ihnen anbieten?“

„Nichts, Frau Gräfin! Was nicht genossen ist, lassen wir uns auch nicht bezahlen!“ sagt der Alte mit einer so imponierenden Bestimmtheit, daß die Gräfin ihn erstaunt anblickt.

„In Ammergau macht man aus dem Vermieten kein Geschäft, Frau Gräfin, das thun nur die fremden Spekulanten, die hier um diese Zeit einen Schnitt machen wollen und, Gott sei's geklagt, Ammergau in den Ruf der Blutsaugerei bringen! Wir echten Ammergauer thun's jeder für die Sache, damit möglichst viele Gäste das Spiel sehen

können, und sind froh, wenn wir unsere Kosten heraus- schlagen! Mehr braucht's nicht."

Die Gräfin sieht auf einmal das konfiszierte Gesicht in einem ganz anderen Licht! Es muß die schlechte Beleuchtung vorhin gewesen sein. Jetzt findet sie auf einmal, daß es ein durchgeistigter und bedeutender Kopf ist. Ja, das gefurchte Gesicht, umwallt von den grauen Haaren, mit den klaren, durchdringenden Augen, hat etwas patriarchalisch Rührendes und Würdevolles. Es kommt ihr auf einmal zur Erkenntnis, daß diese Leute die Masken, die ihre Rollen fordern, von Natur an sich tragen müssen, da nicht geschminkt werden darf, und sich so unwillkürlich der Charakter der Rolle den Zügen ausprägt. Wie man ja auch bei den Schauspielern im Leben sogleich den Charakterspieler und den Liebhaber auseinander kennt.

„Sie spielen mit?“ fragt sie jetzt mit Interesse.

„Ich spiele den Dathan, den jüdischen Oberhändler,“ sagte er stolz. „Ich spiele jetzt schon seit sechzig Jahren mit. Denn als Bub von drei Jahren habe ich in den lebenden Bildern der Eva auf dem Schoß gefessen!“

Die Gräfin kann ein Lächeln nicht unterdrücken, und auch der Alte wird von einer edeln Heiterkeit verklärt.

Das kleine Mädchen, die Tochter der runden, dicken Schwester, schaut durch die Thürspalte und hängt mit leuchtenden Augen an der schönen Frau.

„Wem gehört die Kleine?“ fragt die Gräfin, das Kind mit seinen weichen Locken und den glänzenden Augen betrachtend.

„Es ist meine Enkelin, das Kind meiner Tochter Anna.

Der Vater war ein Fremder, er ist durchgegangen und ließ die Frau und zwei Kinder im Elend zurück. Da nahm ich sie alle drei wieder zu mir.“

Die Gräfin blickt auf die hagere, abgezehrte Gestalt des Alten und auf die wohlgenährte von Mutter und Kind.

„Und wer ernährt sie?“

„O — wir helfen uns so durch,“ sagt der Alte, bescheiden ablenkend. „Wir arbeiten alle zusammen. Und mein Sohn, der Zeichenlehrer, der thut auch viel für uns, ohne den könnten wir freilich nicht durchkommen,“ er unterbricht sich erschrocken, als könne es der Betreffende gehört haben. „Aber man darf's nicht sagen — wenn er das wüßte, er wäre außer sich!“

„Sie scheinen Ihren Sohn ein wenig zu fürchten?“ fragt die Gräfin.

„Ja, o ja — er ist streng, sehr streng und stolz, aber gut!“

Und in den Augen des alten Mannes leuchtet es auf in Liebe und Stolz.

„Wo ist er denn, dieser Sohn?“ fragt die Gräfin gespannt.

„Ach, wissen Sie, der läßt sich nie vor Fremden sehen, wenn er nicht muß!“

„Spielt er auch mit?“

„Nein, er stellt die lebenden Bilder, und das ist eine Aufgabe, wie ein Feldherr, denn er muß da zwei- bis dreihundert Menschen kommandieren, und er hält sie zusammen und sie parieren ihm wie einem General!“

„Das muß ja ein sehr interessanter Mensch sein!“

In diesem Augenblick ertönt der Tritt des Prinzen in der Wohnstube.

„Peut on entrer?“

„Oui mon prince!“

Der Prinz tritt ein, triefend vor Nässe.

„Rien trouvé, excepté une petite chambre pour moi-même dans une chaumière encore plus pauvre que celle-ci! Toutes les grandes maisons remplies jusqu'au grenier. C'est le diable qui nous a entraîné chez ces maudits paysans!“

„Ne dites pas cela!“ spricht die Gräfin ernst. „Ils sont des saints!“

Da sagt das kleine Mädchen leise etwas zu seiner Mutter.

„Wenn es die Herrschaften nicht übel nehmen wollten, mein Kind versteht etwas Französisch und sagt mir eben, Sie hätten kein Logis für die Dame gefunden,“ sagt die Mutter schüchtern, „ich weiß eines in einem sehr hübschen Hause nicht weit von hier. Ich will doch schnell hinüberspringen und sehen, ob es noch zu haben ist. Wenn Sie das bekämen — da ist es viel schöner als bei uns.“ Und sie eilt nach der Thür.

„Halt, Frau,“ ruft der Prinz, „Sie können nicht hinaus, es ist ein wahrer Wolkenbruch, und ein zweites Gewitter zieht soeben herauf.“

„Ja, bleiben Sie,“ ruft die Gräfin, „warten Sie das Wetter ab.“

„Ja, nein, — bei Wohnungen kommt es hier auf die Minute an, — da darf man keinen Augenblick versäumen.“

Und im Nu hat sie ein Tuch übergeworfen und ist zum Haus hinaus. Schon springt sie an dem niederen Fenster vorbei, — ein flammender Blitz erleuchtet das Zimmer und läßt die kleine gebückte Gestalt draußen sich wie eine Silhouette abheben. Ein Donnerschlag folgt rasch.

„Das Gewitter steht gerade über uns,“ sagt der Prinz gutmütig besorgt. „Wir hätten die Frau nicht hinauslassen sollen.“

„D, das macht nichts,“ lächelt der Alte, „das thut sie gern!“

„Dites-moi quels drôles de gens,“ will der Prinz beginnen, aber die Gräfin winkt ihm, da das Kind französisch versteht. Der Prinz sieht sie mit einem komischen Ausdruck an, als wollte er sagen: „Das sind aber sonderbare ‚Briganden‘, die ihren Kindern eine so gute Erziehung geben.“ — Die Gräfin geht ans Fenster und blickt unruhig in das tosende Unwetter hinaus. Ein Gefühl inneren Vorwurfs beschleicht sie, daß sie das gute Geschöpf in diesem Aufruhr der Elemente fortließ! — Noch dazu, wo die Leute keine Entschädigung annehmen und also um einen Verdienst kommen, wenn sich eine andere Wohnung findet.

„Es ist ihr Schaden und dafür diese Bereitwilligkeit!“

Die kleine Gesellschaft hat sich jetzt ins Wohnzimmer gezogen. Die Gräfin sitzt auf der Fensterbank, während Blitz um Blitz und Schlag auf Schlag herschmettert. Jetzt denkt sie nicht mehr an sich, nur noch an das arme Wesen da draußen. Das kleine Mädchen weint leise um

die Mutter, in diesem Wetter! Und schleicht hinaus, unter der Hausthür auf sie zu warten. Der Prinz hat sich frierend auf die Ofenbank gesetzt. Als der alte Groß das bemerkt, geht er still hin und heizt ein, „damit der Herr sich trocknen kann“. Bald knistert ein wärmendes Feuer in dem riesigen grünen Kachelofen, dem Hauptträger der gesunkenen Decke.

„Bitte, schreiben Sie mir die Heizung auf,“ sagt der Prinz beschämt.

Der Alte lächelt:

„Daß doch die Herrschaften alles bezahlen wollen! Wir hätten ja für uns auch Feuer gebraucht!“ Damit verläßt er das Zimmer. Die hagere Schwester findet es nun auch angemessen, die Herrschaften nicht zu stören und geht hinaus.

„Sagen Sie mir, Gräfin,“ beginnt der Prinz, sich behaglich an den warmen Ofen lehrend, „darf ich Ihnen diese wenig genußreiche Atmosphäre mit einer Cigarette parfümieren?“

„Ach gewiß, ich dachte gar nicht mehr daran, daß es überhaupt Cigaretten in der Welt gibt!“

„Scheint mir so,“ sagt der Prinz kaltblütig und bietet der Gräfin sein porte-cigarettes an. Sie mag heute nicht rauchen. Der Prinz kehrt wieder auf seine Ofenbank zurück: „Sagen Sie mir, chère amie, nachdem Sie nun alle Schauer dieser romantischen Situation durchgekostet haben — wie wäre es mit einer Tasse Thee?“

„Thee!“ sagt die Gräfin und sieht ihn wie aus einem Traum erwachend an, „Thee!“

„Ja, Thee,“ persifliert der Prinz; „arme Freundin, Sie müssen ja eine Ewigkeit in der einen Stunde unter diesen ‚Wilden‘ durchlebt haben, daß Ihnen schon die Erinnerung an die besten Errungenschaften der Civilisation verloren gegangen ist.“

„Thee,“ sagt die Gräfin, die jetzt erst fühlt, daß sie am Verschmachten ist, „das wäre etwas, aber ich weiß nicht, wo ich ihn habe! Ich schickte ja die Kammerfrau fort.“

„Jawohl, ich traf das entlassene Paar in voller Verzweiflung! Und ich kann mir denken, daß meine angebetete Gräfin Madeleine — das verzogenste und verwöhnteste aller Kinder des Glückes und der großen Welt — sich jetzt nicht zu helfen weiß. Ich bin darüber keineswegs ungehalten, car j'en profite! Ich darf mich nun als liebende Vorsehung bei Ihnen insinuieren — quelle chance pour un adorateur! N'est ce-pas? Gestatten Sie mir daher, Ihnen die Kammerjungfer — soweit thunlich — zu ersetzen! Ich habe Thee bei mir und mein Kammerdiener, den ich gottlob nicht wegzuschicken brauchte, weil er bei dem schuldigen Paar nur als Elefant funktionierte, harret draußen Ihres Befehls zum Angießen!“

„Que vous êtes bon, mon prince! Aber ich bitte Sie, diese Küche mit den Fliegen.“

„O, das braucht Sie nicht zu beunruhigen. Man sieht, daß Sie noch wenig im Gebirge waren. Ich kenne diese Gebirgsfliegen, sie sind anders als unsere Stadtfliegen, sie besitzen eine eigene Geschicklichkeit, nicht ins Essen zu fallen! Wagen Sie es einmal daraufhin!“

„Ja, aber zuerst müssen wir doch wissen, ob ich die andere Wohnung bekomme!“ sagt die Gräfin wieder kleinlaut.

„Teuerste Gräfin, hindert uns denn das, eine Erquickung zu uns zu nehmen? Seien Sie doch nicht so mutlos,“ lacht der Prinz.

„Ach, Sie haben gut lachen — ich versichere Sie, die Situation ist tragisch genug —“

„Tragisch genug, um der Mühe zu lohnen, eine gewisse Seelengröße dabei zu entwickeln, nicht aber, um echt weiblich alle Fassung zu verlieren.“ Der Prinz schüttelt die Cigarrettenspitze aus und geht, um dem Kammerdiener Anweisung wegen des Thees zu geben. Als er wieder eintritt, kommt ihm die Gräfin plötzlich entgegen, streckt ihm die Hand hin und spricht mit einem berückenden Lächeln: „Prinz, Sie sind heute reizend und ich bin unausstehlich! Ich danke Ihnen für die Geduld, die Sie mit mir haben!“

„Madelaine,“ sagt der Prinz, seine innere Bewegung unterdrückend, „wenn ich nicht wüßte, welch gutes Herz Sie haben, so würde ich Sie für eine Kirke halten, deren Vergnügen es ist, Menschen verrückt zu machen. Hätte ich nicht einen so nüchternen kalten Verstand, wie Sie immer an mir betonen, so würde ich jetzt das Gefühl, was Sie mir so süß entgegenkommen läßt, für Liebe halten und mir eine Enttäuschung holen! So aber bleibe ich mir ganz klar, daß dies nur die Dankbarkeit eines guten Herzens ist für eine kleine, in unangenehmer Lage geleistete Hilfe, und bin zu stolz, um im Ernst zu thun, was ich vorhin im Scherz sagte: de profiter de l'occasion.“

Die Gräfin zieht bis ins Tiefste erkältet und beschämt

die Hand zurück. Da ist er wieder, der trockene, prosaische Alltagsmensch! Hätte er es jetzt verstanden, ihre Stimmung zu nützen, wo er ihr in ihrer hilflosen Lage als Retter in der Not erschienen, wer weiß, was geschehen wäre. Aber das, gerade, war es ja, was er verschmähte — er kennt die Frauen genug, der erfahrene Lebemann, um nicht zu wissen, wie leicht eine Frau in einem Augenblick nervöser Herabstimmung, verzweifelter Verlegenheit und Ratlosigkeit zu gewinnen ist. Aber er, der Roué, der keiner pikanten Situation sonst aus dem Wege geht — ist trotzdem, oder vielleicht gerade, deshalb zu stolz, um die Frau, die er sich zur Lebensgefährtin erkoren, einer solchen Situation verdanken zu wollen. — Die Gräfin fühlt das und ist heimlich froh, daß er sich und sie vor einer Täuschung bewahrte.

„So sind die Frauen,“ sagt er leise und betrachtet sie fast mitleidig. „Für das Linsengericht einer angenehmen Situation verkaufen sie das Erstgeburtsrecht ihrer heiligsten Gefühle.“

„Prinz, das ist eine ernste, bittere Wahrheit, die ich nicht gewöhnt bin, aus Ihrem Munde zu hören. Aber wie tief auch der Abgrund von Realismus sein mag, aus dem Sie diese Erfahrung geschöpft haben, an mir sollen Sie sie nicht bestätigt finden!“

„Das heißt, Sie wollen mich von nun an durch Kälte strafen — während Sie recht gut wissen, daß es eben der Ernst meiner Empfindungen für Sie ist, der mich so handeln läßt! Gräfin, das wäre eine Rache, die Ihrer nicht würdig ist — eine Frau wie Sie darf nicht zu der Klein-

lichen Empfindlichkeit gewöhnlicher Fraueneitelkeit herabsinken.“

„Mein Gott, Prinz — Sie haben ja immer recht, und glauben Sie mir, wenn ich mein Herz im Kopf trüge statt in der Brust, das heißt, wenn man mit dem Verstand lieben könnte, so wäre ich längst die Ihre, aber ach, mein Freund, der Weg vom Kopf bis zum Herzen ist so weit!“

Der Prinz zündet sich wieder eine Cigarette an. — Niemand kann sehen, was in ihm vorgeht. „Tant pis pour moi!“ sagt er achselzuckend und kalt.

In diesem Augenblick flammt das ganze Zimmer auf und ein Donner kracht herab, als wäre die Decke eingestürzt und hätte alles unter sich begraben. Die Gräfin ist wie betäubt.

„Mutter, Mutter!“ tönt draußen ein Schrei. Auf der Straße wird es lebendig. Stimmen werden laut, ein Rufen und Rennen und zwischendurch das Weinen des kleinen Mädchens. — Der Prinz springt ans Fenster, der Gräfin kehrt das Bewußtsein zurück — und welch ein Bewußtsein!

„Da ist jemand vom Blitz getroffen!“ Sie eilt hinaus.

Ein lebloser Körper wird hereingetragen und auf die Bank im Hausgang gelegt. Es ist das kleine gute Geschöpf, das ihre Laune hinausgetrieben hat in das Unwetter — vielleicht in den Tod! Still und bleich liegt sie da mit geschlossenen Augen, die Hände sind kalt, die Züge leichenhaft starr und spitz, aber das Herz schlägt noch unter dem durchnäßten Kittel. Die Gräfin läßt vom Prinzen Eau de Cologne und Niesfalz aus ihrer Handtasche bringen;

sie greift alles geschickt an und der Prinz muß ihr helfen die Pulsadern reiben, — während sie mit den scharfen Essenzen Belebungsversuche macht. Inzwischen wird das weinende Kind von der andern Schwester beschwichtigt. Der alte Groß aber träufelt der Kranken etwas Geistiges aus einer staubigen Flasche ein und spricht ruhig: „Sie müssen sich nicht ängstigen, ich bin so ein halber Doktor, wissen Sie, — es ist nur eine starke Ohnmacht! Der andere ist schlimmer dran.“

„Hat es zwei Personen getroffen?“ fragt die Gräfin entsetzt.

„Ja, einen von der Musik, den ersten Violinspieler.“

Der Gräfin zuckt ein Gedanke durch den Kopf und eine Angst befällt sie, als habe sie hier in Ammergau irgend ein teures Leben, für das sie zittern müsse — und sie kennt doch keinen Menschen.

„O bitte, holen Sie mir einen Plaid aus meinem Zimmer,“ sagt sie zum Prinzen, und als dieser weg ist, fragt sie rasch: „Sagen Sie, ist der Musiker groß?“

„O ja!“

„Hat er langes schwarzes Haar?“

„Nein, er ist hellblond,“ erwidert der Alte.

Die Gräfin schweigt erleichtert, der Prinz kommt zurück. Die Kranke schlägt die Augen auf und ein leises Stöhnen ringt sich aus ihrer Brust.

„Das wird eine schöne Scene geben,“ denkt der Prinz. „Aus solch einer Situation läßt sich ja herrlich Kapital schlagen. Meine Freundin wird jede Thräne mit einem Goldstück aufwiegen dürfen!“

Nach einer kleinen Weile erkennt die Kranke ihre Umgebung und versucht, die Füße von der Bank zu nehmen. „Aber mein Gott, die Frau Gräfin bemühen sich selber; o ich bitt', Frau Gräfin, gehen Sie doch hinein, hier zieht's ja so!“

„Ja, aber Sie kommen mit!“ sagt die Gräfin, „versuchen Sie einmal, ob Sie Ihre Füße gebrauchen können!“

Es geht nicht, die Kranke will einen Schritt machen, die Füße versagen den Dienst.

„Mein Gott,“ klagt die Gräfin tief erschüttert, „sie ist gelähmt — und daran bin ich schuld!“

Da faßt die Kranke sanft die Fingerspitzen der Gräfin und zieht sie an die Lippen: „O ich bitt', machen sich doch Frau Gräfin keinen Kummer, das geht schon vorüber, 's ist mir nur leid, daß ich Ihnen jetzt noch einen Schrecken g'macht hab'.“ Und sie versucht zu lächeln, und das häßliche Gesicht wird schön in dem Augenblick, und der Ton ihrer Stimme, der sich bemüht, ihr Zittern zu verbergen, ist so rührend, wie sie die Schuldige zu trösten und zu beruhigen sucht, damit diese sich keine Vorwürfe machen solle, daß der Gräfin die Thränen in die Augen treten.

„Quelle discrétion!“ sagt jetzt auch der Prinz, von so viel Zartgefühl überrascht.

„Kommen Sie,“ befiehlt die Gräfin, „wir müssen sie vor allen Dingen ins warme Zimmer bringen.“

Der Alte und, auf einen Wink des Prinzen, der Kammerdiener tragen die Kranke hinein und legen sie auf die Bank am Ofen. Die Gräfin aber hält ihre eiskalte Hand, während der Patientin die Thränen unaufhaltsam über die Wangen rinnen.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragt die Gräfin besorgt.

„Nein, o nein — ich muß nur weinen, weil Frau Gräfin so gut gegen mich sind — es thut mir nichts weh — g'wiß nicht!“ Und wieder lächelt sie, jenes rührende Lächeln, das die anderen trösten will.

„Ja, ja,“ bestätigt der Alte, „Sie können ganz unbesorgt sein, bis morgen ist alles vorbei.“

Das Kind legt zärtlich den Kopf an die Brust der Mutter, es ist im Zimmer ein eigener Friede, eine bescheidene Würde liegt über dem Wesen der armen Leute. Auch der Prinz und die Gräfin schweigen gedankenvoll. Da fährt die Kranke auf: „Aber um Gottes willen, beinahe vergess' ich die Hauptsach'! Frau Gräfin können das Logis haben. Zwei sehr schöne Zimmer und gute Bedienung — aber Frau Gräfin müssen gleich hinüber, wie das Gewitter vorbei ist, sie hebt's nur eine Stunde auf. Es kommen um zehn Uhr immer noch Leut'!“

„Ich danke Ihnen,“ sagt die Gräfin mit einem seltsamen Ausdruck.

„O kein' Ursach! I bin nur froh, daß ich die Zimmer noch kriegt hab', und der Frau Gräfin hab' dienen können!“ sagt die Kranke glücklich. „In einer kleinen Weil' ist mir besser, dann führ' ich Ihnen 'nüber.“

„Ich danke Ihnen,“ wiederholt die Gräfin ernst, „ich nehme die Zimmer nicht, ich bleibe hier!“

„Wie, Sie wollten?“ fragt der Prinz erstaunt.

„Ja, ich schäme mich, daß ich heute abend so thöricht war. Ihr guten Leute, wollt ihr mich behalten, nachdem

ich euch so viel Unrecht gethan und solches Unheil angestellt habe?" fragt die Gräfin.

„O, Frau Gräfin müssen das ganz machen, wie es Ihnen beliebt! Es freut uns, wenn Sie bei uns bleiben, wir nehmen es Ihnen aber auch gar nicht übel, wenn es Ihnen wo anders angenehmer wäre!“ spricht der Alte mit ruhiger Freundlichkeit.

„Also ich bleibe!“

„Das ist brav, Gräfin!“ sagt der Prinz. „Sie finden doch immer das Rechte.“ Er winkt der hageren Schwester Sephi und flüstert ihr ein paar Worte ins Ohr. Diese verschwindet ins Schlafzimmer der Gräfin, um nach einer Weile mit trockener Chausüre, die sie aus den Reisetaschen geholt, zurückzukehren. — Der Prinz tritt ans Fenster und kehrt dem Zimmer den Rücken; „à la guerre comme à la guerre,“ sagt er energisch; „ich bitte Euer Erlaucht, sich von dieser Dame die Chausüre wechseln zu lassen — ich bin nicht nur mir, sondern der Welt schuldig, für Ihre Gesundheit zu sorgen.“

Ohne Widerrede läßt sich die Gräfin die Anordnung des Prinzen gefallen und die kleinen eiskalten Füßchen schlüpfen behaglich in die trockenen Hüllen, die Sephi noch schnell am Ofen gewärmt hat. Jetzt hat sie endlich ein Gefühl, als ob sie unter Menschen sei, und es wird ihr nach und nach wohler. Nachdem Sephi das Zimmer verlassen, schreitet sie stolz auf trockenen Sohlen zum Prinzen ans Fenster und legt den Arm in den seinen: „Kommen Sie, mon prince, lassen Sie uns auf und ab gehen, damit das erstarrte Blut wieder in Bewegung kommt!“

Der Prinz gibt ihr zuvorkommend den Arm und führt sie in der langen Werkstatt auf und nieder. Sie ist sehr reizend in dem Augenblick und der dankbare Ausdruck des sich wieder belebenden Gesichts kleidet sie entzückend.

„Ich muß fort,“ denkt er bei sich selbst, „sonst lasse ich mich zu einer Unbesonnenheit hinreißen, die mir bei ihr alles verdürbe!“

Drittes Kapitel.

J u n g - A m m e r g a u.

Der Kammerdiener bringt den Thee. Der Prinz hat für alles gesorgt und an alles gedacht. Er hat auch englische Biskuits mitgenommen. — Die ganze Sache wirkt sehr ermutigend auf die deprimierte Frau. Die erste Tasse bringt sie aber der Kranken und von dem ungewohnten Reizmittel neu belebt erhebt sich diese alsbald und meint, es sei ein Wunder an ihr geschehen, denn sie kann wieder gehen. Die Familie Groß verläßt nun das Zimmer. Der Thee wird von den beiden schweigsam eingenommen. Was soll man sprechen, der Kammerdiener versteht, von den vielen Reisen mit seinem Gebieter her, alle Sprachen, welche der Gräfin geläufig sind.

Der Prinz ist gedankenvoll und ernst. Als der Thee getrunken, küßt er ihre Hände. „Lassen Sie mich jetzt gehen — wir müssen beide zur Ruhe kommen. Sie in Ihren Nerven und ich in meinem Innern! Schlafen Sie wohl!“

„Prinz, ich kann Ihnen sagen, daß Sie heute unendlich liebenswürdig waren und sehr in meiner Schätzung gewonnen haben.“

„Nun, Gräfin, das freut mich zu hören, nur deprimiert mich das Bewußtsein in etwas, daß ich diese Chance — einer Tasse Thee und einem Paar trockenen Pantöffelchen zu verdanken habe!“ sagt der Prinz mit scheinbarer Ruhe, nimmt seinen Hut und geht.

„Und das soll Liebe sein?“ denkt die Gräfin und zuckt die Achseln. Was will sie nun thun. Es ist ihr gar nicht ums Schlafen. Man ist nie aufgelegter zum Blaudern, als nach einer glücklich überstandenen Strapaze. Sie hat Thee getrunken, sie ist erwärmt, bedient und gepflegt worden, jetzt ist es ihr erst behaglich und nun soll sie zu Bett! Abends zehn Uhr, wo sie sonst nach dem Theater in die Soireen fährt!

Der Prinz ist fort und die Familie Groß kommt herein, um zu fragen, ob die Frau Gräfin noch etwas befiehlt.

„Nein, aber Sie wollen zu Bett gehen,“ sagt die Gräfin, „und ich soll mich in mein Zimmer zurückziehen, nicht wahr?“

Da wird die Thür aufgerissen und ein Kopf schaut herein wie der Bronzeabguß einer römischen Cäsarenbüste. Ein Gesicht in Wahrheit wie aus Erz geschnitten, scharfblickende Adleraugen, leicht gebogene Nase, eine gebietende fein modellierte Stirn, kurzes, aufwärts gekämmtes Haar, und um den festgeschlossenen Mund ein Zug bitterer, schmerzlicher, aber unwiderstehlicher Energie. Als die raschen Augen die Gräfin gewahren, zieht sich der Kopf blitzschnell zurück.

Aber der alte Groß, stolz auf den Sohn, denn dieser ist es, ruft ihn herein.

„Komm nur, komm und laß dich der Dame vorstellen, so lauft man doch nicht davon!“

Der Gerufene kommt, nicht eben erbaut, zurück.

„Mein Sohn Ludwig, Direktor der Zeichenschule,“ sagt der alte Groß. Das Künstlerauge Ludwigs gleitet über die Gräfin hin, sie fühlt den Kennerblick, er versteht, was schön an ihr ist! Welch eine Wohlthat, hier unter diesen einfältigen Leuten sich plötzlich im Spiegel eines Künstlerauges zu sehen, und zu finden, daß das Bild schön daraus zurückstrahlt. Wie kommt solch ein köstlicher Kristall, der nur in den Werkstätten der höchsten Bildung und Kunst geschliffen wird, in diese Umgebung? Die Gräfin betrachtet immer erstaunter das merkwürdige Gesicht und die stolze Haltung des feinen Kopfes auf der zwar kleinen, gedrun-genen, aber klassisch geformten Gestalt. Sie weiß es im ersten Augenblick, das ist ein Mann im wahren Sinn des Worts und wie einem alten Bekannten aus dem Reiche des Idealen gibt sie ihm die Hand. Sie meint, sie müßte ihn fragen: „Wie kommen Sie hierher?“

Ludwig Groß liest die Frage auf ihren Lippen. Er besitzt jenen Blick, vor dem man sogar die Gedanken hüten muß, denn er errät sie.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich gestört, ich komme soeben aus der Sitzung und wollte nur nach meiner Schwester sehen, ich hörte sie sei unwohl!“

„O mir geht's schon wieder ganz gut!“ fällt ihm diese ins Wort.

„Ja, nicht wahr,“ sagt die Gräfin etwas verlegen, „Sie werden gewiß dem Störenfried zürnen, der Ihnen so viel Unruhe und Schreck ins Haus gebracht? Ich mache mir Vorwürfe, daß ich so thöricht war, eine andere Wohnung zu verlangen, ich glaubte aber im Anfang, die Decke müsse auf mich herunterstürzen, es war mir so bang!“

„O ich begreife das vollkommen, wenn man die niederen Zimmer nicht gewöhnt ist! Ist es doch sogar mir schwer geworden, mich wieder hineinzufinden, als ich aus München zurückkam.“

„Sie waren auf der Akademie?“

„Jawohl, Frau Gräfin!“

„Wollen Sie denn aber nicht Ihre nassen Sachen ablegen und sich setzen?“

„Ich möchte nicht stören, Frau Gräfin!“

„Aber Sie stören ganz und gar nicht, kommen Sie, lassen Sie uns noch ein wenig plaudern.“

Ludwig Groß legt Hut und Paletot ab, nimmt sich einen Stuhl und setzt sich der Gräfin gegenüber. In dem Augenblick fährt noch ein Wagen vor. Die Fremden, für welche die dem Prinzen verweigerten Zimmer bestimmt, kommen an, und die Familie eilt hinaus, jene zu empfangen und unterzubringen. Die beiden bleiben allein zurück.

„Was hatten Sie denn noch so spät zu beraten?“ fragt die Gräfin.

„Doré hat uns diesen Abend zwei Kupferstiche seiner beiden Passionsbilder geschickt, er interessiert sich für unser Spiel und da mußten wir noch die Art unseres Dankes besprechen und den Ort bestimmen, wo die Stiche aufge-

hängt werden sollen. Bei Tage ist keine Zeit zu solchen Beratungen.“

„Kennen Sie Dorés Bilder alle?“

„Gewiß, Frau Gräfin!“

„Und lieben sie ihn?“

„Ich bewundere ihn! Ich bin nicht mit jeder Einzelheit einverstanden, aber er ist ein Genie und das Genie hat ein Recht darauf, daß man ihm Fehler verzeihe, die sich die Mittelmäßigkeit nie zu schulden kommen lassen dürfte und auch nie zu schulden kommen lassen wird!“

„Sehr richtig!“ sagt die Gräfin.

„Ich meine,“ fährt Ludwig Groß fort, „es geht ihm wie Robert Hamerling. Die beiden sind sich kongenial, auch von Hamerling wird man hier und dort abgestoßen, aber bei ihm wie bei Doré sprüht uns aus jeder Zeile und jedem Pinselstrich jenes elektrische Knistern entgegen, welches nur dem echten Kunstwerk eigen ist!“

Die Gräfin macht große Augen. „Sie haben Hamerling gelesen?“

„Natürlich, wer kennt denn den Ahasveros nicht?“

„Ich zum Beispiel!“ sagt die Gräfin, leicht errötend.

„O, Frau Gräfin, den müssen Sie lesen. Da ist eine Kraft und eine Herbheit und ein verhaltener Schmerz und Groll der edlen Seele über die Erbärmlichkeit der Menschen, daß es jeden packen muß, dem einmal die Fragen des Daseins ihre Schatten in die Seele geworfen, freilich weiß ich ja nicht, ob dies bei Ihnen der Fall!“

„Mehr als man mir vielleicht ansieht!“ sagt die Gräfin mit einem tiefen Atemzug. „Wir sind alle Besti-

misten, Hamerling soll es aber mehr sein, als einem Dichter gut ist!“

„Das ist nicht richtig!“ erwidert Ludwig. „Er ist es gerade so viel, als sich mit der Poesie unserer Zeit verträgt! Sagt nicht Auerbach einmal: ‚Der Pessimismus ist der Welt Schmerz, der keine Thräne mehr hat!‘ Das paßt auch auf Hamerling. Seine Poesie hat jenen bitteren Beigeschmack, den eine Generation bedarf, welche über das Stadium hinaus ist, wo Süßigkeiten den Gaumen erfreuen und Thränen das Herz erleichtern!“

„Sie sprechen sehr wahr! Aber wie erklären Sie — es wäre mir interessant von Ihnen zu hören — wie erklären Sie bei dieser Stimmung der Zeit den Zulauf, dessen das Passionspiel sich erfreut?“

Ludwig Groß biegt sich im Stuhl zurück und die eiserne Stirn verklärt sich in einem schönen Gedanken: „Ein Extrem führt ja bekanntlich zum anderen, das Menschenherz wird sich immer wieder nach Thränen sehnen, und der thränenlose Welt Schmerz wird daher naturgemäß einer weicheren Stimmung Platz machen. Ich glaube, der Zudrang zu unserem einfachen Spiel ist ein Symptom dieses Wechsels, die Menschen kommen hierher, um wieder — weinen zu lernen.“

Die Gräfin faltet die Hände auf dem Tisch und blickt Ludwig Groß lange ernst an. Ihr ganzes Wesen ist gehoben, ihr Auge ruht bewundernd auf dem kleinen bescheidenen Mann, der sich gar nicht bewußt zu sein scheint, welche Ueberlegenheit ihm in der Seele wohnt. „Um weinen zu lernen!“ wiederholt die Gräfin und nickt leise mit dem

Kopf. „Ja, das könnten wir alle brauchen. Aber glauben Sie, daß wir es hier lernen?“

„Ludwig Groß sieht sie lächelnd an: „Uebermorgen abend um diese Zeit werden Sie mich das nicht mehr fragen!“

Er kommt ihr vor in dem Augenblick wie ein Arzt, der ein Mittel in Händen hat, von dem er weiß, daß es seine Wirkung nicht verfehlen kann! Und wie einem Arzt, fängt sie an, ihm zu vertrauen.

„Darf ich ganz ehrlich sein?“ fragt sie liebenswürdig.

„Ich bitte, Frau Gräfin!“

„Ich bin erstaunt, einen Mann wie Sie hier zu finden, so hatte ich mir die Leute hier nicht gedacht. Aber Sie waren jedenfalls lange weg, Sie sind wohl gar kein richtiger Ammergauer mehr?“

Ludwig Groß hebt stolz den Kopf: „Gewiß bin ich einer, Frau Gräfin! Wenn's je einen echten Ammergauer gegeben hat, so bin ich's. Lernen Sie nur die Ammergauer kennen, Frau Gräfin, dann werden Sie sich bald überzeugen, daß wir alle eines Geistes sind! Wenn auch der eine vielleicht mehr gelernt hat als der andere, das ist eine Zufälligkeit, es ist derselbe Sinn, dasselbe Ideal, das uns alle verbindet.“

„Aber was fesselt Menschen von solchem Talent in dieses weltferne Dorf? Sind Sie verheiratet?“

Der bittere Zug um den Mund des Künstlers verschärft sich wie von einem unsichtbaren Instrument nachgegraben. „Nein, Frau Gräfin, das erlauben meine Verhältnisse nicht, auf dieses Glück habe ich verzichtet!“

Die Gräfin sieht, daß sie einen wunden Fleck berührt hat, aber sie will die Wunde sondieren, um zu wissen, ob da nicht zu helfen wäre. „Ist denn Ihr Gehalt so gering, daß Sie keine Familie ernähren könnten?“

„Wenn ich die Meinen noch unterstützen will, und das ist ja meine erste Pflicht, so kann ich mir keine Familie gründen.“

„Wie ist das möglich! Eine so reiche Gemeinde bezahlt ihre Lehrer so schlecht?“

„O, Frau Gräfin, die Gemeinde thut, was sie kann. Sie hat für meinen Posten einen Gehalt von zwölfhundert Mark ausgeworfen, das ist alles, was man verlangen kann!“

„Ja für hier! Aber wenn Sie in München wären, bekämen Sie leicht das Doppelte und Dreifache.“

„Sogar das Fünffache,“ sagt Ludwig lächelnd. „Ich hatte in München Anträge von zwei kunstindustriellen Instituten, welche mir, das eine vier-, das andere sechstausend Mark jährlichen Gehalt boten. Aber darauf kommt es nicht an, wenn es sich um die heiligsten Pflichten der Heimat handelt.“

„Mein Gott, das sind ja übermenschliche Opfer, wer kann denn das von Ihnen verlangen, daß Sie sich hierher verbannen und allem entsagen, was Ihnen draußen die Welt im reichsten Maße geben würde. Jeder ist sich doch selbst der Nächste.“

„Aber Frau Gräfin, da würde ja Ammergau aussterben, wenn jeder so dächte!“

„Nun ja, mögen die hier bleiben, die hierher passen,

die nichts weiter gelernt haben und nichts weiter können! Aber Menschen von Talent und Bildung wie Sie, die etwas Besseres beanspruchen können, gehören hinaus."

"Im Gegenteil, Frau Gräfin, die gehören herein!" unterbricht Ludwig sie lebhaft. „Was würde denn aus dem Passionspiel, wenn alle, welche etwas gelernt haben und etwas können, fortgingen und nur die Ungebildeten und Unwissenden zurückblieben? Glauben Sie, es gibt hier nicht eine Menge von Leuten, die nach Ihren Begriffen ein ‚besseres Schicksal‘ verdient hätten? Wir haben deren genug, aber gehen Sie hin und hören Sie, ob sich einer davon beklagt! Thäte es einer, der wäre nicht wert ein Ammergauer zu heißen!" Er hält einen Augenblick inne, das bronzene Gesicht wird immer dunkler. „Glauben Sie denn," fährt er fort, „wir könnten ein solches Werk durchführen, in einer Form durchführen, die einigermaßen den ästhetischen Anforderungen des modernen Geschmacks entspricht, ohne Männer von Geist und Bildung unter uns zu besitzen? Es ist schlimm genug, daß die Not manchen talentvollen Ammergauer zwingt, draußen sein Glück zu suchen, aber der, dem die Heimat noch ein Stück Brot gibt, der soll sich damit begnügen und nicht daran denken, was er draußen hätte haben können, sondern seine Fähigkeiten den idealen Interessen seiner Mitbürger widmen!"

„Das ist groß und edel gedacht, aber ich begreife nicht, Sie sprechen als ob die Ammergauer so arm wären. Wo kommen denn die ungeheuren Summen hin, die das Passionspiel einträgt?"

Ludwig Groß lächelt bitter. „Ich war auf diese Frage gefaßt, es ist die Frage, die uns von allen Seiten gestellt wird! Das Passionspiel bereichert nicht den Einzelnen, denn die paar hundert Mark, die auf- oder absteigend jeder der sechshundert Mitspieler bekommt, decken ja nicht den Ausfall jeder sonstigen Arbeit, welche die Leute liegen lassen müssen! Die Einnahme wird theils durch die Kosten verzehrt, theils für gemeinnützige Zwecke, Schule und Lehrer verwendet. Die Hauptsummen aber verschlingt die Leine und die Ammer! Denn was diese tückischen Bergwasser für Verheerungen anrichten, das erfordert Mittel, die unsere Gemeinde nie aufbringen könnte, hätte sie die Einnahmen vom Passionspiel nicht, und selbst diese reichen kaum für das Notwendigste!“

„Ist's möglich, diese kleinen Flößchen?“ fragt die Gräfin.

„Uberschwemmen ganz Ammergau,“ fährt Groß fort, „wenn man nicht fortwährend dagegen arbeitet. Wir wären ein armes, verkümmertes, von Fiebern aufgeriebenes Volk, unser ganzes Hochthal wäre ein verödeter Sumpf. Das Passionspiel allein, Frau Gräfin, rettet uns vor dem Untergang — der Christus, der einst den Wassern gebot, hält auch uns thatsächlich das verderbliche Element zurück, das nach und nach Land und Leute verschlingen würde. Aber darum hat hier auch der Einzelne gelernt, wie vielleicht nirgend in der Welt, für das Ganze zu leben und sich für das Ganze zu opfern! Das Ganze aber faßt sich für uns zusammen in dem Begriff des Passionsspiels. Wir wissen, daß unsere Existenz auf diesem beruht, auch unsere geistige, denn es schützt uns vor der Verrohung, der ein

beständig mit Not und Mangel kämpfendes Volk so leicht verfällt! Es hebt uns heraus aus der gemeinen Masse, es gibt auch dem ärmsten Mann eine innere Würde und eine Selbstachtung, die ihn niemals zu gemeinen Erzessen herab-sinken läßt."

„Das begreife ich," sagt die Gräfin.

„Nun, können sich dann Frau Gräfin darüber wundern, daß keiner von uns sich besinnt, sein Gut und Blut und jede Kraft der Seele an dies Werk zu setzen, um die Heimat zu retten, diese arme, bedrängte, stets um ihr Dasein kämpfende Heimat?"

„Welch ein Mann!" sagt die Gräfin unwillkürlich laut vor sich hin. Ludwig Groß hat die Arme über der Brust gekreuzt, wie um sein hochklopfendes Herz zusammenzuhalten! Sein ganzes Wesen zittert von tiefster, edelster Erregung. Er steht auf und nimmt seinen Hut, wie einer, dessen Grundsatz es ist, sich in sich selbst zu verschließen, und der sich, wenn ein großes Gefühl ihn überwältigt, selbst verbirgt, um das Gefühl mit zu verbergen.

„Nein," ruft die Gräfin, „so dürfen Sie mir nicht fort, edler, seltener Mann! Sie haben mir in diesem Augenblick das Größte gethan, was man mir thun kann! Sie haben mein Herz aufjubeln lassen in der Freude über einen echten Menschen! Ah, das ist ein Labsal aus dieser Welt konventioneller Schablone heraus! Geben Sie mir die Hand! Ich fange an zu verstehen, weshalb mich die Vorsehung hierher geschickt! Wahrlich, es muß eine große Sache sein, die solche Männer erzieht und solche Kräfte in ihren Dienst bannt!"

Ludwig Groß steht jetzt wieder gefast und still vor ihr. „Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, im Namen der Sache, für die ich lebe und sterbe!“

„Und im Namen der Sache, die ich noch nicht kenne, aber ahne, bitte ich Sie, lassen Sie uns Freunde sein! Wollen Sie? Schlagen Sie ein!“

Ein freundliches Licht gleitet über das eherne Antlitz des ernstesten Mannes und er ergreift warm die Hand der Gräfin: „Von ganzem Herzen, Frau Gräfin.“

Die Gräfin hält lange die kleine, feine Künstlerhand in der ihren, und liest wehmutsvoll in den stummen Zügen des edeln, strengen Gesichts die bittere Leidens- und Ent-sagungsgeschichte, die darauf eingegraben ist.

Viertes Kapitel.

Ausgeschlossen vom Spiel.

Das Wetter hat ausgetobt, leise singen sich die be-sänftigten Lüfte selbst in Schlaf, ein freundliches Antlitz schaut wieder aus dem zerteilten Gewölk herab und wirft sein mildes Licht auf die sich allmählich verlaufenden Wasser. Wie flüssiges Silber fluten die geschwollenen Bäche dahin, kaltglitzernde Adern der gigantischen Bergkörper, die nach dem Gewitter schneebedeckt und silberschimmernd in das bleiche Mondlicht hineinstarren. Ein Hauch, streng und stählend wie der Eiseshauch der Ewigkeit, weht von den weißen Firnen herab und dringt durch das kleine Fenster herein, an dem die Gräfin träumerisch lehnt.

Und immer voller und reiner steigt die Mondesscheibe empor, immer durchsichtiger, immer verklärter werden die Berge, als wären sie keine kompakte Masse mehr, nur das geistige Bild ihrer selbst, wie es dem göttlichen Schöpfungsgedanken vorgeschwebt haben mag, bevor er sie im Stoff gestaltete. —

Still liegt das Dorf und Stille über der ganzen Natur! Und doch ist es der Gräfin wie das Schweigen Eines, der sich sammelt vor einer großen entscheidenden Rede.

„Was hast du mir zu sagen, Unsichtbarer? Heilige Stille, was verheißest du mir! Wird der Augenblick kommen, wo ich deine Sprache verstehe, unermesslicher Geist? Oder wirst du dein Werk nur halb an mir thun, nur die Empfindung wecken, daß du mir nahe bist und zu mir redest, um mich dann vergehen zu lassen vor Sehnsucht nach dem unverstandenen Wort?

„Weh mir, wenn es so ist! Und doch! Wozu hast du mir dieses Sehnen in die Brust gelegt, dies unerklärliche Verlangen, das nichts stillt, kein irdisches Gut, nicht Glanz und Größe, die du mir gabst, nicht Kunst noch Wissenschaft, die zu verstehen du mich fähig schufst? Weiter, weiter strebt die dürstende Seele, nach dem Kern alles Wesens, nach dir! Dir will ich ins Antlitz blicken, dir selbst, und müßt' ich an dem Flammenbild vergehen! —

„Urquell der Weisheit, kein Wissen gibt dich mir; Urquell der Liebe, kein Lieben kann dich mir ersetzen! Ich hab' dich gesucht in den Tempeln des Schönen, aber nicht gefunden; in den lichten Sphären des Gedankens, aber vergebens; in der Liebe der Menschen, aber wie viele Her-

zen sich mir auch erschlossen, ich warf sie weg wie blinde Mieten, denn du warst nicht darin! Wann wird der Augenblick kommen, wo du in eigenster übermächtiger Gestalt vor mich trittst und der Sünderin sagst, daß ihr dunkler Drang, welche Irrwege er sie auch geführt, ihr dennoch die Gnade erwirkt, dein Angesicht zu schauen?" Ein paar heiße Thränen funkeln im Mondlicht in den großen fragenden Augen der Gräfin, und, von einem unerklärlichen Gefühle überwältigt, sinkt sie an dem kleinen Fenster auf die Knie und streckt die gefalteten Hände inbrünstig zu dem leuchtenden Gestirn empor, das in milder Schöne und Klarheit über dem besiegten, entfliehenden Gewölk schwebt. Da drüben ragt geisterhaft das Gebirge in den moundedurchleuchteten Aether, der Fels, an dem sie heute vorbeifuhr, wo sie jene wunderbare Erscheinung hatte, jenen Mann mit der trauernden Weltseele im Blick! Was muß das für ein Mensch sein, dessen Auge in einem einzigen Momenten, welchen es trifft, faßt, als habe eine höhere Macht ihn mahnend angeschaut? Warum hat dieser Blick so eigentümlich vorwurfsvoll auf ihr geruht, als wolle er sagen: „Du bist auch ein Weltkind wie viele, die unwürdig des Heils hierher kommen.“ Oder zürnte er ihr, daß sie ihn da oben in seinen weltfernen Träumereien aufgestört hatte? Und doch, warum versenkte er diesen Blick so ganz in den ihren, daß keiner mehr vom anderen lassen konnte? Und das alles nur ein Moment, — aber ein Moment, wert, eine Ewigkeit darüber nachzusinnen! — Wer mag er sein? Wird sie ihn wiedersehen? Ja, denn in dieser Begegnung liegt etwas, das weit über den Zufall hinausgeht!

Und eine unerklärliche Unruhe erfasst sie, eine Sehnsucht, das Rätsel zu lösen, das Gesicht noch einmal zu sehen, das merkwürdige, wie sie noch keines sah! —

Nebenan im Stall stampft das Pferd, sie beachtet es nicht mehr, die dünnen Kerzen sind längst herabgebrannt und erloschen, in dem uralten Wandgetäfel nagt der Holzwurm, drüben vom Kirchturm schlägt es Zwölf. In der Ferne heult ein Hund und eines der Kinder draußen in der Werkstatt wird vom „Schrättchen“ gedrückt, es wimmert bang im Schlaf. Sonst hätte dergleichen nächtliches Geräusch die Nerven der Gräfin aufs empfindlichste gereizt. Jetzt hat sie kein Ohr dafür, vor ihr liegt die ganze große Gebirgsnatur im Mondschein da, nackt wie ein edler Leib, der einer leuchtenden Flut entsteigt! Und ein Verlangen ergreift sie, sich diesem edeln Leib an die Brust zu werfen, um auch Licht zu erstrahlen, von seinem feuchten Schimmer genezt, und an dem eisigen reinen Hauch, der von ihm ausgeht, das heiße Blut zu fühlen, das unbestimmte Sehnen, das ihre Pulse schwellt. Und rasch nimmt sie Hut und Mantel und tritt leise hinaus in die Werkstatt. Welch ein armfeliges Bild! Da liegen auf der Erde die Schwestern und das kleine Mädchen auf Strohsäcken. Auf dem „Ruhebett“ schläft der Bube und in einem steifen Großvaterstuhl der alte Mann aufrecht sitzend, die Füße auf einem Schemel.

„Wie doch alles relativ ist,“ denkt die Gräfin. „Für diese Leute ist der Gedanke an ein so schlechtes Bett, wie das meine da drinnen, ein verbotener Luxus, den zu begreifen sündhafte Ueppigkeit wäre. Und wir, zwischen unseren rauschenden Gardinen, auf unseren seidnen Pfühlen,

sanft gewiegt im weichen Flaum, magisch beleuchtet vom schmeichelnden Lampenschein, der mit rosigem Schimmer die behaglich sich dehrenden Glieder übergießt, während die bronzenen Engel, die den Spiegel tragen, leise fichern und vom Toilettentisch berauschende Parfüms ihr süßes Gift herübersenden, um eine tropische Blütenwelt vor die dämmernden Sinne zu zaubern. Und hier diese Schlafstätten! Auf nackter Erde und Stroh, beleuchtet vom kalten Schimmer des Mondes, der durch die gardinenlosen Fenster scheint und die Schläfer unruhig mit den Lidern zucken läßt! Nicht entkleidet, gezwängt von den plumpen, engen Gewändern, krümmen sich die müden Glieder mühsam auf dem harten Lager! Und diese Atmosphäre! Fünf Menschen in dem niederen Raum und der Ruß der blendenden Lampe von heute abend, der noch die Luft erfüllt. Was für Existenzen! Was für Kontraste! Und doch sind diese Menschen zufrieden und beklagen nicht ihr hartes Los! Ja, sie verschmähen sogar die günstige Gelegenheit, es durch erlaubten Gewinn zu verbessern. Keiner will mehr als Brauch und Herkommen ist! Welch ein Stolz, welch eine Größe der Entsagung gehört dazu! Was gibt ihnen diese Kraft?" —

Der alte Andreas erwacht und sieht fast erschrocken die wundervolle Gestalt der Gräfin sinnend zwischen den Schlummernden stehen. Er springt auf und fragt nach ihrem Begehre.

„Herr Groß, wollen Sie mit mir spazieren gehen?“
Der Alte reibt sich die Augen, um sich zu überzeugen, ob er denn so lange geschlafen habe, daß die Sonne am Him-

mel stehe? Aber, nein: „Es ist der Mond, der so hell scheint,“ erklärt er der Gräfin.

„Ja natürlich, deshalb will ich eben hinaus in die Natur!“ bekräftigt sie nochmals. Der alte Herr hat schnell seinen Hut vom Gemshaken genommen und steht bereit. „Sind Sie nicht müde?“ fragt die Gräfin zögernd, „Sie kommen ja nie in ein Bett!“

„O, das macht nichts,“ ist wieder die bekannte Antwort des Alten. „Im Passion weiß man das nicht anders!“

Die Gräfin schüttelt den Kopf, sie weiß nun schon, daß man hier schlechtweg „der Passion“ sagt, aber daß man „im Passion“ weder ein Bett noch irgend eine der unscheinbarsten Bequemlichkeiten verlangen dürfe, daß man für „den Passion“ jede Anstrengung und Entbehrung ohne zu murren und ohne zu erliegen ertragen müsse, das geht über ihr Verständnis. Sie sieht in dem taghellen Zimmer das frische wache Luchsauge des Alten. „Nein, diese Ammergauer kennen keine Ermüdung, ihre Aufgabe trägt sie!“

Die Gräfin verläßt mit ihm das Zimmer. „Ah!“ ein unwillkürlicher Ausruf des Entzückens entgleitet ihren Lippen, als sie hinaustritt in die taghelle Mondespracht. Mit vollen Zügen trinkt sie diese Luft, die rauschend, allumfassend an sie herandrängt, hart und streng, aber doch zärtlich sich anschmiegend, stärkend und tragend wie Meeresebogen. Und mitten aus dem flimmernden, schwebenden Duft, aus diesem ‚Meerleuchten‘ der Erde, diesem Bogen zerfließender Konturen, weich gelöster Formen, — ragt einsam, scharf abgehoben, schroffkantig der Kofel empor wie ein ungeheures Felsenriff, und oben auf dem Gipfel blinkt das

metallbeschlagene Kreuz, das Ammergauer Wahrzeichen, wie der Lichtkern eines Leuchtturms weithin erstrahlend im Sonnenglanz des Vollmonds! —

Die Gräfin breitet die Arme aus und schlägt den Mantel zurück, auf daß ihr ganzer Körper sich bade in dem reinen Element.

„O spüle hinweg allen Erdenstaub und Erdenballast, du rauschende Woge, stähle, reinige mich in deiner keuschen Majestät, Königin des Erdballs, himmelentstammte Höhenluft!“ War es denn möglich, daß sie bisher leben gekount ohne diese Seligkeit, hat sie denn bisher gelebt? Nein, nein! Sie hat es nicht! „Ammergau, du bist der Boden, den ich gesucht! Deine Wunder, sie beginnen!“ jubelt es in der Seele des, aus den Banden müder Blasiertheit, erlösten Weibes.

Ohne viel zu sprechen, denn der alte Mann ist feinfühlig und sieht, was in der Gräfin vorgeht, steuern sie unwillkürlich der Richtung des Kofel zu, nur manchmal, wenn sie an das Haus eines hervorragenden Passionspielers kommen, hält er für seine Pflicht, die Gräfin aufmerksam zu machen.

Jetzt führt der Weg sie an einer kleinen, ganz bau-fälligen Spelunke vorbei, die nur zwei Fenster Front hat. Hier hält der römische Statthalter auf schwellendem Strohlager die wohlverdiente Nachtruhe, es ist das Haus des Pilatus! Nirgends ist ein Fenster durch Läden geschlossen, denn Diebe gibt es in Ammergau nicht! In allen Scheiben spiegelt sich der Mond. Sie biegen in die Hauptstraße des Dorfes ein, wo die Ammer breit und tief gebettet hindurch-

fließt wie eine venezianische Lagune. Scharfe Schlagschatten werfen die stattlichen, malerisch gelegenen Häuser am Wasser hin. Da ragt mit weit ausgebauchtem Erker der alte, ehrwürdige „Stern“ in die Straße herein, dessen Wirt bei der Musik ist; dort führt ein Steg hinüber nach dem Wege zum Hause des Kaiphas, ein stolzes Haus, reich geschmückt mit Fresken aus der alten Geschichte; weiter hinaus schläft Judas den Schlaf des Gerechten, froh in dem Bewußtsein, seinen Herrn so und so oft getreulich verraten zu haben! Dort drüben ruht Maria unter der reichgeschnitzten Dachfirst mit dem altehrwürdigen Kleeblattzeichen, als Symbol der Dreieinigkeit, und gerade gegenüber, winken und nicken die Kreuzesblumen von der Friedhofsmauer herab!

Der Gräfin ist es seltsam zu Mute, mitten unter diesen heiligen Schläfern! Wie der Duft der schlummernden Blumen über dem nächtlichen Garten schwebt, so entsteigt den armseligen Schlummerstätten der wehmütige Geist der Passionsgeschichte, und der Pilgerin durch das stille Dorf ist es, als wandle sie durch die Straßen Jerusalems. Links liegt zwischen eingezäunten Gärten mit hohen, alten Bäumen eine Straße ein. Zauberhaft schwanen und tanzen die Schatten der vom Wind bewegten Zweige herüber und hinüber. „Dort geht's zum Christus,“ sagt der alte Groß mit ehrfurchtsvoll gedämpfter Stimme.

Die Gräfin durchzuckt es unwillkürlich. „Zum Christus,“ wiederholt sie gedankenvoll und bleibt stehen, „kann man das Haus sehen?“

„Nein, von hier nicht, es geht mit seinem Haus wie mit ihm selbst, es ist nicht so leicht zu finden!“

„Ist er so unzugänglich?“ fragt die Gräfin und blickt im Vorbeischreiten nochmals die geheimnisvolle Straße hinab.

„O ja,“ sagt Andreas. „Er ist ein eigener Mensch. Es ist ihm schwer beizukommen. Mein Sohn ist ein Freund zu ihm, aber mit uns anderen hat er wenig!“

„Aber Sie verkehren doch mit ihm?“

„So im Leben selten, er geht nirgends hin, nicht einmal zum Bier. Aber im Passion, da hab' ich schon mit ihm zu thun, ich nagle ihn immer ans Kreuz!“ sagt der Alte stolz. „Und das darf ihm auch niemand anderer machen als ich!“

Die Gräfin horcht mit gespannter Aufmerksamkeit. Die kurze Charakteristik hat ihr Interesse aufs höchste erregt. „Wie machen Sie denn das?“ fragt sie, um den Faden weiter zu spinnen.

„Ja wissen Sie, das kann ich Ihnen nicht so explizieren, aber es kommt halt viel darauf an, daß da alles in Ordnung ist, denn wissen Sie, das kleinste Versehen könnt' ihm's Leben kosten!“

„Wie so?“

„Ach, das ist ja bekannt! Denken Sie, der Mann muß zwanzig Minuten so ausgespannt am Kreuz hängen. Dadurch kann natürlich das Blut nicht zirkulieren und er riskiert jedesmal einen Herzschlag. Eine unvorsichtige Bewegung bei der Kreuzesabnahme, wodurch das Blut zu rasch zum Herzen zurückströmt, kann sein Tod werden!“

„Das ist ja furchtbar!“ sagt die Gräfin entsetzt. „Und das weiß er?“

„Ja natürlich!“

„Und thut es dennoch!“

Herr Andreas schaut die Gräfin mitleidig lächelnd an, als wolle er sagen: „Wie bist du zurück, daß du so etwas fragen kannst!“

Sie gehen schweigend weiter. „Welch ein Mensch muß das sein?“ denkt die Gräfin, und wie sie so sinnt und bemüht ist, sich ein Bild von ihm zu machen, da kommt es ihr auf einmal, daß es nur ein Gesicht gibt, welches zu diesem Menschen paßt, das, was sie heute, vom Berg herunter, anschaute wie aus einer anderen Welt! Wie ein Blitz flammt es ihr durch die Seele: „Das muß er sein!“

In dem Augenblick schlägt der Alte einen Bogen um ein düsteres Haus mit einem unfreundlichen, verwilderten Vorgarten.

„Was ist da?“ fragt die Gräfin, erstaunt dem Bildhauer folgend, der jetzt bedeutend rascher geht.

„Ach,“ sagt der Alte traurig, „da drin schaut's böß aus! Da ist ein unglückliches Mädel, das stöhnt und weint die ganzen Nächte, daß man's bis heraus hört! Das wollt' ich der Frau Gräfin ersparen.“

Sie haben jetzt das Ende des Dorfes erreicht und gehen immer längs der Ammer einem großen Wehr zu, wo sich das vom Regen geschwollene Gebirgswasser wild tosend und brausend herabstürzt. Blendend weiß leuchtet der schäumende Gischt im Mondschein, die mächtigen Balken erzittern unter dem Hochdruck der entfesselten Wassermasse, sie ächzen und knarren unheimlich durch das donnernde Brausen hindurch, daß es klingt wie das Geheul Sterbender durch das Losen der Schlacht! Der Gräfin graut es vor

der dämonischen Gewalt dieses Schauspiels. Hoch über dem jähen Absturz führt ein schmaler Balken von einem Ufer zum anderen. Der ist in beständiger Vibration. Der Gräfin schwindelt bei dem Gedanken, ihn betreten zu müssen.

„Das Gebälk ächzt,“ sagt sie, stehenbleibend. „Ist es nicht wie eine Menschenstimme?“

Der Alte horcht. „Man könnt's, bei Gott, glauben!“

„Es ist auch eine Menschenstimme — da — hören Sie's — es weint — es wimmert!“

Das Wehr liegt im vollen Mondlicht, die Gräfin und ihr Begleiter stehen verdeckt von einem dichten Weidengebüsch, so daß sie sehen können, ohne gesehen zu werden.

Da plötzlich — was ist das? Der Alte schlägt ein Kreuz. „Jesus, das ist sie!“

Eine weibliche Gestalt huscht über den Steg. Wie roter Feuerschein sich mit blauem Mondlicht mischt, so flammt ihr eine Fülle rotgoldner Haare ums Haupt und flattert aufgelöst im Wind. Das schöne Gesicht gespenstisch bleich, die Augen starr, ein Bild der Verzweiflung. Das Oberkleid hängt zerrissen über die weich geformten Schultern herab. Sie hält die gerungenen Hände empor, nicht wie jemand, der betet, sondern wie jemand, der beten möchte und nicht kann. Dann schreitet sie mit der Sicherheit eines den Tod Suchenden bis zur Mitte des schwanken Stegs, wo das Wasser am tiefsten, der Absturz am schroffsten ist, dort hält sie an zum Sprung, die Gräfin schreit laut auf und: „Josepha!“ tönt es von den Lippen des Bildhauers. „Josepha, Gott verzeih dir's, denk' an dei' alte Mutter!“

Da stößt das Mädchen einen durchdringenden Schrei

aus, verhüllt sich mit beiden Händen das Gesicht und wirft sich auf dem schmalen Balken nieder.

Aber mit der Schnelligkeit eines Jünglings ist der Alte auch schon auf dem Steg und hebt das Mädchen auf. „Schäm' dich, daß d' so was thun willst! Ma muaf sich auch in sein Schicksal finden! Jetzt paß mir fein auf, daß d' nit derneben trittst, sonst muaf i alter Mann noch in das kalte Wasser springe, um di wieder 'raus z'holen, und du weißt's ja, i leid so am Rheumatis!“ So spricht er leise und freundlich zu der Unglücklichen und die Gräfin bewundert im stillen die Klugheit und Zartheit des alten Mannes. Atemlos sieht sie, wie das Mädchen sich auf diese Worte hin Mühe gibt, nicht zu fallen, um ihn zu schonen. Und weil sie nun nicht stürzen will, geht sie jetzt unsicher und strauchelnd, wo sie vorhin zu fliegen schien. Aber Andreas Groß führt sie sicher und gut. Der Gräfin schlägt das Herz, bis sie da sind, und in höchster Angst streckt sie der Geretteten schon von weitem die Arme entgegen. „Gott sei Dank! Sie sind da!“ Die Gräfin zieht das Mädchen an der Hand vollends herüber. Stumm bricht es zu ihren Füßen zusammen wie ein verendendes Wild. Die Gräfin deckt die Zitternde mit ihrem Mantel und redet ihr freundlich zu.

„Kennen Sie das Mädchen?“ fragt sie den Alten.

„Natürlich, 's ist die Josepha Freyer, von da drüben aus dem düsteren Haus.“

„Freyer? Eine Verwandte vom Christusspieler?“

„Geschwisterkind, ja!“

Der alte Groß will nach dem Hause des Mädchens gehen, die Mutter zu holen.

„Nein, lassen Sie noch!“ befiehlt die Gräfin. „Ich will mich ihrer annehmen. Was hat es denn mit der Unglücklichen für eine Bewandtnis?“

„Sie ist ja die Maria Magdalena vom vorigen Passion!“ flüstert der Alte geheimnisvoll. Bei diesem Wort erhebt das Mädchen den Kopf und bricht in heftiges Schluchzen aus.

„Mein Kind, was ist denn geschehen?“ fragt die Gräfin und betrachtet bewunderungsvoll das reizende Geschöpf, ein Bild der hüßenden Magdalena, wie es kein Künstler vollendeter entwerfen könnte.

„Warum spielst du denn die Magdalena diesmal nicht?“

„Das wissen Sie nicht?“ fragt das Mädchen, verwundert, daß es noch einen Menschen gäbe, der ihre Schande nicht kenne. „Ich darf ja nicht mehr mitspielen — ich bin ja — ich hab' ja —“ wieder bricht sie in krampfhaftes Schluchzen aus und umschlingt die Knie der Gräfin. „D laßt mich sterben, ich halt's nimmer aus!“

„Sie hat sich verunglückt,“ antwortet der alte Groß auf den fragenden Blick der Gräfin: „Sie hat vorigen Winter ein Knäblein geboren! Nun kann sie nicht mehr mitmachen, denn im Passion dürfen nur Unbescholtene und Reine mitspielen.“

„Mein Gott, wie hart!“ sagt die Gräfin, „auf dem Lande, wo die Menschen der Natur so nahe stehen und in Verhältnissen, wo die armen Geschöpfe so wenig behütet sind!“

„Ja, das wissen wir wohl — und gerade die Josepha ist uns ein schwerer Verlust beim Spiel — aber so sind

unfere Statuten von den Vätern und an denen müssen wir halten! Aber das Mädel nimmt sich's auch zu sehr zu Herzen, Tag und Nacht weint sie, daß man nimmer am Haus vorbei mag, um den Jammer nicht zu hören und jetzt will sie sich gar 's Leben nehmen, die unvernünftige Dirn!"

„O, Ihr habt gut reden!“ bricht das Mädchen jetzt in zitternder Leidenschaft los: „Ihr habt gut reden! Spürt erst einmal, wie's thut, wenn die ganze Welt mit Fingern auf einen zeigt! Wenn die Engländer und die Fremden aus aller Herren Länder kommen und sich herführen lassen und die berühmte Josepha Freyer, vom vorigen Passion, sehen wollen und einem die Seel' zum Leib herausfragen, warum man denn nicht mehr mitmacht? und man jedem einzelnen die eigene Schand erzählen soll, daß sie's hinaus-tragen in die ganze Welt, und der Name Josepha Freyer g'schändet ist, wo Menschen vom Passionspiel reden! Spürt's erst, wie's einem zu Mut ist, wenn man sich wie eine Verbrecherin im Winkel verstecken muß, während sie da drüben den Passion spielen und sich blähen und brüsten wie die Heiligen selber und Tausend und aber Tausend ihnen andächtig zuhören. — Ach, ich allein bin ausg'schlossen und weiß doch, daß es keine spielt wie ich!“ — Sie richtet sich stolz auf und wirft das prachtvolle traditionelle Magdalenahaar über die Schulter: „Sucht Euch nur so eine Magdalena, wie ich war — Ihr findet keine! Und dann muß man die Leute im Vorbeigehen schimpfen hören und sagen: ‚Warum spielt denn die Josepha Freyer diesmal die Magdalena nicht?‘ Und dann wird sich untereinander was

ins Ohr getuschelt und die Achseln gezuckt und gefichert, „da thät sie ja grad recht gut für die Roll' passen!“ und wenn sie am Haus vorbeigehen — dann wird mit Fingern drauf gezeigt — daß man meint, man spürt's durch die Mauern durch: „Da drin wohnt sie, die Sünderin!“ Nein, so leb' ich nimmer fort! Ich hab' nur g'wartet, bis einmal ein recht's Gewitter kommt, damit 's Wasser tief genug ist — daß ich's thun kann — und jetzt soll auch das nicht sein?“

„Josepha!“ sagt die Gräfin mit tiefem Gefühl: „Willst du mit mir gehen, — fort von Ammergau, in eine andere, ganz andere Welt, wo man dich und deine Schande nicht kennt?“

Josepha sieht die Fremde wie träumend an.

„Ich glaube,“ fährt die Gräfin fort, „Gott hat es eigens so für dich gefügt, daß ich heute meine Dienerin verlieren mußte, willst du ihre Stelle einnehmen?“

„Gott sei gelobt!“ sagt der alte Groß; „Josepha, jetzt bricht dir noch ein guter Tag an.“

Josepha steht still mit gefalteten Händen und große Thränen rollen fort und fort über ihre Wangen.

„Nun, du besinnst dich, ob du annehmen willst, was ich dir biete?“ fragt die Gräfin befremdet.

„Ach, seien Sie mir nicht böse — ich bin Ihnen gewiß dankbar — aber was ist das alles — wenn ich die Magdalena nicht mehr spielen darf!“ bricht es wieder in namenlosem Schmerz aus der Seele des Mädchens hervor.

„Welch ein Ehrgeiz!“ sagt die Gräfin erstaunt zu Andreas.

„Ja, so sind sie hier — eher lassen sie das Leben als eine Rolle im Passion!“ sagt er leise. „Aber Kind, du könntest ja nicht ewig die Magdalena spielen — bis in zehn Jahren wärst d' doch zu alt,“ tröstet er die Verzweifelte.

„Ja, das ist was anders — wenn man mit Ehren grau geworden ist, dann weiß man, daß man verzichten muß — aber so — —“ und wieder sieht sie verlangend nach dem schönen, tiefen, rauschenden Wasser, in dem es sich so gut, so kühl ruhen ließe, — dem sie sich schon gelobt hat — und dem sie nun nicht Wort halten soll.

„Liebst du dein Kind, Josepha?“ fragt die Gräfin.

„Das ist gleich nach der Geburt gestorben.“

„Liebst du deine Mutter?“

„Nein, sie war immer böse und hart gegen mich, jetzt ist sie gestört im Kopf.“

„Liebst du deinen Bräutigam?“ fragt die Gräfin beharrlich weiter.

„Ja — aber der ist tot! Ein Wilderer hat ihn erschossen — er war Forstgehilfe.“

„Also hast du niemand, für den du leben magst?“

„Niemand!“

„Nun, so komm mit mir und versuche, ob du mich nicht so lieben könntest, daß es der Mühe wert wäre, für mich zu leben! Willst du?“

„Ja, gnädige Frau — ich will's probieren!“ sagt das Mädchen, die großen Augen halb forschend und halb bewundernd auf die Gräfin geheftet. Ein schöner Ausdruck von Dankbarkeit und Vertrauen verklärt allmählich das vergrämte Gesicht: „Ich mein', für Sie könnt' ich alles thun!“

„Nun, so komm mit mir — jetzt gleich, armes Kind — ich will dich retten! Deine Verwandten werden nichts dagegen haben?“

„O nein! Die sind froh, wenn ich fortkomm’.“

„Und dein Better, der — der —,“ sie weiß selbst nicht, warum sie zögert, den Namen auszusprechen.

„Der Christus-Freyer?“ ergänzt Josepha. „O, der! der spricht schon seit einem Jahr nichts mehr mit mir, als was er muß, der verwindet’s nie, daß ich die Schand’ auf seinen unb’scholtenen Namen ’bracht hab’! ’s ist ihm deswegen schon ganz verleidet hier und wenn’s nicht wegen dem Christus wär’, blieb er gar nimmer in Ammergau! Er ist in solchen Sachen so streng!“

„So streng!“ wiederholt die Gräfin gedankenvoll.

Es schlägt zwei Uhr vom Turm der Ammergauer Kirche.

„Es ist spät,“ sagt die Gräfin, „das arme Wesen bedarf der Ruhe!“ Sie hüllt das Mädchen in ihren eigenen Mantel.

„Komm, einsames Herz, ich will dich erwärmen.“

Noch einmal wendet sie sich um und trinkt mit vollen Zügen das wonnige Bild ringsumher.

„Nacht der Wunder, ich danke dir!“

Fünftes Kapitel.

M o d e r n e P i l g e r.

Qu'en dites-vous! Die Gräfin gründet eine maison d'orphelines!“ ruft der Prinz, aus dem Großschem Haus kommend, einem Trupp Herren zu, die im Gärtlein vor der Thür warten.

Die Nachricht erregt Sensation, die Herren umringen den Prinzen fragend und lachend.

„O grand Dieu, wer kennt eine Frau aus! Unsere Göttin sitzt dadrin in der Bauernstube, umringt von den alten Töchtern des Hauses, unbeschreibliche Gestalten, und beschäftigt sich mit weiblichen Arbeiten!“

„Die Wildenau? Die Gräfin? Ah, das ist ein schlechter Witz!“

„Nein, mein Wort darauf! Wenn sie nicht das Fenster mit einem Schleier verhangen hätte, könnten wir sie sitzen sehen. Sie hat sich eine baumwollene Schürze von den ‚Damen des Hauses‘ geliehen, trägt heute, da sie sich in Ermangelung der Kammerjungfer selbst die Haare machen mußte, eine exzentrisch einfache Frisur und sieht aus,“ er wirft eine Rußhand in die Luft, „berückender denn je, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren, ein Gretchen! Wen sie in großer Toilette nicht verrückt gemacht hat, der wird es, wenn er sie so sieht!“

„Ah, ah! Das müssen wir auch sehen, stürmen wir das Fenster,“ ruft der Schwarm begeistert durcheinander.

„Nein, nein! Um Gottes willen nicht, bei ihrem Zorn!“

Fürst Hohenheim, ich bitte Sie! Graf Cossigny, nicht klopfen! St. G nois, au nom de Dieu, elle ne vous pardonnera jamais!"

„Aber warum denn nicht, Hausfreunde wie wir!"

„Ich sag's Ihnen ja, wer berechnet die Launen einer Frau! Lassen Sie sich doch nur erzählen: Ich komme herein, triumphierend, ihr eine so angenehme Neuigkeit zu bringen, ich sage: ‚Gräfin, raten Sie einmal, wen ich soeben an der Kasse getroffen habe?‘ Die Angebetete sitzt und näht!"

Allgemeines „Ah!"

„N ht," f hrt der Prinz fort, „natürlich ohne Fingerhut, denn die im Hause befindlichen waren ihr doch etwas bedenklich, und unter den Kostbarkeiten der Gräfin befindet sich natürlich kein Fingerhut! Also ich wiederhole meine Frage! Ein eisiges: ‚Wie kann ich das wissen!‘ ist die deprimierende Antwort, als ob es nichts auf der Welt gäbe, was sie in diesem Augenblick mehr interessieren könnte als ihre Arbeit! Ich muß also ungefragt und spannungslos mit meiner Neuigkeit heraus: ‚Gräfin, denken Sie nur, Prinz Hohenheim, die Grafen Cossigny, Wengenrode, St. G nois, ganz Oesterreich, Frankreich und Bayern ist da!‘ ruf' ich voller Freude! Ich denke, sie wird aufatmen, daß sie wieder Menschen sieht, aber nein: Stirnrunzeln!"

„Hört, hört!" murren der ganze Trupp.

„Stirnrunzeln, il faut que j'insiste! ‚Sie sind draußen, bereit, sich Ihnen zu F u en zu legen,‘ sag' ich weiter. Noch stärkeres Stirnrunzeln: ‚Ich bitte Sie, halten Sie mir die Herren ab, ich kann niemand sehen, ich will niemand sehen!‘ So erklärt sie rund heraus! Ich erlaube mir schüchtern zu

fragen, warum nicht? Sie ist angegriffen, sie kann sich so nicht sehen lassen, sie hat keine Zeit! Und endlich kommt's heraus! Was glauben Sie, daß die Gräfin seit gestern getrieben hat?"

„Je n'ose pas deviner,“ sagt St. Genois mit einem boshaften Blick auf den Prinzen, den dieser vornehm ignoriert: „Mich hat sie um elf Uhr fortgeschickt und dann hat sie genachtwandelt, Mondschein geschwärmt mit dem alten Schnitzer, ihrem Hausherrn.“

Allgemeines Gelächter: „Die Gräfin Wildenau muß in Ermangelung von Begleitung mit einem alten Schnitzer herumirren.“

„Ja, und diesen tugendreichen Spaziergang benutzte sie, um einem verzweifeltsten Mädchen, das sich sehr apropos im Moment das Leben nehmen wollte, als die Gräfin des Weges kam, dieses kostbare Gut zu retten. Nun sitzt sie und richtet eines ihrer reizenden Costumes tailleur für diese neueste Puppe ihrer Laune her. Sie behauptet, das Wesen zärtlichst zu lieben, es nie mehr von sich zu lassen, enfin, elle jouit du rôle inconnu de bienfaitrice, und da will sie nicht gestört sein!“

„Sahen Sie die Orpheline?“

„Nein, sie versichert, es müßte dem Mädchen peinlich sein, sich neugierigen Blicken auszusetzen und verbirgt diese zartfühlende junge Dame vor jedem profanen Auge in ihrem Schlafzimmer! Qu'en dites-vous, mon prince?“

„Ich sage,“ erwidert Fürst Hohenheim, ein älterer Herr mit feingeschnittenem, sarkastischem Gesicht, etwas kahler Stirn und leiser, aber scharfaccentuierter Sprechweise, „ich

sage, daß eine lebhaftere, phantasievolle Frau immer ist wie die Umgebung, in der sie sich momentan befindet! Ist die Gräfin in gelehrter Gesellschaft, so wird sie streng wissenschaftlich sein, ist sie in einem etwas frivol angehauchten Kreis wie der unsere, so ist sie — nicht gerade frivol, aber voll von sprudelndem Esprit und hier unter diesen frommen Schwärmern gefällt sich Ihre Erlaucht darin, die Säulenheilige zu spielen! Lassen wir sie, das dauert nicht lange, man muß die Laune einer Dame niemals stören! Ce que femme veut, Dieu le veut!"

„Hat die Gräfin auch ein Gelübde gethan, zu fasten?“ fragt Graf Cossigny von der österreichischen Gesandtschaft und deshalb schlechtweg „Oesterreich“ genannt; „könnten wir denn nicht zusammen dinieren?“

„Nein, sie hat mir erklärt, daß sie die liebe Selbstmörderin vorerst keinen Augenblick allein lassen wolle, und daß sie zu Hause speißt! Ich sage Ihnen, gestern noch schüttelte sie sich bei dem Gedanken, eine Tasse in dieser Herenküche gebrauten Thees einzunehmen, und nur der Umstand, daß mein Kammerdiener ihn angoß und daß ich ihr ihn vortrank, bewog sie endlich nachts um zehn Uhr, dieses Labfal zu acceptieren! Und heute genießt sie ein von den Damen dieses Hauses bereitetes Diner! Es muß wirklich in dieser Ammergauer Luft etwas Gefährliches liegen!“

„Für Naturen wie die Gräfin, ja!“ sagt Fürst Hohenheim in seiner kühlen Weise, legt seinen Arm einen Augenblick in den des Prinzen und flüstert ihm im Weiterschreiten vertraulich zu: „Ich rate Ihnen, Prinz Emil, suchen Sie sie bald wieder hier wegzubringen!“

„Ja, gewiß! Alles ist bestellt, wir reisen sogleich nach der Vorstellung.“

„A la bonheur! Also morgen! Sie haben doch Billets?“

„Jawohl, und was noch mehr ist, ganze Knochen!“

„Nicht wahr?“ ruft Desterreich, „welch ein Zubrang, man könnte glauben, die Sarah Bernhard spielte die Jungfrau Maria!“

„C'est ridicule! Ich habe so etwas nicht einmal auf der Pariser Ausstellung erlebt!“ meint St. Génois.

„Es ist ärger als in Baden-Baden bei einem Rennen!“ brummt Wengenrode empört.

„Lächerlich, was haben die Leute dabei?“

„Je nun, wir sind ja auch da!“ lächelt Hohenheim.

„Mon Dieu, man muß es ja einmal gesehen haben, wenn man gerade in der Gegend ist wie wir!“ meint Cossigny.

„Gehen Sie auch nach der Vorstellung fort?“ fragt Prinz Emil.

„Natürlich, was soll man denn hier thun? Rein Jeu — keine Damen; ich bitte Sie, dieser Bürgermeister von Ammergau gestattet weder einen Zirkus, noch sonst irgend ein gemeinnütziges Unternehmen! Vierzigtausend Mark bar sind ihm vom Zirkus Rouannet geboten worden, wenn er ihm gestattete, während der Dauer der Passionsspiele Vorstellungen zu geben! Mademoiselle Rouannet hat es mir selbst gesagt! Glauben Sie, dieser obstinate, steifleinene Philister wäre zu bewegen gewesen? Nein! das vertrage sich nicht mit der Würde des Passionsspiels! Lieber schlägt er die 40 000 Mark aus. Salon Klüber wollte ein ele-

gantes Karussell errichten, bot 12000 Mark Handgeld — Gott bewahre! Von Damen, welche nicht ihr bürgermeisteramtliches Leumundszeugnis an der Stirn tragen, nun schon gar keine Rede, wer soll denn da länger als 24 Stunden aushalten?“

„Ich glaube, die Leute haben den Größenwahnsinn,“ meint Wengenrode.

„Sagen wir lieber den Heiligenwahnsinn,“ präzisiert Fürst Hohenheim.

„Gewiß, sie halten sich alle für die betreffenden himmlischen Herrschaften selbst! Man soll nur diesen arroganten Bürgermeister und nun gar den Herrn Jesus Christus ansehen, was die Leute sich einbilden!“

Allgemeines Gelächter.

„Ja,“ sagt Wengenrode, „und der römische Statthalter Pilatus, welcher Schaffner bei einem Boten ist, also Lasten schleppt, trägt mir heute mein Gepäck herauf und läßt mir den Toilettenkasten fallen, worin lauter zerbrechliche Büchsen sind. Ich fahre ärgerlich mit einem ‚Dummer Tropf‘ heraus. Da richtet sich der auf und schaut mich an mit einem Blick, daß ich ordentlich in Verlegenheit komme. Ich heiße Thomas Mendner, Herr! Ich bitte um Entschuldigung für die Ungeschicklichkeit und bin gern bereit, den Schaden zu ersetzen, soweit meine Mittel reichen!“

„Nun bitte ich Sie, ist das nicht der reine Größenwahnsinn?“

Einige lachen, der Prinz aber und Hohenheim schweigen.

„Wo gehen wir denn morgen abend in München noch hin zur Erholung von der Langenweile?“ fragt Cossigny.

„Ich denke, aufs Kasino!“ sagt der Fürst.

„Gut, da wollen wir uns sämtlich Rendezvous geben, nicht?“

Allgemeine Zustimmung.

„Vorausgesetzt, daß die Gräfin uns nicht befiehlt?“ meint St. Génois.

„Das wird sie nicht,“ sagt der Prinz, „denn entweder die Geschichte wirkt lächerlich, wie es nicht anders zu erwarten ist, dann schämt sie sich vor uns und gönnt uns den Triumph nicht, weil wir es ihr prophezeit haben, — oder ihre sentimentale Laune zieht auch aus dieser Komödie irgend ein süßes Gift der Nührung, dann sind wir ihr zu frivol! Das muß man erst verrauchen lassen.“

„Sehr richtig,“ bestätigt Hohenheim, „Sie sind der Mann, der dieser problematischen Schönen gewachsen ist, Prinz Emil! Adieu! avancez bien.“

Die Herren lüften die Hütte.

„Adieu!“ sagt Cossigny, „apropos, ich mache einen Vorschlag. Wir werden der Gräfin in dieser Stimmung am besten durch Edelmut imponieren, sammeln wir glühende Kohlen auf ihr Haupt und lassen wir ihr durch Telegramm an den Hofgärtner das ganze Palais in einen Blumentempel verwandeln, bis sie heimkommt. Das wird sie sympathisch berühren, nichts als diese stummen Boten unserer Verehrung! Wenn sie beim Eintreten die Ueberraschung findet und bedenkt, wie schnöde sie uns heute behandelt hat, dann wird sie gerührt sein und uns übermorgen zu Tisch laden.“

„Der Plan ist famos,“ jubelt Wengenrode und St. Génois. „Sind Guer Durchlaucht dabei?“

„Gewiß,“ sagt Hohenheim mit kühler Höflichkeit, „wenn es sich um Sachen der Galanterie handelt, bleibt ein Hohenheim niemals zurück.“

„Ich bitte auch mich beteiligen zu dürfen, aber inkognito! Von mir wäre es eine Sentimentalität ihr gegenüber und würde den umgekehrten Effekt machen,“ sagt der Prinz.

„Wie Sie wünschen!“

„Also aufs Telegraphenbureau!“ ruft Wengenrode begeistert.

„Adieu, meine Herren!“

„Au revoir, Prinz Emil! Sie kehren in der Löwin Höhle zurück?“

„Vous demandez?“ sagt Hohenheim mit feinem Lächeln.

„Also morgen früh bei den Heiligen und nachts im Kasino, nicht vergessen!“ ruft Cossigny zurück.

Die Herren schlendern lachend und plaudernd die Straße hinunter ihren Quartieren zu. Der Prinz blickt ihnen einen Augenblick nach, dann kehrt er um und geht zur Gräfin zurück.

„Ich kann es ihr im Grunde nicht übel nehmen, wenn diese Umgebung sie nicht befriedigt,“ denkt er bei sich. „Würde ich sie zur Gemahlin wollen, wenn es der Fall wäre? Gewiß nicht! Aber wenn die Frauen nur nicht immer von einem Extrem ins andere fallen wollten. Hohenheim hat ganz recht, sie darf mir nicht zu lange hier bleiben, morgen muß sie fort.“ Er hat das Haus erreicht und tritt in den alten verwilderten Garten, wo riesige knorrige Obstbäume mit winzigen verkümmerten Früchten ihr Gezweig

über einer schiefen Bank verflechten. Da sitzt jetzt die Gräfin, mitten im muchernden Gras und Unkraut, den schönen Kopf an die verschimmelte Rinde des alten Stammes gelehnt und blickt sinnend hinüber nach den lichten Bergen, die aus der Ferne durch das verworrene Gezweig und Gestrüpp hindurchschimmern.

Aus dem benachbarten, höher gelegenen Garten des Bildhauers Zwink schaut neugierig eine Diana von weißem Stein herüber und scheint der sinnenden Frau, die selbst in diesem Augenblick einer Statue gleicht, sagen zu wollen: „Die Kunst schafft dir überall Götter!“ Aber die Lockung verfängt nicht, die Gräfin scheint mit diesen Göttern kein Glück gehabt zu haben, sie glaubt nicht mehr an sie!

„Nun, Gräfin, hat Sie Licht und Luft doch herausgelockt?“ fragt der Prinz, sich freudig nähernd.

„Ach, ich konnte es drin nicht mehr aushalten! Die Töchter Groß machen das Kleid fertig. Prinz, wir wollen hier draußen essen; dort am Haus unter dem Dach von wildem Wein ist ein ganz ordentlicher Tisch, da soll man uns servieren. Für einen Tag kann man sich schon behelfen.“

„Für einen Tag!“ betont der Prinz sehr erleichtert; „o ja, für einen Tag geht es schon.“ Gottlob, sie denkt nicht daran, hier zu bleiben.

„O Prinz, sehen Sie doch nur, wie schön, wie herrlich ist es hier.“

„Schön, herrlich? Verzeihen Sie mir, ich sehe aber nichts, was Ihnen diesen von Ihren Lippen so seltenen Ausruf entlocken könnte! Sie müßten denn Ihre Anforderungen so herabgeschraubt haben, daß Sie nach dem

Anblick der Zaubergärten der Isola Bella und aller italienischen Villen plötzlich Gefallen an Kohlstrünken, Holzbirnen, Ginster und Hufslattich fänden?“

„Da sehen Sie, wie Sie wieder sind!“ spricht die Gräfin unangenehm berührt. „Sagt nicht Spinoza: jedes Ding ist schön und indem ich mich in Betrachtung seiner Schönheit vertiefe, fühle ich eine Zunahme meiner Lebensfreude?“

„Gräfin, das war aber bisher Ihr Motto nicht. Sie fanden sonst an allem etwas zu tadeln. Mir scheint, Sie sind des Schönen müde und finden nun zur Abwechslung einmal das Häßliche schön!“

„Sehr wahr, mein Freund! Ich bin übersättigt, nichts reizt mich mehr, nichts genügt mir, auch das Schönste nicht, weil ich stets den Maßstab der Vollkommenheit an die Dinge lege und diesem doch nichts entspricht.“ Sie schüttelt sich plötzlich, als werfe sie eine Last von sich. „So darf es nicht mit mir fortgehen, dieser ästhetische Gewissenszwang, der mir jeden Genuß von vornherein verkümmert, muß ein Ende nehmen, ich werfe ihn von mir, den ganzen Ballast kritischer Analyse und akademischer Schönheitsbegriffe und schlage einmal den Gespenstern Winkelmanns und Lessings ein Schnippchen. Hier im wüsten Gemüsgärtlein unter Kohlstrünken und Hufslattich, Holzbirnen und Zwetschgenbäumen, umweht von der frischen kristallhellen Luft des Hochgebirges, dessen Firnen da bläulich durch die Zweige schimmern, in der heimlichen Stille und Einsamkeit, hier finde ich es jetzt einmal schön, schön, weil mir wohl ist, weil ich nur Mensch bin, frei von jedem Zwang, nichts

denke, nichts fühle, als den Frieden der Natur und die
Wonne dieses Ausruhens!"

Sie legt die Füße behaglich auf die Bank und blickt,
den Kopf zurückgebogen, mit seligem Ausdruck in den blauen
Aether hinein, der allerdings nach dem Regen wie eine
kristallene Glocke über die Erde ausgebreitet ist.

Dem Prinzen gefällt diese Stimmung ganz und gar
nicht. Er ist ausschließlich Kulturmensch. Sein Denken
steht unter den Gesetzen strengster Logik, was nicht logisch
durchführbar, existiert nicht für ihn, sein Enthusiasmus
erreicht die höchste Stufe nur im Genuß der höchsten Leistun-
gen in Kunst und Wissenschaft; daß man deren jemals
überdrüssig werden könnte, wenn auch nur einen Augenblick,
begreift er nicht, einerseits, weil sein maßvolles Wesen die
Dinge nicht, wie es bei der Gräfin der Fall, in leiden-
schaftlichem Anlauf gleich bis in ihren tiefsten Kern erschöpft
und er so vor Uebersättigung bewahrt blieb, andererseits
aber, weil ihm jedes Verständnis für die Natur und ihre
unwillkürliche Selbstherrlichkeit fehlt. Er ist der diszi-
plinierte Mann der Form auf konventionellem wie jedem
anderen Gebiet. In der Gräfin aber ist etwas von jenem
Gottesgnadentum, das jeden Augenblick bereit ist, die Fessel
aufgezwungener Traditionen und künstlicher Schablonen
abzuwerfen und dem Zug der Verwandtschaft mit der
souveränen Natur zu folgen. Da ist die Grenze, über
die er ihr nicht nachkann und er weiß es wohl, denn er ist
einer von den stolzen Charakteren, die es verschmähen,
sich über sich selbst zu täuschen. Aber es erfüllt ihn mit
ernster Besorgnis.

„Was denken Sie jetzt, Prinz?“ fragt die Gräfin, die sein finstere Brüten bemerkt.

„Daß ich Sie in Monaten nicht so vergnügt gesehen habe, Gräfin, und mir die Ursache dieses Vergnügens nicht erklären kann. Wenn man bedenkt, was sonst dazu gehört, um Ihnen ein Lächeln der Befriedigung zu entlocken!“

„Aber mein Gott, muß denn auch alles erklärt sein?“ lacht die schöne Frau; „da haben wir wieder den Bedanten! Müssen wir denn beständig unter einer Selbstkontrolle stehen und uns Rechenschaft ablegen, ob das, was wir in einem glücklichen Moment empfinden, auch vernünftig und berechtigt ist? Müssen wir uns immer selbst bespiegeln und dürfen nie vor dem eigenen Blick den Schleier über unsere Seele ziehen und dem lieben Gott noch ein unausgespähetes Geheimnis darin lassen?“

Der Prinz tritt schweigend zu ihr und küßt ihre Hand. Was jetzt aus seinem Auge blickt, ist ein ernstes, tiefes Gefühl und sie legt ihm gerührt die andere, freie Hand aufs Haupt: „Sie sind ein edler Mann, Prinz, wenn auch etwas Unausgesprochenes, Unverstandenes zwischen uns liegt, ich weiß doch, wie Sie es meinen!“

Das war wieder zugleich eine Rose und ein Dorn. So war es immer! Im selben Augenblick, wo ihn ihre weiche, süße Hand schmeichelnd berührt, stößt sie ihm den Dolch ins Herz. Ja, das ist es, das „ewig Unverstandene“, das zwischen ihnen liegt, das ist der Stachel an jeder Rose, die sie ihm reicht.

Frauen wie diese sind nur zu ertragen, wo sie wahrhaft lieben; wo ein mächtiges Gefühl sie ganz sich selbst aufgeben

läßt! Wo dies nicht der Fall ist, sind sie, ohne es zu wissen und zu wollen, tückische, gefährliche Wesen, schmeichelnd und tötend im selben Moment.

Und erst, wehe dem Mann, den sie selbst zu lieben glauben! Denn wie oft täuschen sich solche Wesen über ihre Gefühle!

An solch einer Täuschung geht nicht die Frau, sie macht ja dergleichen öfter durch, sondern der Mann zu Grund, der sie mit ihr geteilt hat! Wehe, wer da nicht den kalten Kopf bewahrt.

Der Prinz steht mit dem Rücken gegen die Straße und sein Blick ruht sinnend auf der schönen Frau mit den unergründlichen, seltsam schimmernden Augen. Plötzlich sieht er sie jäh zusammenfahren und erröten. Wie der Blitz dreht er sich um und folgt der Spur ihres Blickes. Aber er sieht nichts mehr als eine überragend hohe Männergestalt mit langem schwarzen Haar in raschem Gang um die Ecke biegen und verschwinden.

„Kennen Sie diesen Herrn?“

„Nein,“ sagt die Gräfin ehrlich, „es war der, den ich gestern beim Herauffahren sah.“

„Gräfin, verzeihen Sie mir die Indiskretion, aber Sie sind errötet?!“

„Ja, ich fühl' es auch, aber ich weiß nicht warum!“ sagt sie mit einer fast naiven Unschuld im Blick, daß der Prinz unwillkürlich lächeln muß.

„Gräfin, Gräfin!“ droht er mit erhobenem Finger wie einem Kind; „hüten Sie Ihre Phantasie, sie wird zum Verräter an Ihnen.“

Die Gräfin zieht wie in einem kleinen, süßen Schuldbewußtsein mit einer so unbeschreiblich anmutigen Gebärde die drohend erhobene Hand herab, daß ihr kein Gott hätte zürnen können. Der Prinz ist eine Sekunde lang vor ihr aufs Knie gesunken, nicht länger als das Niedgras braucht, um sich im Winde zu biegen und wieder aufzustehen, dann rafft er sich auf, etwas blaß, aber kalt, besonnen:

„Ich werde hineingehen und meinem Kammerdiener sagen, daß er hier außen für uns deckt!“

„Thun Sie das, mon prince!“ erwidert die Gräfin und blickt zerstreut hinaus auf die Straße.

Der alte Groß tritt in den Garten: „Es ist alles in Ordnung, Frau Gräfin; ich habe mit sämtlichen Verwandten und Vormündern der Josepha gesprochen und sie sind alle recht froh, wenn sich Frau Gräfin ihrer annehmen.“

„Alle, auch der Christus-Freyer?“

„Ja wohl, das hat gar keinen Anstand!“

Die Gräfin hat mehr erwartet, sie sieht den Alten an, als solle er noch mehr sagen, aber es folgt nichts weiter.

„Sollte Freyer nicht einmal herkommen, um sich mit mir über das Nähere zu besprechen?“ fragt sie endlich fast schüchtern.

„Ja, wissen Sie, der geht zu niemand, ich sagte es Ihnen ja schon, und wegen der Josepha käme er erst recht nicht, da schämt er sich. Er sagt, wie's Frau Gräfin machen, so sei's ihm recht!“

„Schön!“ sagt die Gräfin etwas enttäuscht.

„Welch komisches tête-à-tête!“ ertönt jetzt plötzlich hinter dem Zaun her eine lachende Stimme. Die Gräfin fährt

erschrocken auf, aber es ist zu spät, da ist kein Entrinnen mehr, sie ist gefangen.

Eine hübsche, elegante, junge Frau, begleitet von zwei älteren Damen, stürzt enthusiastisch auf sie zu:

„Chère comtesse, also hier an das äußerste Ende des Dorfes haben Sie sich versteckt? Ganz Ammergau haben wir abgesehen. Ihr Wappen auf dem Wagen und Ihre Livree in der alten Post haben Sie verraten! Ja, ja, wenn man infognito sein will, muß man nicht mit echt Wildenauer Elegance reisen! Da sind wir vorsichtiger! Wir sind in einem bescheidenen Mietwagen gekommen! Aber quelle existence ici! Auf Stroh soll ich heute nacht schlafen, hören und schauern Sie, auf Stroh! Haben Sie ein Bett gehabt? Sie sind ja schon seit gestern hier?“

„Nun, liebste Hoheit, kommen Sie nur zu Atem! Bon jour, Baronin, bon jour, Excellenz!“

Die Gräfin umarmt sämtliche Damen zerstreut, aber um so zärtlicher: „Geruhem Sie sich auf diese Bank niederzulassen?“

„O bitte, Sie müssen auch noch her!“

„Nein, die Bank reicht nicht, ich sitze schon!“

Die Gräfin hat sich auf eine Baumwurzel gesetzt, das Gesicht nach der Straße, die sie sehr zu interessieren scheint. Die Damen sind auf der Bank glücklich installiert und nun beginnt ein Geplauder, dem keine Feder folgen könnte. Ein Dies und Das und ein Gewunder über alles mögliche, was die Gräfin bisher gar kein Nachdenken gekostet hat, ein Erzählen, was man alles über die Ammergauer gehört hat, und der Christus ist ihnen auch schon gezeigt worden, ein

schöner Mann, sehr schön, prachtvolles Haar, merkwürdige Augen, eigentlich kein Christuskopf, mehr ein Kopf, wie man sich den Faust denkt oder den Wotan; aber es ist ihm nicht beizukommen, er ist menschenfeind! Schade, es wäre so interessant! Man sagt ihm nach, er habe irgend eine hohe Gönnerin, die er liebe, sehr möglich, sonst wäre ja auch sein unnahbares Wesen gar nicht zu erklären!

Die Gräfin ist sehr still geworden, sie hat fast einen leidenden Zug um die Augen, wie sie so auf die Straße blickt.

Der Prinz steht schadenfroh unter der Thür: „Das geschieht ihr ganz recht für ihre exzentrischen Launen, daß sie nun, nachdem sie die Freunde so schnöb abgewiesen, dieses Geschwätz anhören muß!“

Endlich erbarmt er sich ihrer und schickt den Kammerdiener mit Tischtuch und Tellern hinaus, um zu decken.

„Ah, c'est l'heure de votre dîner!“ Die Damen springen auf. Die Hoheit nimmt die Lorgnette:

„Ah, das ist ja der Kammerdiener des Erbprinzen! Also der getreue Loggenburg auch um die Wege?“

„Gewiß, meine Damen,“ antwortet es von der Thür her und der Prinz tritt heraus. „Ich war nur zu schüchtern, mich in einen so gefährlichen Kreis zu wagen!“

Großes Gelächter!

„Ja natürlich, der Erbprinz von Metten-Barnheim schüchtern!“

„Gewiß, ich bin gegenwärtig nur Stellvertreter des weggejagten Reifemarschalls der Gräfin Wildenau, welches Amt ich mit gewohnter Devotion für die Herrin verwalte

und alles thue, um nicht schließlich dem Schicksal meines Vorgängers zu verfallen!“

„Weggejagt zu werden?“ fragt die Baronin ein wenig boshaft.

Die Gräfin sieht ihn mit einem freundlich strafenden Blick an: „Wie können Sie so sprechen, Prinz!“

„Aber Ihre Suppe wird kalt!“ ruft die Herzogin.

„Wo speisen denn Eure Hoheit?“

„Bei einem der Chorfänger, wo wir wohnen. Auch ein Mensch wie ein Apostel und seines Zeichens ein Schmied. Es ist merkwürdig, diese Leute haben hier alle etwas so Ideales, und alle das schöne lange Haar! Sind Sie noch nicht durchs Dorf gegangen? Ach, das müssen Sie thun, es ist ja höchst originell, diese Völkerschaften, die sich da um die Passionsspieler zusammendrängen, das sieht man sobald nicht wieder! Ich freue mich auf morgen, hoffentlich sitzen wir nahe beisammen. Adieu, liebe Gräfin!“ Die Herzogin nimmt den Arm des Prinzen, der sie hinausgeleitet. „Ich hoffe aber, Sie sorgen uns dafür, Prinz Emil, daß die Gräfin übermorgen nicht unter dem Eindruck des Passionsspiels ins Kloster geht!“

„Hoheit vergessen, daß ich eine unverbesserliche Häreterin bin!“ lacht die Wildenau und küßt die beiden Hofdamen in der Zerstreuung mit einer Zärtlichkeit, die sich jene gar nicht erklären können.

Der Prinz führt die Damen ein Stück über das Weichbild des Hauses.

Die Gräfin ist zu ihrem Schützling hineingegangen, als wolle sie sich bei dem armen, stillen Geschöpf erholen von der lauten Unterhaltung.

„Nein, diese Wildenau! Bei der Frau ist wirklich *embarras de richesse*! Nun hat sie das glänzende Wittum, die unermesslichen Wildenauschen Revenüen und diese Masse von Bewerbern!“ sagt die Baronin, nachdem der Prinz sich von ihnen verabschiedet hat, um zu seiner „Angebeteten“ zurückzukehren.

„Ja, aber die Revenüen verliert sie, wenn sie wieder heiratet,“ berichtet die Herzogin, „das Testament ist von Wildenau eigens so gemacht, weil er noch über das Grab hinaus eifersüchtig war. Ich kenne die Verhältnisse genau. Sie muß entweder Witwe bleiben oder eine sehr brillante Partie machen, denn eine Frau wie die Wildenau könnte sich ja nie mehr in bescheidenere Verhältnisse finden!“

„Also, ist sie nicht einmal eine gute Partie?“ fragt die Exzellenz.

„Sicher nicht, denn an dem Tage, so lautet wörtlich das Testament, wo sie den Namen Wildenau mit einem andern vertauscht, fallen die Güter mit allen Einkünften an eine minder reiche Seitenlinie der Wildenau, da keine direkten Erben da sind. Schon um dieses Testaments willen könnte man ihn hassen, denn die Wildenauschen Vettern sind verschwenderisch und habgierig, sie brachten schon ein großes Vermögen durch. Die arme Gräfin hat aber dann nichts mehr als ihr persönliches Eigentum, ihre paar Brillanten und was sie sonst von ihrem Manne geschenkt bekommen hat, wenn sie sich je wieder verheiratet.“

„Besitzt sie denn kein Privatvermögen?“ fragt die Baronin neugierig.

„Sie wissen ja, sie ist eine Prinzessin Brankenberg und

die Brankenbergs sind finanziell ganz heruntergekommen. Deshalb hat man ja auch das junge, schöne Mädchen mit 17 Jahren dem alten, entsetzlichen Wildenau hingeopfert, der dafür ihrem Vater die Schulden bezahlen mußte!“ erklärt die Herzogin.

„Ah, so ist das!“ atmet die Erzellenz erleichtert auf. „Wissen denn das ihre verschiedenen Bewerber? Die Herren halten sie gewiß alle für unermeslich reich!“

„O, sie macht kein Hehl aus diesen Verhältnissen,“ sagt die Herzogin wohlwollend. „Ehrlich ist sie, das muß man ihr lassen, und sie hat auch viel durchgemacht mit dem alten, nervösen Mann! Man weiß ja, wie er war; alles hat ihn gefürchtet und er tyrannisierte die Frau geradezu. Was nützte ihr da all der Glanz und Reichtum? Es wäre ihr wohl zu gönnen, wenn sie einmal ein Glück kennen lernte!“

„Nun, sie hat auch ihre Witwentrauer so bald wie möglich abgelegt. Das hat man ihr doch sehr verdacht!“ bemerkt die Baronin nicht eben liebevoll.

„Und gerade deshalb sage ich: sie ist besser als ihr Ruf, weil sie Lüge und Heuchelei verschmäht,“ erwidert die Herzogin und geht über einen Steg voraus. Die beiden Damen flüstern sich etwas zurückbleibend in die Ohren: „Die soll nicht lügen und heucheln? Ich bitte Sie, Erzellenz, das ganze Wesen ist nichts als Lüge! Sie kann ja keinen Augenblick sein, ohne Komödie zu spielen! Mit den Frommen ist sie fromm, mit den Liberalen spielt sie die Liberale, mit jeder Partei liebäugelt sie, um ihren Einfluß als ehemalige Gesandtin zu behaupten. Sie kann es ja nicht lassen,

zu intrigieren und zu diplomatisieren. Und jetzt spielt sie sich wieder auf die jugendlich Naive, um diesen Prinzen Emil zu berücken. Sahen Sie vorhin den verschämten Blick, wie ein Mädchen? Es ist zum Uebelwerden!"

„Ja, ich bitte Sie, wie sie diesen schönen, geistreichen Prinzen, den Erben eines so großen, regierenden Hauses düpiert,“ klagt die Exzellenz, die auch Töchter hat. „Die Sache wird geradezu chocant, überall sieht man ihn mit ihr und nie hört man etwas von einer Verlobung! Was nur die Männer an ihr haben? Sie macht sie alle verrückt, junge und alte, es ist ganz gleich!“

„Und dabei ist sie nicht einmal mehr schön! Sie ist ja ganz verblüht, keine fraîcheur mehr, nichts als Koketterie!“ stößt die Baronin noch schnell heraus, denn die Herzogin bleibt stehen, um die Damen nachkommen zu lassen. So schreiten sie der Richtung des Passionstheaters zu, wo ihnen morgen der Gott der Liebe erscheinen soll, zu dem sie die fromme Pilgerfahrt machen. — —

„Das geschieht Ihnen recht, Gräfin Madeleine!“ lacht der Prinz, während sich die beiden zu Tisch setzten. „Die treuen Freunde haben Sie weggeschickt und mußten nun dafür diesen falschen Freundinnen in die Hände fallen.“

„Die Herzogin ist nicht falsch,“ sagt die Gräfin mit einem müden Ausdruck; „sie denkt und handelt edel.“

„Wie alle Menschen, die in einer Stellung sind, wo sie niemand zu beneiden brauchen,“ sagt der Prinz und umschifft mit seinem Löffel kleine Inseln von unklarer Beschaffenheit, die in der Suppe schwimmen. „Aber glauben Sie mir, mit einer gefeierten Frau meint es, außer diesen

wenigen, niemand ehrlich, als die Männer. Frauen gewöhnlichen Schlages können den Neid nicht unterdrücken. Ich möchte nicht hören, was jetzt auf dem Heimwege von den Freundinnen über uns gesprochen wird.“

„Was liegt daran!“ sagt die Gräfin und läßt ihre Suppe stehen.

„Unser armes diplomatisches Corps, was sich so auf Sie gefreut hatte!“ beginnt der Prinz wieder. „Ich hätte fast eine Bitte an Sie, Gräfin!“

„Nun, und welche?“

„Daß Sie uns übermorgen zu Tisch laden. Die Herren haben nämlich beschlossen, sich edel zu rächen und Ihnen morgen abend bei der Rückkehr nach München eine Ovation darzubringen.“

„So, was denn?“

„Ich sollte es nicht verraten, aber ich weiß, daß Sie Ueberraschungen nicht lieben. Das ganze Palais Wildenau wird in einen Blumentempel verwandelt! Es ist schon alles bestellt, es soll ohnegleichen werden, märchenhaft!“

Der Prinz beobachtet heimlich, welchen Eindruck diese Lockung auf sie macht, denn er muß sie hier fortbringen um jeden Preis! Diese mysteriöse Spukgestalt von vorhin, die ihr ein Erröten auf die Wangen zaubert, für das er Jahre seines Lebens hingäbe, gälte es ihm; der auffallend verstimmte, fast eifersüchtige Ausdruck, als die Damen vor dem „schwarzgelockten“ Christus und seinem Verhältnis mit einer hohen Gönnerin gesprochen, — dem scharfen Auge und Ohr des Prinzen entgeht ja nichts, — sie muß fort, ehe die Phantasterei festen Boden gewinnt. Der biedere

Bauernkomödiant dürfte es im Punkte der hohen Gönnerinnen nicht so genau nehmen, einer Gräfin Wildenau wird so ein goldpapierner Theaterheiliger schwerlich widerstehen, wenn es ihr gefiele, ihn zum Gegenstand einer exzentrischen Laune zu machen!

„Das ist sehr rührend von den Herren,“ sagt die Gräfin; „lassen Sie uns ihnen also zuvorkommen, und die Herren auf übermorgen zum Diner bitten.“

„Ah, das ist wieder meine liebenswürdige Freundin, jetzt bin ich mit Ihnen zufrieden. Sie gestatten mir, nach Beendigung dieses üppigen Mahles sogleich den Herren die Freudenbotschaft zu überbringen?“

„Thun Sie das, mein Prinz!“ sagt die Gräfin gleichgültig. „Und wenn Sie die Herren geladen haben, würden Sie mir dann den Gefallen thun, an meinen Haushofmeister zu telegraphieren?“

„Versteht sich.“ Der Prinz schiebt den Teller mit unendlich gut gemeinten, aber ungenießbaren Koteletts zurück und zieht sein Taschenbuch heraus, um zu notieren.

„Also was soll ich schreiben?“

„Haushofmeister Geres, Palais Wildenau, München. Uebermorgen, Montag 6 Uhr Diner, zwölf Couverts, fünfzehn Gänge,“ diktiert die Gräfin.

„So, das wäre besorgt, aber Gräfin, zwölf Personen? Wen wollen Sie denn noch einladen?“

„Wenn ich nachher der Herzogin Gegenbesuch mache, will ich es den drei Damen sagen, dann die Fürstin Hohenheim und die beiden Töchter der Erzellenz, macht zwölf.“

„Aber ich bitte Sie, das wird grenzenlos langweilig für den, der neben die Töchter der Exzellenz kommt!“

„Ja, das geht nicht anders, ich muß den armen Mädchen doch Gelegenheit geben, ihr Glück zu machen! Ihr seid alle, mit Ausnahme von Fürst Hohenheim, noch zu haben!“ sagt sie lächelnd.

„So stolz kann nur eine Gräfin Wildenau sprechen, die weiß, daß ihr jedes andere Weib lediglich zur Folie dient,“ sagt der Prinz und küßt mit einem vielsagenden Blick die Hand der Gräfin. Sie ist heute mittag merkwürdig zugänglich, sie läßt ihre Hand in der seinen ruhen, es ist etwas wie eine Abbitte in ihrem Wesen. Eine Abbitte, wofür? Er braucht nicht lange nachzugrübeln: Sie schämt sich, daß sie einem Hirngespinnst, dem Alpdrücken einer Nacht, welches die Gestalt von rätselhaften, schwarzen Augen und wallenden Locken angenommen, den bewährten Freund hintanzusetzen konnte. Die Erzählungen der Damen von den galanten Beziehungen des präsumtiven Besitzers dieser Locken haben den Traum zerstört und den Zauber des Alps gebrochen.

Vortrefflich, das kam sehr apropos!

„Aber Gräfin, die Herren werden unglücklich sein, wenn noch Damen kommen! Wäre es nicht hübscher, wir könnten unter uns sein? Sie sind ja unvergleichlich viel reizender und sprudelnder, wenn Sie allein mit uns paar Freunden unser kleines Tabakskollegium halten!“

„Das können wir ja nachher. Die Damen gehen um zehn Uhr fort. Dann könnt ihr Andern bleiben!“

„Und wer wird dann fortgeschickt, wenn Sie auch dieser après-soirée müde sind? Wer darf dann noch ein

Stündchen tête-à-tête bleiben und die letzte Cigarette mit Ihnen rauchen?“ fragt er schmeichelnd mit schmelzendem Ton; er ist sehr hübsch in dem Augenblick.

„Das werden wir sehen,“ sagt die Gräfin und zum erstenmal zittert auch durch ihre Stimme etwas wie eine wärmere Empfindung. Ihre Hand ruht noch in der seinen, sie hat vergessen, sie zurückzuziehen. Aber auf einmal fällt es ihr ein, seine Hand ist so unangenehm warm geworden und seine blaßblauen Augen blitzen sie so hell an, wie ein indiskreter Lichtschimmer einen Träumer weckt.

Sie macht sich los, und da das Diner beendet ist, hebt sie die kleine Tafel auf.

„Wollen Sie mich nachher zur Herzogin führen?“ fragt sie. „Dann mache ich mich jetzt fertig, während Sie zu den Herren gehen, und Sie können mich später holen.“

„Ganz wie Sie befehlen!“ sagt der Prinz in verändertem Ton, denn die leise Schwankung in dem Gefühl der Gräfin ist ihm nicht entgangen. „Also in einer halben Stunde! Adieu!“

Sechstes Kapitel.

Am Vorabend des Spiels.

Im Schlafzimmer der Gräfin sitzt Josepha und näht an ihrem neuen Anzug. Sie ist ruhig und still und die Freude am Buß, die das Weib bis zum Tode nicht verläßt — denn die ärmste Bauernfrau, falls sie noch bei Besinnung ist, wenn der Pfarrer mit den Sterbesakramenten

kommt, setzt eine bessere Haube auf — macht sich auch bei ihr geltend. Die Gräfin sieht es mit Vergnügen: „Bist du bald fertig, Josepha?“

„Bis in einer Stund', Erlaucht!“

„Gut, bis dahin bin ich zurück, dann wollen wir das Kleid anprobieren, nicht wahr?“

„O Frau Gräfin, es ist eine rechte Sünd', daß ich so ein schönes Gewand anziehen soll, 's sieht mich ja doch niemand!“

„Hier nicht, wenn du es nicht willst, aber morgen abend kommen wir nach München und dort wirst du ein neues Leben beginnen, dort ruht kein Brandmal auf deiner Stirn!“

Josepha küßt die Hand der Gräfin und ein paar große Thränen rollen auf das Kleid nieder, mit dem sie einen neuen Menschen anziehen soll. Dann rüstet sie die Gräfin zum Ausgehen und macht es geschickt und rasch. Die Gräfin sieht sie lange nachdenklich an. „Du gleichst gewiß etwas deinem Verwandten, dem Christus, nicht?“

„Die Leute sagen's!“

„Er verkehrt wohl sehr viel mit Damen?“

„Sie laufen ihm alle nach, vornehm und gering, aber er macht sich nichts draus. Und nicht nur die Fremden, auch die Mädeln im Dorf, die sind ganz rabbiat! Er könnt' jede haben, die er nur wollt, 's ist g'rad als ob er's den Frauenzimmern anthät!“

„Ich höre ja, er soll eine Liebe für eine hochgestellte Dame haben und deshalb so zurückgezogen leben?“

„So?“ sagt Josepha unbefangen, „davon weiß ich nix, ich glaub's auch nicht, freilich mir thät er's nicht an-

vertrauen, wenn er so was hätt'! Ach, aber man spricht ja so viel über ihn, der Neid ist gar zu groß! Und überhaupt wegen dem zurückgezogenen Leben, da braucht's keine vornehme Dame! Er will mit keinem mehr verkehren hier, seit sie mich nicht mehr beim Spiel mitthun lassen und so viel über mich geredet haben! Das, wenn er's auch nicht sagt, das frißt ihm am Herzen. Ach, daran bin ich schuld und niemand anders!“

Die Gräfin küßt wie in einem plötzlichen Impuls das Mädchen auf die Stirn: „Adieu, sei brav, weine nicht, freue dich deines neugeschenkten Lebens; ich komme bald zurück.“

Im Hinausgehen spricht sie noch mit den Großschen Töchtern und empfiehlt Josepha ihrer besondern Obhut.

„Die Herren sind entzückt und lassen sich Ihnen dankbarst zu Füßen legen,“ ruft der zurückkehrende Prinz der Gräfin zu.

„Also sie kommen alle?“ spricht sie und nimmt seinen Arm.

„Alle, da war kein Zweifel!“ versichert der Prinz. Er bemerkt aber wieder jene unruhige Zerstretheit von vorhin. Als sie so miteinander die Straße hinabschreiten, sind ihre Augen überall und nirgend's.

„Sie sucht wieder!“ sagt sich der Prinz.

„Ecoutez, je suis amoureuse de ce Jésus-Christ!“ ruft ihnen die Herzogin entgegen, als sie sich dem Hause des Schmieds nahen. Die Herzogin sitzt im Garten, welcher aus einem respektablen Düngerhaufen, einem „Salet“, wie man hier ein durchsichtiges Gartenhäuschen nennt, und drei Obstbäumen besteht, zwischen denen Seile mit Wäsche gespannt sind. Am Haus ist eine bäurisch gemalte, lebens-

große Muttergottes mit den üblichen Blumenstöcken angebracht, die ein sonderbares Gesicht zu der ihrem Sohne dargebrachten Hulldigung macht, wenigstens kommt es der Gräfin so vor!

„Vous l'avez vu, duchesse? Je commence à être jalouse!“ sagt die Gräfin mit einem Lachen, das wahr sein soll, aber ein wenig outriert ist.

Die Besucher treten in die Hütte; nach den Begrüßungsfeierlichkeiten erzählt die Herzogin, daß sie mit den Damen in der Zeichnungsschule gewesen und dort sei ihnen der Christus in die Hände gelaufen. Der Direktor der Zeichenschule, der sie herumgeführt (der Sohn des Wirtes der Gräfin), habe ihn den Damen vorgestellt, und er habe wohl oder übel einige Worte mit ihnen reden müssen, dann sei er aber unaufhaltfam entflohen. Die Damen sind „einfach weg!“ Dieser Anstand, diese Würde, höflich und doch so zurückhaltend, bescheiden und doch stolz, und diese Augen!

Der Prinz sitzt auf Kohlen.

Drüben hämmert der Schmied und beschlägt einen krummen Schimmel, dem kein Eisen mehr halten will. Das Gesicht des Mannes trieft von rußigem Schweiß, aber wenn er es nach der Seite zugehrt, wo die Damen sitzen, überrascht das klassische Profil und das sanfte träumerische Auge.

„Die schönen Haare und Augen,“ unterbricht der Prinz die Herzogin etwas brüst, „scheinen Spezialität der Ammergauer zu sein. Sehen Sie dort den Schmied, waschen Sie ihm den Ruß ab und wir haben einen prachtvollen Antoniuskopf.“

„Ja, nicht wahr? Es ist auch ein charmanter Mensch,“ sagt die Herzogin, „rufen wir ihn einmal her.“

Der Schmied wird herbeigewinkt und mit den Hemdärmeln den Schmutz vom Gesicht wischend, naht er bescheiden. Der Prinz beobachtet mit ehrlicher Bewunderung den Gang und die Haltung des Mannes, das feingeschnittene, durchgeistigte Gesicht, die schlanke, zarte Gestalt, an der nichts die harte Arbeit verrät, als die nervigen Sehnen und Muskeln des Armes.

„Ich muß um Entschuldigung bitten,“ sagt er in anständigem Hochdeutsch, denn die Ammergauer sprechen nur unter sich Dialekt; „ich bin eben gerade im Arbeitskittel und kann mich kaum sehen lassen!“

„Sie haben ein reizendes Organ. Singen Sie Bariton?“

„Ja, Euer Hoheit, aber ich komme selten dazu, und die Stimme leidet gar sehr bei meinem Geschäft, auch werden die Finger steif zum Klavierspielen, so daß ich mich nicht begleiten kann.“

„Sie spielen Klavier?“

„Ja gewiß, Hoheit!“

„Mein Gott, wo haben Sie denn das gelernt?“

„Hier im Dorf, Euer Hoheit! Wir Ammergauer lernen fast jeder ein Instrument, wo sollten wir denn sonst ein Orchester für den Passion hernehmen?“

„Je vous en prie!“ sagt die Herzogin zur Gräfin, „un forger qui joue du piano, des paysans qui forment un orchestre! Sie haben wohl auch einen Kirchenchor?“

„Gewiß, Frau Herzogin!“

„Und was führen Sie denn da für Messen auf?“

„O so ziemlich alles, was es Schönes gibt, teils aus der alten cäcilianischen Kirchenmusik, dann aber auch von

den spätern Meistern, von Händel, Bach, bis auf die neueste Zeit. Neulich habe ich das Ave Maria von Gounod in der Kirche gesungen, und diesen Winter wollen wir einen Delberg von Kempter aufführen.“

„Est-il possible!“ sagt die Herzogin, „c'est unique! Da sind Sie eigentlich also allesamt Künstler und sollten gar kein so rauhes Gewerbe treiben!“

„Ja, aber Frau Herzogin, man muß doch leben! Weib und Kind wollen ernährt sein. Und dann können ja auch nicht Alle Schnitzer werden, es muß doch auch Schmiede geben. Wenn nur der Mensch nicht rauh ist, das Handwerk schändet nicht.“

„Aber haben Sie denn neben Ihren Geschäften zu solchen künstlerischen Bestrebungen Zeit?“

„O ja, das macht man so am Feierabend, nach dem Nachteffen. Da kommen wir um halb sieben Uhr zusammen und dann wird musiziert oft bis nachts zwölf, ein Uhr.“

„Mein Gott, wie müde müssen Sie da sein, nach des Tages Arbeit und Mühe noch studieren bis in die Nacht hinein.“

„O, das macht nichts, das ist unsere Erholung und unser Glück. Die Kunst ist ja das einzige, was den Menschen über seine Alltagsorgen erhebt! Ich möchte nicht leben, wenn ich das nicht hätte, und so denkt jeder von uns!“

Die Damen sehen sich an.

„Aber mein Gott, wann schlafen Sie denn? Sie müssen doch morgens früh heraus.“

„O, wir Ammergauer sind ein aufgeregtes Volk, wir

brauchen wenig Schlaf. Um ein Uhr ins Bett und um fünf Uhr heraus, das ist uns genug!"

"Nun, dann müssen Sie sich aber wenigstens gut nähren, sonst halten Sie's ja nicht aus."

"O ja, wir nähren uns schon gut, wir essen jeden Sonntag Fleisch," sagt der Mann mit Befriedigung.

"C'est touchant!" ruft die Herzogin aus. "Einmal in der Woche Fleisch! Und die übrige Zeit?"

"O, da essen wir etwas von Mehl. Meine Frau kocht sehr gut, sie war Köchin bei Graf P.," fügt er mit großem Stolz hinzu und wirft einen zärtlichen Blick nach der kleinen, runden Gestalt hinüber, die, ein Kind auf dem Arm, unter der Hausthür steht. Er hätte sie gar gerne den Fremden gezeigt, diese vortreffliche Ehehälfte, aber die Damen scheinen sich weniger für sie zu interessieren.

"Und was genießen Sie denn abends?"

"O, um sechs Uhr trinken wir Kaffee und dann im Wirtshaus, wenn wir zusammen kommen, noch ein paar Glas Bier!"

"Und so haben es alle Ammergauer?"

"Alle! Da will keiner was anderes!"

"Auch Ihr Christus?"

"O der, der lebt noch schlechter als wir, der ist unverheiratet und hat niemand, der für ihn sorgt."

"Quelle vie, chère comtesse, quelle vie!"

"Aber Sie haben doch ein Klavier in Ihrem Hause. Wenn Sie so vermögend sind, daß Sie sich ein solches Instrument anschaffen können, dann dürfen Sie sich doch auch besser nähren!" meint die Erzellenz.

Der Schmied lächelt: „Wenn wir uns besser nährten, hätten wir eben kein Klavier anschaffen können. Das haben wir uns am Munde abgespart.“

„Das ist der echte Ammergauer,“ sagt die Gräfin ernst; „schafft sich ein Klavier an und hungert dafür. Alles ist bei diesen Leuten auf das Geistige und Ideale gerichtet, diesem bringen sie jedes persönliche Opfer. Ich habe noch keine solchen Menschen gesehen!“

„Auch ich nicht, es scheint, daß das Passionspiel ihnen allen eine ganz besondere Weihe gibt!“ sagt die Herzogin.

Die Gräfin steht auf, sie ist so zerstreut, daß sie gehen will, ohne an ihre Einladung zu denken. Aber der Prinz sagt laut und nachdrücklich: „Gräfin, Sie vergessen ja, daß Sie die Damen einladen wollten!“

„Ja so, ach, mein Gott, fast hätte ich es vergessen.“ Der Schmied zieht sich bescheiden zurück und geht wieder an seine Arbeit, denn der Gaul will nicht mehr gut thun und bald durchzieht der Duft von verbranntem Horn und Haar die Luft.

Indessen macht die Gräfin ihre Einladung, welche mit großem Enthusiasmus aufgenommen wird. Ein stattlicher, athletischer Mann in einer Bluse geht, eine Kiste auf der Schulter, an den Damen vorbei. Die Last ist furchtbar schwer, denn selbst der mächtige, festgefügte Körper schwankt darunter und das schöne, königliche Haupt des Mannes ist zur Erde gebückt.

„Da sehen Sie, Gräfin, das ist Thomas Mendner, der römische Statthalter! Wir kennen jetzt schon bald das ganze Personal. In dem Saletchen hier sitzt man wie die Spinne im Netz, keine Fliege kann unbemerkt vorbei.“

„Mein Gott, das ist Pilatus!“ sagt die Gräfin und blickt ihm mit Teilnahme nach. „Armer Mann, heute leidend unter einer drückenden Last, morgen mit Diadem und Purpurmantel geschmückt, um am dritten Tage diese aufs neue mit dem staubigen Kittel des Schaffners zu vertauschen und das Joch wieder auf sich zu nehmen. Welche Kontraste, und dabei nicht das Gleichgewicht und den Gleichmut verlieren! Wahrlich, ich finde, man kann hier außerhalb des Passionsspiels so viel lernen, wie in diesem selbst.“

„Ja, wenn man es mit Ihren tiefen, sinnigen Augen betrachtet, meine liebe Gräfin!“ sagt die Herzogin und küßt die Gräfin verständnisvoll auf die Stirn. „Wenn wir übermorgen bei Ihnen sind, plaudern wir mehr davon!“

Die Damen trennen sich. Die Gräfin geht schweigend am Arm des Prinzen durch die Menschenmasse, welche sich jetzt am Vorabend des Spiels in den engen Straßen drängt. Es ist ein Gewühl und Getös, daß einem Hören und Sehen vergeht. Die Gräfin beängstigt das wirre Treiben, sie klammert sich fest an den Arm des Prinzen.

„Mein Himmel, hat das Christentum noch solche Anziehungskraft!“ murmelt sie unwillkürlich, während sie sich mühsam durchwindet.

Von der Ettaler Straße her erzittert die Erde, ein Donner von Wagen rollt heran. Der letzte Abendzug ist angekommen und nun ergießt sich eine Sturmflut von Menschen und Fuhrwerken über das ohnehin fast erdrückte Dorf. Die Pferde halb zu Tode gehezt, nur noch in einzelnen jähen Galoppsprüngen die schweren Landauer hinter sich her zerrend, die meist mit sechs, acht Personen überfüllt

sind. Schwankende hohe Leiterwagen mit zwanzig, dreißig Menschen, wie sie eben in der Hast, mitzukommen, übereinander hinaufgeklettert und oft halb auf dem Trittbrett und Käderkasten angeklammert hängen geblieben sind; betrunken, aufgereggt von der Heze der tollen Fahrt und der Angst, zurückzubleiben, — tobend und sich überschreiend, wie eine Schar losgelassener Höllengeister, die kommen, das heilige Spiel zu stören, nicht wie andächtige Pilger, die es sehen wollen, stürmt die erhitzte Meute herein. „Sauve qui peut!“ heißt es da, der Prinz rettet die Gräfin auf einen kleinen Mauersockel an der Seite. Dazu rückt noch die Feuerwehr zur Nachtwache für das Theater aus. Denn es heißt, ein paar Nachbargemeinden hätten gedroht, aus Neid auf die Ammergauer das Spiel zu verderben und das Passionstheater anzuzünden. Jetzt fahren Spritzen und Fremdenwagen, alles durcheinander und ineinander hinein. Die Ammergauer selbst, erschreckt und empört ob der grauenhaften Drohung, sind außer Fassung, man hört sie leidenschaftlich erregt diskutieren, heftige Kommandorufe und fieberhaftes Drängen. Denn da gilt es rasch und energisch zu handeln, das Schicksal von ganz Ammergau steht auf dem Spiel.

Jetzt läuten die Glocken, zugleich beginnen die fünf- undzwanzig Kanonenschläge, mit denen das morgende Fest eingeweiht wird, und die Musik zieht durch die Straßen.

Die Luft erzittert von dem mächtigen Getöse all der durcheinanderwogenden Schallwellen. Es fängt an zu dunkeln, der Gräfin schwindelt, sie glaubt zu ersticken in dem Tumult. Dort unten sind ein paar Pferde gestürzt, nun gibt es eine Unterbrechung in der Wagenreihe und diese benützt der Prinz,

um die Gräfin durchzusteuern. Halb ohnmächtig kommt sie endlich heim! Ihr Inneres ist bis auf den Grund aufgewühlt. Was ist das für eine Macht, die solche Wirkungen übt? Ist das die kleine, stille Lehre, die ihr so doktrinär und verstandeskühl am Büchertisch und von der Kanzel doziert und schon als Kind verleidet worden durch einen unverständlichen Schulkatechismus? Ist das die Lehre, die ihr schon von ihrer Kindheit an nichts weiter war, als ein langweiliger toter Buchstabe, welchem man, weil er nun einmal zur Staatsreligion erhoben, von Zeit zu Zeit einen ebenso offiziellen Gang in die Kirche schuldig ist, wie man auch an bestimmten Tagen den Ministern und hohen Staatsbeamten Karten abwerfen muß?

Vom Dorfe weht der Wind noch immer das Brausen des Völkerschwarms, das Geläute der Glocken und den Donner der Geschütze herüber, einzelne Jubelakkorde der Musik zwischen durch. Sie hat wohl ähnliches erlebt bei großen Siegesnachrichten im vergangenen Krieg, aber das waren Thatsachen! Zum erstenmal in ihrem Leben kommt es ihr, ob denn das Christentum eine Thatsache sei? Und wenn es kein ist, wenn es auch nur eine Idee wäre, welche Kraft wohnt ihr inne, die nach fast zwei Jahrtausenden eine solche Wirkung hervorbringt?

Warum kommen diese Menschen alle und warum kommt sie selbst? Die Menschheit hat Heimweh, sie besinnt sich nicht einmal mehr nach was; es ist nur ein dumpfes Gefühl, aber es zieht sie instinktiv dahin, wo sie eine Spur wittert, eine Spur dessen, was sie verlor und ewig sucht! So, sie weiß es jetzt, so empfindet die ganze Völkerschlar,

die heute hier zusammenströmt, sie fühlt es, sie ist in diesem Augenblick ein Mikrokosmos der müden, verirrtten, ihr Heil suchenden Menschheit.

Und wie wir das Bild eines teuern Verstorbenen, nachdem wir es längst vergessen, wenn uns alles getäuscht und betrogen, hervorsuchen und weinend an die Lippen drücken, so klammert sie sich an das Bild des Erlösers! Jetzt, nachdem alles ihr gelogen, kein System Stich gehalten, das ihr prahlerisch den Sieg über Not und Tod verheißen, nachdem ein Surrogat das andere verdrängt, ohne das Fehlende zu ersetzen, nachdem sich alle die gepriesenen Heilmittel der Philosophie wie des Materialismus nur als Palliative herausstellten, die momentan das Uebel erträglich machen, aber nicht heilen, jetzt auf einmal sucht die franke, betrogene Menschheit das Abbild des verlorenen Freundes hervor, den sie so lange vergessen. Aber ein toter Freund kann aus dem Bilde nicht mehr auferstehen und ein gemaltes Herz nicht mehr schlagen. Kann Christus wieder auferstehen in dem Abbild? Kann sein Wort wieder lebendig werden in dem fremden Mund? Und der künstliche Blutstropfe, der von der Stirne des nachgebildeten Messias rinnt, hat er wieder erlösende Kraft?

Das ist das Wunder, das die Völker herbeizieht von nah und fern, das muß es sein, und morgen soll es sich ihr offenbaren!

„Gräfin Madeleine, was träumen Sie?“ fragt der Prinz nach einer Weile, während sie unter der wilden Reblauben am Haus, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich hinstarrt. Sie blickt auf und sieht ihn an, als habe sie

seine Gegenwart ganz vergessen gehabt. „Ich weiß nicht, wie mir ist, der Aufruhr da drunten im Dorf hat mich mächtig bewegt! Ich habe das Gefühl, nur gewaltige Dinge können solch einen Sturm vor sich herschicken und mir ist, als kündige er mir ein großes Ereignis an!“

„Mein Gott, welche Ueberschwenglichkeit, liebe Gräfin! Ich glaube, Sie tragen zu allen Ihren reichen Gottesgaben auch noch die gefährliche Gabe der Dichtung in sich! Ich bewundere und verehere Sie dafür; — aber liebste Gräfin, ich kann in diesem Sturm nichts erblicken, als einen Beweis, daß die Neugier die größte und weitverbreitetste Eigenschaft der menschlichen Natur ist, und daß diese Massen nichts weiter wollen, als ihre Neugier befriedigen! Die Sache ist jetzt einmal en vogue und damit ist alles erklärt!“

„Prinz, ich bedaure Sie für das, was Sie eben sprachen!“ sagt die Gräfin und steht auf. Ihr Gesicht hat wieder jenen kalten, abgestorbenen Ausdruck wie am Tage ihrer Ankunft.

„Aber, liebste Freundin, sagen Sie doch um Gottes willen, sind Sie und ich denn aus einem anderen Grunde gekommen als aus Neugier?“

„Sie, nein! Ich, ja!“

„Chère amie, ne dites pas cela. Sie, die femme savante, die uns allen überlegen ist an Gelehrsamkeit, Sie, die Jüngerin Schopenhauers, die stolze Philosophin, die Befennerin des Nirvâna!“

„Ja ich, Prinz!“ ruft die Gräfin, „die Philosophin, die noch keine Stunde glücklich, keinen Augenblick befriedigt war! Was ist denn dies Nirvâna? Ein steinernes Gözen-

bild, das die unfruchtbare Spekulation unserer Zeit aus dem Wust archäologischer Nachgrabungen hervorgezogen hat, und das uns aus leeren Augen so lange anstiert, bis wir in eine geistige Hypnose verfallen, die wir für Frieden halten!“ Ein Zug herber Ironie legt sich um ihren Mund: „Ich bin just hierher gekommen, um einmal Pessimismus und Christentum miteinander zu konfrontieren. Ich denke es mir sehr originell, wenn das steinerne Götzenbild Nirvana, die Hände im Schoß, mit dem Schweigen des ewigen Todes auf den Lippen, zusieht, wie das schweiß- und bluttriefende Opfer sein Kreuz selbst zur Richtstatt trägt und die Arbeit unverdrossen da wieder aufnimmt, wo Buddha erlahmte: an der Grenze des Nichtseins! Ich will einmal sehen, wie sich die beiden einander gegenüber ausnehmen, und wär's nichts weiter, als eine vergleichende Religionsstudie!“

„Liebste Gräfin, Sie sind unwiderstehlich in Ihrem reizenden Spott! Aber ich kann mich logisch nicht als überwunden bekennen!“ sagt der Prinz.

Die Gräfin lächelt: „Natürlich, wann thäte das je ein Mann einer Frau gegenüber, wo sich's um geistige Dinge handelt?! Eine blonde Locke, eine verführerisch geschweifte Oberlippe, ein paar blaue, in Thränen schimmernde Augen machen euch, Herren der Schöpfung, zum Düpe der gewöhnlichsten Kofette, oder gar zum willenlosen Spielzeug der plattesten Borniertheit, das wissen wir Frauen alle! Aber wenn wir eure trockene Logik angreifen, da seid ihr unüberwindlich wie Anthäus, solange er auf der Erde stand! Auch euch könnte nur besiegen, wer die Kraft hätte, euch von dem Boden aufzuheben, auf dem ihr steht.“

„Die Kraft hätten Sie, Gräfin! Aber nicht durch Ihre Argumente, sondern durch Ihre Augen. Sie wissen, daß ein liebender Blick dieser Augen mich nicht nur vom Boden, sondern in den Himmel zu heben vermag, und dann könnten Sie mit mir anfangen, was Sie wollten!“

„Prinz, den liebenden Blick haben Sie sich verschert! Er hätte vielleicht Ihre Zustimmung belohnt, nimmer aber würde er sie erkaufen, ich verschmähe bestochene Richter, denn ich bin meiner Sache sicher!“

„Gräfin, verzeihen Sie mir das offene Wort: es ist schade, daß Sie so viel Geist haben.“

„Warum?“

„Weil dieser Geist Sie auf sophistische Abwege führt, Ihrem Hang zum Mysticismus eine scheinbar logische Begründung gibt und Sie dadurch immer mehr in dieser gefährlichen Richtung bestärkt: Ein einfacher, nüchterner Verstand würde Sie davor bewahren!“

„Nun, Prinz —“ die Gräfin sieht ihn mitleidig, geringschätzig an — „vor diesem Verstand bewahre mich Gott, sowie vor jedem, der den Versuch macht, ihn mir zu ersetzen! Gestatten Sie mir für heute, mich zurückzuziehen, ich möchte noch eine Stunde den braven Leuten hier widmen und meine von dem Erlebten ermüdeten Nerven ausruhen lassen! Gute Nacht, mon prince!“

Der Prinz erbleicht. „Gute Nacht, Gräfin, vielleicht sind Sie morgen bei dem Katz- und Mausspielen etwas humaner, für heute werde ich mit einer blutenden Wunde heimgeschickt.“ Er grüßt mit zusammengepreßten Lippen und verläßt den Garten. Die Gräfin sieht ihm nach:

„Diesmal ist er bitter. Ich kann ihm nicht helfen, er hat es verdient! O thörichter Mann, der sich für so gescheit hält! Glaubst du, daß dies glühende Herz nicht nach anderen Offenbarungen verlangt, als nach denen der reinen Vernunft? Glaubst du, daß die Argumentik aller philosophischen Systeme der Menschheit ihm zu bieten vermag, wonach es dürstet? Ob ich es je finde? Gott mag es wissen! Aber sicher ist, daß ich es bei dir nicht mehr suchen werde.“

Aus der Kammer über dem Zimmer der Gräfin dringen klagende Laute, leises Weinen herab. Das ist Josepha. Die Gräfin geht durch die kleine Fallthür zu ihr hinauf. Da liegt die Büsserin vor dem Bett auf den Knien und hat den Kopf in die Kissen gewühlt, um den Donner der Geschütze und das Geläute der Glocken nicht hören zu müssen, das die Mitwirkenden zusammenruft zum heiligen Spiel, von dem sie allein verbannt ist, die Sünderin, die Verworfene!

Maria Magdalena hatte auch gesündigt und gefehlt, aber sie hatte doch um den Herrn sein dürfen. Sie durfte seinen göttlichen Leib berühren und mit ihren Haaren seine Füße trocknen! Sie aber darf diesen Dienst nicht einmal mehr seinem Abbild erweisen! Und sie greift sich in den Wald von wundervollen seidenweichen Locken, die gelöst über ihre Schultern fallen. Wozu hat sie nun das schöne Haar? Sie möchte es am liebsten abschneiden und in die Asche werfen, oder, und das wäre das beste, in die Erde vergraben, in die Erde, auf der das Passionstheater steht! Und mit raschem Griff hat sie eine Schere neben dem Bett erfaßt und in dem Augenblick, wo die Gräfin den Fuß über

die Schwelle setzt, geht ein schneidendes Geräusch durch die Luft und das schönste rote Haar, das je ein Mädchenhaupt gekrönt, gleitet wie eine erlöschende Feuerflamme an ihr nieder. „Josepha!“ ruft die Gräfin, „was thust du? Gott, wie schade um das prachtvolle Haar!“

„Was soll ich noch damit?“ schluchzt Josepha. „Es darf ja doch nicht mehr mitspielen! Wenn die Vorstellung vorbei ist, dann schleiche ich mich, ehe wir abreisen, ins Theater und vergrab's unter dem Podium, wo das Kreuz steht, in die Erde, man kann darunter hinein. Dort will ich's lassen, dort soll's ihm bleiben, da ich ihm nicht mehr damit dienen darf!“ Sie sinkt der Gräfin in die Arme und verbirgt das thränenüberströmte Gesicht an ihrer Brust: Ach, nicht einmal unter dem Volk darf sie mehr mitspielen, sie allein ist verbannt vom Stamm des Kreuzes, und sie weiß es doch — der wirkliche Heiland würde sie zu seinen Füßen geduldet haben, so gut wie Maria Magdalena.

„Tröste dich, Josepha, dein Gefühl täuscht dich nicht. Der wirkliche Christus würde dich nicht so grausam gestraft haben. Aber die Menschen sind ja immer strenger als Gott. Woher sollten sie auch göttliche Großmut nehmen, sie sind ja so klein! Sie sind wie ein Knecht, der für seinen Herrn hochmütig und geizig ist, weil er seinen Willen nicht versteht, und den Armen von der Thür weist, den der Herr freundlich aufgenommen und erquickt hätte.“ Sie küßt das Mädchen auf die Stirn: „Sei ruhig, Josepha, heb' deine Haare auf, du sollst sie morgen abend in die Erde senken, die dir so teuer ist. Ich verspreche dir, ich werde an dich denken, wenn die andere Magdalena kommt; dein

Schatten soll sich zwischen sie und mich stellen, so daß ich nichts sehe als dich! Kann dir das ein kleiner Trost sein?"

Josephha blickt zum erstenmal der Gräfin lächelnd ins Auge. „Ja, das war ein Trost! O, Sie sind so gut, Sie erbarmen sich meiner, wo mich alles verwirft und verdammt.“

„Mein Gott, Josephha! Wenn man so urteilen wollte, wer von uns wäre dann berechtigt, den ersten Stein auf dich zu werfen?“ Die Gräfin spricht es mit tiefem Ernst und verläßt gedankenvoll das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Das Passionspiel.

Der Tag bricht an. Die ersten Strahlen der Morgensonne fliegen durch den Aether, immer reicher, immer voller, und das blaue Luftmeer wogt und zittert unter dem Flammengespann des aufsteigenden Sonnengottes. Im Schaum des wilden Gebirgswassers, in das am Abend zuvor die büßende Sünderin sich stürzen gewollt, scheint Aphrodite gebadet und ihre Schleier vergessen zu haben. Der Sonnengott rafft die weißen Wölkchen im Vorüberfahren auf, um später die Göttin im anmutigen Spiel damit zu verhüllen; und sie wehen und flattern lustig im Morgenwind mit dem saufenden Wagen dahin. Und als wäre es der donnernde Hufschlag der feurigen Kasse, der vom hochgewölbten Bogen des Firmaments herniederdröhnt, so verkünden jetzt wieder feierliche Kanonenschläge das Herannahen des andern

Gottes, des armen, unscheinbaren, gezeißelten, im Bettlergewand! Und der strahlende Wagenlenker da oben zügelt das ungeduldige Biergespann und schaut herunter aus seiner heiteren Ruhe, dem Kampf zu, dem martervollen, stillen Leidenskampf auf der blutigen Walfstatt der bangen Erde da unten. Und er schüttelt lächelnd sein göttliches Haupt, denn er kann es nicht verstehen, — warum das alles? Warum ein Gott sich solches Elend und solche Erniedrigung auferlege! Aber er weiß, daß es dennoch ein mächtigerer Gott ist als er, weil er vom Zenith entfliehen muß, wenn jener aus seinem Grabe emporsteigt. — So denkt Helios da oben und blickt hinüber nach Selene, der freundlichen Göttin, die dort drüben steht, das weiße, vor ihm erbleichende Gesicht voll der Erde zugekehrt. Sie aber mag das qualvolle Schauspiel nicht sehen, denn sie ist das Gestirn des Friedens und der Schlummernden, sie wendet ihr mildes Antlitz ab, winkt Helios zu und entschwebt zu glücklicheren Gefilden.

Selige Götter, die ihr thront in ewiger Schönheit, ewigem Frieden, die kein Leid und kein Weh des Menschengeschlechtes berührt, die ihr euch nur zur Erde herablaßt, um von den Freuden der Sterblichen zu naschen, wo es euch gelüstet, auch diese eurer Göttermonne noch zu gesellen, blickt nur hin auf den Gott, den die leidende fluchbeladene Menschheit aus seinem Himmel herabgezwungen, daß er ihr helfe, wo euer keiner half, daß er ihr gebe, was euer keiner ihr gab, Herzblut der Liebe! Seht nieder aus eurem selbstischen Genügen, ihr heitern hellenischen Götter, und ihr strengen nordischen aus eurem Walhall,

und ihr stumpfen, blöden, altindischen Götzen, blickt hierher, wo ein Gott aus Liebe für die Menschheit am Marterpfahl verblutet, — seht es und erbleicht! Denn wenn das Ungeheure geschehen und die Nacht vorüber, dann wirft er das unscheinbare Gewand ab und erstrahlt in seiner göttlichen Glorie. Ihr aber seid dann nichts als der Regenbogen, der über seinem Haupte Farben spielt! „Excelsior!“ so tönt eine Stimme durch den reinen Morgenhimmel, und: „Gloria in excelsis Deo!“ schallt aus der Kirche der Priester- gesang des Frühgottesdienstes herüber.

Eine Stunde später hält der Prinz mit dem Wagen vor der Thür, um die Gräfin abzuholen, denn der Weg zum Passionstheater ist von hier aus weit und beschwerlich.

Der Prinz gibt den Töchtern des Hauses strenge Ordre, daß alles zur Abreise der Gräfin nach dem Theater fertig sei.

„Die Wagen müssen gepackt vor dem Theater stehen, wenn wir herauskommen. Die neue Kammerjungfer soll sich nicht verspäten.“

Die Gräfin läßt alles geschehen, sie ist sehr bleich und aufgereg. Ludwig Groß, der eben auch in das Theater geht, muß sich mit in den Wagen setzen, die Gräfin thut es nicht anders. Der Prinz betrachtet ihn kalt ablehnend. Ludwig Groß zieht den Hut und sagt höflich:

„Darf ich bitten, mich vorzustellen?“

Die Gräfin errödet: „Herr Zeichnungslehrer Groß!“ sie zögert einen Moment verlegen, das bronzene Gesicht Ludwigs bleibt unverändert in abwartender Haltung.

„Erbprinz von Metten-Barnheim,“ sagt der Prinz, der Verlegenheit der Gräfin zuvorkommend und lüftet den Hut.

Ludwigs feiner Takt erkennt sogleich das Großmütige in dem Benehmen des Prinzen:

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagt er beschämt, „ich mußte nicht, daß ich einen so hohen Herrn —“

„Bitte, bitte, war ganz korrekt!“ unterbricht ihn der Prinz, dem die bescheidene Sicherheit des Mannes gefällt und läßt sich verbindlich auf ein Gespräch mit ihm ein. Er fragt dies und das, und der Zeichenlehrer berichtet, wie er sich zu seinen lebenden Bildern die passenden Gestalten oft aus dem Walde und vom Felde holen müsse, da die Gebildeteren alle mit Rollen beschäftigt und wie schwierig es sei, mit diesem ungeschulten Material zu arbeiten. Um so mehr, als er solch ein Massenbild von 300 Personen in kaum zwei bis drei Minuten hinwerfen müsse.

Die Gräfin blickt wie abwesend in das bunte Treiben der Scharen hinein, welche dem Passionstheater zuwallen. Lustig umweht der frische Morgenwind den Wagen. Es zieht ein Jubel durch die ganze Natur, eine Festfreude, die sogar die schöngeschirrten Pferde der Gräfin zu teilen scheinen, denn sie sind ausgelassen übermütig und stürmen dahin, als wollten sie es den Sonnenrossen dort oben gleichthun. Festlich wallen die bayrischen Fahnen vom Passionstheater in den blauen Himmel hinein, und jetzt verkünden erneute Kanonenschläge den Beginn der Vorstellung. Der Wagen arbeitet sich mühsam durch die Menge bis zum Eingang, welcher vorzugsweise von Ammergauern umringt ist. Der Zeichenlehrer läßt halten und springt heraus, vor ihm macht alles ehrerbietig Platz und zieht die Hüte: „Ah, der Herr Zeichenlehrer! Grüß Gott!“

„Grüß Gott!“ erwidert Ludwig Groß, gibt ohne weiteres der Gräfin den Arm, bittet den Prinzen zu folgen und führt sie unbehelligt durch ein paar Seitengänge, welche den Fremden verschlossen sind, in den Logenraum, wo ihnen zwei elegante junge Herren auch aus der Familie Groß, die sogenannten „Verleger“, die Billets abnehmen. Ludwig zieht den Hut und empfiehlt sich, um an seine Arbeit zu gehen. Der Prinz gibt ihm die Hand und dankt ihm. „Ein gebildeter Mensch!“ sagt er, nachdem Ludwig weg ist. Der eine der Verleger hat indessen die Gräfin zu ihren Plätzen geführt.

Da liegt es vor ihr, das langersehnte Ziel! — Ein gewaltiges Amphitheater in griechischer Art. Zwischen dem das Ganze überragenden Logenhaus und der Bühne liegt ein weiter Raum, das haushoch ansteigende Parterre, unter freiem Himmel. Ebenso unbedeckt ist auch das Orchester, das Proscenium und die Bühne, welche von den Häusern des Pilatus und Kaiphas rechts und links begrenzt wird, und sich in die Straßen Jerusalems vertieft und erweitert. Auf dem Proscenium nimmt der Chor Stellung, und hier spielen sich alle großen Volksszenen ab. Nur in der Mitte der Hauptbühne erhebt sich, wie in der griechischen Scenerie, ein tempelartiger gedeckter Bau mit einem Vorhang, gewissermaßen ein Theater im Theater, das der Schauplatz derjenigen Szenen ist, die eines engeren Rahmens bedürfen. Ringsherum aber wird das Ganze abgeschlossen von dem Amphitheater des Hochgebirgs, das in majestätischer Ruhe von oben hereinschaut, alles überragend und krönend.

Das Orchester spielt die letzten Takte der Ouvertüre und das Gesumme und Gewoge der Tausende, die ihre

Plätze suchen, ist endlich zur Ruhe gekommen. Der Chor tritt auf, alle Sänger in griechischem Kostüm, an ihrer Spitze Johannes Diemer, als Prolog, mit Diadem und Toga geschmückt. Eine großartige Gestalt von wahrhaft priesterlicher Würde, schreitet er über die Bühne ganz im Gefühl der erhabenen Handlung, welche zu eröffnen sein Ehrenamt ist! — Tiefe Stille lagert sich jetzt über den Zuschauern. Es ist, als lausche selbst die Natur draußen, der rauschende Morgenwind hält den Atem an und kein Vogel ist zu hören! — Sonntagsruhe spannt schützend über dem Ganzen ihre Fittiche aus, daß nichts Störendes die weihevollere Stimmung unterbreche.

Und wie die ernstesten Gestalten so daherschreiten und mit sicherem Anstand die kostbaren Gewänder tragen, als hätten sie nie etwas anderes angehabt und müßten diese nie wieder mit dem zerrissenen, ärmlichen Arbeitskittel vertauschen, und wie sie beginnen, ihre, aufopfernd nach mühevollen Tagewerk geübte, Kunst zu entfalten, und der Prolog in reinsten, edelster Intonierung die ersten Akkorde einsetzt:

„Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!“

Da überläuft es die Gräfin plötzlich mit einer nie gekannten Rührung, und Thränen kommen ihr in die Augen.

„Ew'ger, höre deiner Kinder Stammeln,
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann!“

Damit sprechen sie ihn aus, die frommen Lippen, den heiligen Sinn, der in dem kindlichen Spiele liegt, und die es hören, sie fühlen sich wieder als Kinder, — Kinder des einen allgegenwärtigen Vaters!

Der Prolog ist zu Ende. Der Vorhang der Mittelbühne rollt empor und das erste lebende Bild, Adams und Evas Vertreibung aus dem Paradies, erscheint. Die Gräfin betrachtet es mit liebevollem Auge, denn es ist der feine künstlerische Geist des Ludwig Groß, der ihr daraus entgegentreit, seine feste Hand hat dieses ungesügte Material zu weichen Linien gebohen. Gleich darauf folgt ein zweites Bild, die Anbetung des Kreuzes. Ein leeres Kreuz steht, von Licht umflossen, auf einer Anhöhe und wird von Kinder- und Engelscharen verehrt. Damit ist die Stimmung eingeleitet und die Handlung beginnt. — Die Scene spielt vor dem Tempel zu Jerusalem — der Einzug des Herrn wird erwartet. — Der Gräfin schlägt das Herz. Sie weiß selbst nicht wie ihr ist, — es raubt ihr fast den Atem, — wird es der sein, den sie meint, an den sie ein unerklärlich geheimnißvoller Zauber bindet? Wird sie ihn finden?

In der Ferne ertönen Hosiannarufe — ein wachsender Tumult gibt sich kund. Aus den Straßen von Jerusalem kommt es heraus, jubelnd und lobsingend, — schon erscheinen die ersten Vorläufer des Zuges und verkünden atemlos sein Nahen.

Die Gräfin ergreift eine unbeschreibliche Angst — jetzt ist es ihr aber, als bange ihr nicht vor dem, den sie erwartet, sondern vor dem, den er darstellen würde! Auch im Publikum wird es unruhig, eine vibrierende Bewegung geht wie ein leises Rauschen durch die Menge: „Er kommt!“

Jetzt ergießt sich der Zug über die Bühne, eine anschwellende Masse — leidenschaftlich erregtes, palmen-

schwingendes Volk, und in ihrer Mitte, von elendem Saumtier getragen — der Herr der Welt.

Die Gräfin wagt kaum hinzublicken, sie fürchtet das Absteigen, das ihr ästhetisches Gefühl verletzen könnte. Aber ohne eine Bewegung leise wie ein Gedanke, ist er schon von dem Tier herabgeglitten, niemand von den Tausenden hat gesehen, wie.

„Er ist es!“ Der Gräfin schwindelt, eine unnenmbare Freude überkommt sie: „Wann werd' ich dich schauen von Angesicht zu Angesicht!“ tönt ihr das eigene Wort vom Abend zuvor im Ohr und — die Erfüllung steht vor ihr!

„Christus!“ — ein Ehrfurchtschauer durchrieselt die Menschheit! Ja, er ist's, vom Scheitel bis zur Zehe! Er hat noch kein Wort gesprochen und schon sinken ihm die Herzen überwältigt zu Füßen. Ja, das ist das Auge, die Hoheit, die Ruhe eines Gottes! Das ist die Seele, die eine Welt umfängt und trägt, — das ist das Herz der Liebe, das sich für die Menschheit hingibt — zum Opfertod am Kreuz.

Und nun öffnen sich die Lippen, und wie ein lichter, beflügelter Genius schwingt sich das Wort empor! Eine Stimme, wie wenn ein Engel durch das All rief: „Friede, Friede den Menschen auf Erden!“ — bald hell und weithin-schallend wie Osterglocken, bald weich und zärtlich wie tröstender Gesang einer Mutter am Lager des kranken Kindes. „Urquell der Liebe — das bist du!“

Stumm, regungslos, wie verklärt, schaut die Gräfin das Wunder — und mit ihr Tausende in derselben Empfindung. Aber von ihr aus geht ein geheimes Band hinüber zu ihm — von ihr allein unter den Tausenden —

ein ahnungsvoller, göttlicher Zusammenhang, den ihre sehende Seele in jener Nacht gewoben, nachdem sich ihr unbewußt das Antlitz vorgezeigt, aus dem der brünstig erflehte Gott ihr jetzt Gewährung lächelt!

Die Handlung nimmt ihren Verlauf.

Christus blickt um sich und gewahrt die Händler mit ihrem Kram und ihren Wuchertischen im Vorhof des Tempels. Und wie am blauen Himmel allmählich Wolke um Wolke aufsteigt und die Sonne verfinstert, so steigt edler Zorn auf in dem milden Dulderantlitz, und aus dem verbüsterten Auge schießt ein Blitz, daß es Helios dort oben an den blitzeschleudernden Zeus gemahnt.

„Mein Haus, spricht der Herr, soll ein Bethaus genannt werden für alle Völker. Ihr aber habt es zur Räuberhöhle gemacht!“ Und als sei sein Zorn eine Kraft, die von ihm ausgehend weiterwirke, ohne daß er selbst sich rühre, so segt es wie eine Windsbraut über die Stände der Händler dahin, während die majestätische Gestalt mit keiner einzigen heftigen Bewegung das Gleichgewicht ihrer göttlichen Ruhe stört. Die Tische stürzen um, das Geld rollt am Boden hin, die Käfige der Tauben springen auf und die geängstigten Tiere schwingen sich mit Pfeilschnellem Flügelschlag über die Häupter der Zuschauer hinweg. Die Händler toben und heulen: „Meine Tauben, meine Tauben!“ „Mein Geld!“ — und überstürzen sich, die entrollenden Silberstücke und die zerstreuten Waren zu retten. Er aber steht inmitten des Aufruhrs unbeweglich, wie der Stein, von dem er sagt: „Wer auf ihn fällt, wird sich an ihm zerstoßen, und auf wen er fällt — den wird er zermalmen!“

Jetzt mit königlicher Gebärde schwingt er die Geißel über den nach der schnöden Habe gebückten Rücken: „Hinweg! Ich will, daß diese entweihete Stätte der Anbetung des Vaters wiedergegeben werde!“ Er schlägt nicht, und dennoch ist es, als habe die Geißel getroffen, denn in wilder Flucht entweichen die Händler vor der strafend erhobenen Hand und Schrecken kommt über die Pharisäer. Sie sehen es, der da vor ihnen steht, ist stark genug, sie alle zu zerschmettern! Sein Atem hat Sturmeskraft, sein Blick ist schmelzende Glut — seine Geißel wirft nieder, ohne zu schlagen — er braucht nur zu wollen — und „in dreien Tagen“ baut er einen neuen Tempel auf, wie er sich's vermaß. Brausend, wie im Sturm das Meer, jauchzt ihm das Volk und gibt sich ihm hin, wie die leichtbewegliche Woge dem Hauch des gewaltigen Drängers sich schmiegt. — Ja, das ist der Machtgeist des Jehovah der Juden, des Zeus der Griechen, des Jupiter der Römer, — das ist der Sohn des Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat, und es wäre ihm ein Leichtes, dem Machtgeborenen, all die Pharisäer um ihn her mit einer Hand zu zerdrücken, ohne die Finger zu regen — wenn er wollte — das aber ist es — er will nicht, denn — seine Sendung ist eine andere! — Und demütig sinkt wieder das erhobene Haupt zur Seite und die zornig gerunzelte Stirn glättet sich. — „Ich habe gethan, was der Vater mich geheißet hat — ich habe seines Hauses Ehre gerettet!“ Der Sturm wird zum Säufeln und verzeihend ruht der besänftigte Blick auf den Feinden!

Fast zürnt ihm das mannhafte Herz der Gräfin ob dieser Demut und möchte ihm zurufen: „Du bist ja Gottes-

sohn, so hilf dir doch!“ Ihr Gerechtigkeitsgefühl, wie es nach menschlichen Begriffen geartet, sträubt sich gegen diese Duldung, dieses Hinopfern des heiligsten Rechts! Es geht ihr wie Helios dort oben, sie kann es nicht verstehen, daß es groß, daß es göttlich sein soll, sich zu erniedrigen, sich richten zu lassen als der Reine, der Wahre, von den Falschen, den Heuchlern, — statt die eigene Macht zu gebrauchen und jene zu vernichten!

Und als habe der da drüben geahnt, was sie denkt, erhebt er plötzlich den Blick in gerader Richtung auf sie, über die Tausende von Köpfen hinweg, und wie eine göttliche Botschaft hallen die Worte aus seinem Munde: „Aber in vielen Herzen wird es bald Tag werden!“ — Und er wendet sich mit unbeschreiblicher Sanftmut zu seinen Jüngern: „Kommt, laßt uns in das Innere des Heiligtums gehen und dort den Vater anbeten!“ Er schreitet dahin, aber es ist nicht, als bewege er die Füße, er entschwindet den Augen des Zuschauers, geräuschlos, allmählich, wie ein schöner Augenblick dahingeht.

Die Gräfin legt die Hand über die Augen — ihr ist, als ob sie träume, einen wehmütig schönen, bangen Traum. Der Prinz beobachtet sie ernst und still. Aus den Logen nickt es und winkt es von allen Seiten herüber — die Herzogin, das diplomatische Corps und noch viele Bekannte, die sich zufällig zusammenfanden — aber die Gräfin sieht und hört nichts.

Weiter geht die Handlung. Es ist die alte Geschichte vom Kampf der Gemeinheit gegen das Edle, der Lüge gegen die Wahrheit. Die Pharisäer nützen das beleidigte Interesse

der Händler, um diese zu ihren Verbündeten zu machen. Das Volk, die leicht zu bethörende Masse wird aufgewiegelt gegen den „Neuerer aus Galiläa“, der ihnen den Glauben der Väter nehmen will und die Händler aus dem Tempel treibt. So entsteht die Verschwörung und wächst zur Lawine an, das geheiligte Haupt zu zerschmettern! Christus hat allem ins Gesicht geschlagen, was gemein ist in der Menschennatur, das Gemeine aber ist die größte Macht, der selbst ein Gott zum Opfer fallen muß, solange er der Erde angehört. Doch indem er ihr unterliegt, überwindet er sie — sein Tod ist sein Sieg!

Zwischen dem ersten und zweiten Akt ist ein lebendes Bild: „Joseph wird von seinen Brüdern verkauft.“ In sinniger Weise wird jeder große Moment der Handlung durch ein entsprechendes Ereignis aus dem Alten Testament bildlich vorgeedeutet, um den inneren Zusammenhang zwischen dem Alten und Neuen Testament und jenes Wort: „Auf daß erfüllet werde, wie geschrieben steht!“ zu veranschaulichen.

Endlich geht der Vorhang wieder auf und der hohe Rat ist zum Gericht versammelt. Hier sitzen nun die Mächtigen des Volkes Israel, zugleich auch die Mächtigen Oberammergaus zusammen. In der Mitte Kaiphas, der Hohepriester, der Vorstand des Synedrion, der Bürgermeister von Ammergau und oberste Leiter des Passionsspiels. Rechts und links neben ihm der Gemeindeälteste Ammergaus mit langem, weißem Bart, ein wundervolles Greisenantlitz, als Annas, und der Mesner, ein imponierender Mann, als Nathanael. Von da weiter im großen Kreis, die vornehmsten Mitglieder der Gemeinde, als Priester und Pharisäer. Welche

Köpfe und welche Gestalten! Der Bürgermeister, Raiphas, erhebt sich und eröffnet mit kurzer Ansprache die Beratung. — Armer Gottessohn, wie wird dir's gehen vor diesem Gewaltigen der Erde. Der Bürgermeister ist der Typus des fanatischen, herrschsüchtigen Priesters, aber nicht eines blinden täppischen Zeloten — nein, er ist ein Repräsentant der aristokratischen Hierarchie, die vornehme Männer von höchster Intelligenz und Bildung erzieht. Ein Gesicht wie aus Stein gemeißelt und dabei doch belebt von einem dämonisch überlegenen Geist, der sich nie für überwunden bekennen, den kein Schrecknis einschüchtern, kein Wunder blenden, kein Leiden rühren wird. Schön, im blühenden Mannesalter und hochgewachsen, mit Augen, die Speere entsenden, die Tiara auf dem stolz zurückgeworfenen Kopf, angethan in voller Pracht der orientalisch priesterlichen Würde, jede raffelnde Spange ein Symbol seines hoffärtigen, ehernen Sinnes, jede Bewegung der feinen, weißen Hände, jede Falte des malerisch drapierten Mantels, jedes Haar des wohlgepflegten Bartes ein Zeugnis vollkommen bewußter Beherrschung der Form, wie sie nur denen eigen ist, die gewohnt sind, eine klug berechnete Rolle vor der Öffentlichkeit zu spielen. — So ist er grauenhaft und reizvoll, abstoßend und anziehend zugleich, ja für ein künstlerisch geschultes Auge, welches für das Meisterstück dieser Verschmelzung gegensätzlicher Wirkungen Verständnis hat, geradezu berückend!

So ergeht es auch der Gräfin. Ihr von der unbegreiflichen Demütigung des göttlichen Dulders empörtes Gefühl ist fast versucht, für den energischen Feind Partei zu nehmen,

der seine und seines Gottes Ehre mannhaft verteidigt. Ein großes Weib kann sich dem Eindruck echter, geistvoller Männlichkeit nicht verschließen, und so lange bis das Martyrium Christi zum Heldentum wird, so lange übt der entschlossene, unbeugsame Hohepriester einen unwiderstehlichen Reiz auf die Gräfin aus. — Die bewußte Meisterschaft, das Genie des Darstellers, die vollendete Leistung erregt und fesselt das künstlerische Interesse der gebildeten Frau und, da bei diesen Ammergauern die Individualität und der Künstler nicht zweierlei sind wie beim Berufsschauspieler, so weiß sie, es ist auch ein großer Mensch, den sie da vor sich hat, und immer gewaltiger wird der Nimbus Ammergaus, und immer mehr nimmt sie der Geist, der über dem Ganzen herrscht, gefangen. Gleich ihm hervorragend ist auch die Persönlichkeit des Mesners, Nathanael, des zweiten Hohenpriesters, der mit der ganzen Wucht pharisäischer Ueberlegenheit und Sophistik als Ankläger wider Christus auftritt. Hinreißend ist die Beredsamkeit dieser beiden Richter, und in die hochausschäumende Woge der Leidenschaft senkt der dritte, Annas, in seiner greisen Würde mit ruhiger Hand den scharfzahnigen Anker kalt bedachter, erbarmungsloser Entschliekung! — Es ist eine imposante, unheimliche Gesellschaft bei einander, dieses hohe Sinedrium, und unwillkürlich überkommt die Zuschauer jenes Grauen, welches ein Kreis unbarmherziger, verknöchertter Machthaber stets um sich verbreitet. Armes Lamm, wie wird dir's gehen!

Das Verhängnis nimmt seinen Lauf. Im folgenden Akt verkündet Christus den Jüngern seinen nahen Tod. Jetzt ist es, als trage er einen unsichtbaren Siegeshelm auf

dem Haupte und die Taube des heiligen Geistes bilde mit ausgebreiteten Flügeln die Helmzier darauf. Jetzt ist er der Held, der den Tod wählt! Aber Sanftmut ist über ihn ausgegossen, ist das Gepräge seines ganzen Wesens, jene Sanftmut, die andere schon, für sich selbst jedoch nicht zittert. Eine neue Erkenntnis geht der Gräfin auf: Stark und doch sanft sein, das ist höchster Seelenadel — und, da auch hier wieder der Mensch und der Darsteller eins sind, so weiß sie, der, den sie vor sich hat, er ist es selbst: kraftvoll und sanftmütig. Und nun, endlich, schmilzt ihr die eben noch so trozige Seele hin und sie möchte ihn an ihr Herz nehmen, um das Unrecht der ganzen Menschheit an ihm gut zu machen! Sie dankt es Simon, daß er ihn aufnimmt, den Todgeweihten, unter sein gastliches Dach.

„Ja, liebt ihn — ich liebe ihn auch!“ möchte sie denen zurufen, die ihm Gutes thun. Als aber Maria Magdalena ihn berührt und salbt, da blickt sie weg, denn sie gönnt es ihr nicht und denkt an ihre arme schöne Büsserin zu Hause! Und wie er die Worte spricht: „Stehe auf, Magdalena! Die Nacht bricht herein und die winterlichen Stürme brausen! Doch sei getrost! In der Morgenfrühe, im Frühlingsgarten wirst du mich wiedersehen!“ — da stürzen ihr unaufhaltsam die Thränen aus den Augen: „Wann kommt denn für mich der Morgen, wo ich dich grüßen werde — im Frühlingsgarten, erlösende Liebe?“ fragt es in ihr.

Als aber Maria erscheint und Christus Abschied nimmt von der Mutter, — als diese an die Brust des wonnevollen Sohnes sinkt und er ihr mit einer Stimme Trost zuspricht, deren Süßigkeit noch kein Ohr vernahm, da erfährt sie ein

Gefühl, wie sie es nie gekannt: es ist nicht Neid, nicht Eifersucht — nur ein schmerzliches Verlangen: „Wäre ich an diesem Platz!“

Und als Christus spricht: „Meine Stunde ist gekommen, meine Seele ist betrübt und was soll ich sagen? Vater, rette mich von dieser Stunde! Denn dieser Stunde wegen bin ich in die Welt gekommen!“ und Maria, des Wortes Simeons gedenkend, ausruft: „Simeon, jetzt wird sich erfüllen, was du mir einst vorhergesagt — ein Schwert wird meine Seele durchdringen!“ — da versteht die Gräfin zum erstenmal die einfältigen Bilder der Maria mit dem siebenfachen Schwerte im Herzen, denn nun blutet auch das ihre von schneidendem Weh durchwühlt. Jetzt breitet er noch einmal in überwältigender Empfindung die Arme aus: „Mutter, Mutter! Für alle Liebe und Treue, die du mir in den dreiunddreißig Jahren meines Lebens erwiesen hast, empfangen den heißen Dank deines Sohnes! Lebe wohl, beste Mutter!“

Da ist es der Gräfin, als könne sie es nicht ertragen, — als müsse sie in einem Meer von Sehnsucht und Traurigkeit untergehen!

„Mein Sohn, wo werde ich dich wiedersehen?“ fragt Maria.

„Dort, liebe Mutter, wo sich das Wort der Schrift erfüllt: Er ward wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und seinen Mund nicht öffnet.“ Und die übrigen weinen ob der Trübsal, die ihnen bevorsteht, aber Christus mahnt: „Unterlieget nicht beim ersten Kampf! Haltet euch fest an mich!“ Und wie er das sagt, da weiß

es die liebende Seele, an ihn wird sie sich halten und wird geborgen sein.

Er geht! Ruhig, groß und ergeben schreitet er dahin, dem Tod entgegen.

Der Vorhang fällt — aber diesmal winkt kein Auge mehr von den Logen herüber, die Gesichter sind verhüllt von weißen Tüchern, die Thränen zu verbergen, deren man sich noch schämt, aber nicht erwehren kann.

Die Gräfin und ihr Begleiter sprechen kein Wort. Die Gräfin hat die Stirn in die Hand gelegt — der Prinz wischt sich heimlich die Augen.

„Volk Gottes, sieh, dein Retter ist nah dir! Gekommen ist der längst Verheißene!“ singt der Chor, und der wieder-aufgehende Vorhang zeigt Christus mit den Zwölfen auf dem Wege nach Jerusalem. Es ist der Moment, wo Christus weint über Jerusalem. Thränen des bittersten Schmerzes, der das Herz eines Gottes treffen kann: des Schmerzes um die Sünde der Welt. — „Jerusalem, Jerusalem, o daß du es doch erkanntest, was dir zum Frieden dient!“

Und die Jünger bitten den Herrn, nicht hineinzugehen in die feindliche Stadt, um so den Frevel zu verhüten, den sie bestimmt ist, an ihm zu verüben. Oder hineinzugehen und sich zu zeigen in seiner Macht, zu richten und zu lohnen.

„Kinder, was ihr wünscht, wird geschehen zu seiner Zeit, aber meine Wege sind mir von meinem Vater vorgezeichnet, und so spricht der Herr: Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege!“

Und er geht weiter, treu und gehorsam, den Todespfad. Judas allein bleibt zurück und beschließt, sich von der gefallenen Größe zu trennen, die keinen irdischen Gewinn verheißt und Gefahr und Schande über ihre Anhänger bringt. So trifft ihn Dathan, der alte Groß, der das Werkzeug für die Rache der Händler sucht. Er findet es in Judas und nimmt ihn mit sich vor den hohen Rat.

Ein imposantes und zugleich rührendes Massenbild leitet nun einen neuen Abschnitt ein, der Mannaregen in der Wüste, der die hungernden Kinder Israels labt. Gleich darauf ein zweites: Die Riesentraube aus Kanaan. — „Mit des Mannas Genuß sättigte wunderbar in der Wüste der Herr, und erfreute die Herzen mit den Trauben aus Kanaan, doch ein besseres Mahl wahrhaft vom Himmel bietet Jesus uns dar. Aus dem Geheimnis seines Leibes und Blutes quillt uns Gnade und Seligkeit!“ singt der Chor.

Der Vorhang geht wieder auf, Christus ist mit seinen Jüngern zum Abendmahl versammelt. Ruhig ermahnende Abschiedsworte spricht er zu ihnen. Aber noch nicht ganz haben sie ihn begriffen, denn sie fragen ihn, wer dereinst in seinem himmlischen Reiche der Erste sein wird?

Da legt er lächelnd statt aller Antwort das Oberkleid ab, gürtet mit göttlicher Gebärde ein weißes Tuch um die Lenden und kniet nieder, den Jüngern den niedersten Dienst zu erweisen — die Fußwaschung!

Atemlos sieht es die Menschheit! — Unsichtbar schweben Engelschöre herab, und die Dämonen des Stolzes und Trozes in der Menschennatur entfliehen und bergen sich in die tiefsten Gründe der erschütterten Herzen!

Ja, die starke Frauenseele, die sich anfangs gegen die Geduld des leidenden Gottes gesträubt — jetzt versteht sie ihn und auch in ihr wird es Tag, wie er's verheißt, und an dem allgewaltigen Gefühl, das sie zu den Füßen dessen niederzwingt, der da am Boden kniet, dem Letzten der Jünger den Knechtesdienst zu thun, erkennt sie die Göttlichkeit der Demut!

Es ist geschehen. Er hat sich erhoben und legt das Oberkleid wieder an, er steht hochaufgerichtet und sieht sich im Kreise um: „Ihr seid jetzt rein, aber nicht alle!“ — und sein Blick ruht schmerzlich auf Petrus, der ihn dreimal verleugnen wird, bevor der Hahn kräht, und auf Judas, der ihn verrät für dreißig Silberlinge.

Dann setzt er sich wieder und wie die Ahnung des nahen Todes auch den gewöhnlichsten Sterblichen verklärt, und die sich lösringende Seele im Moment der Trennung vom Körper leuchtend heraustreten läßt, so klärt sich aus der irdischen Gestalt des „Menschensohnes“ der Gott heraus und tritt immer deutlicher auf dem bleichen Antlitz hervor, ehe er die bange Hülle verläßt, die er sich zur vergänglichen Wohnung erkoren. Und wie der Sterbende seine Habe verteilt an seine Erben, so auch er die seine! Aber er hat nichts zu geben, als sich selbst! Wie die Segenswolke sich in Millionen Regentropfen auflöst und das dürstende Land tränkt, so gibt er sich hin und verteilt sich in Millionen Atome, die im Laufe der Zeiten Millionen von Menschen erquicken sollen mit dem Mahle der Liebe. Sein Leib und Blut ist sein Vermächtnis! In unzählbare Teile zersplittert er's an unzählbare Erben, und dennoch bleibt es Eins, und

der Teil ist für Jeden das Ganze. Denn wie ein Element eine große Einheit bleibt, ob es sich auch in noch so viele Atome auflöse, — wie das Wasser immer Wasser ist, sei es im einzelnen Tropfen oder im Ozean, — das Feuer immer Feuer, im Funken oder im Weltenbrand — so bleibt Christus immer Christus, im Tropfen des Kelches und im Bissen des Brotes, wie in seiner ureigenen Person, denn er ist auch ein Element, das Element der Gottheit!

Und wie am Sterbebett eines geliebten Wesens die Angehörigen knien, seine Hand mit Thränen nessen und die letzte Bitte an ihn richten: „Vergib, wenn wir dich gekränkt!“ so zieht es die Tausende, die anwesend sind, nieder auf die Kniee, und da ist nicht einer, der nicht die wundervolle Hand, die jetzt das Brot austeilt, an seine Lippen drücken möchte und rufen: „Vergib uns unsere Schuld!“ — Aber wie die Ehrfurcht vor dem Sterbenden die laute Klage zurückdrängt, so nimmt sich die Menge zusammen, um nicht laut zu schluchzen und so den Gottesfrieden zu stören, der auf der Stirn des Ueberwinders thront.

Unaufhaltsam nimmt nun das Verhängnis seinen Lauf. Judas verkauft seinen Herrn für dreißig Silberlinge, und sie werden ihm vor dem hohen Rat ausbezahlt. Die Silberstücke erklingen hell auf dem steinernen Tisch, auf den sie hingezählt werden. Es ist, als durchbringe der feine Klang schneidend die Welt, wie das Dengeln einer Sense, die bestimmt ist, das Heiligste dahinzumähen.

Die Priester frohlocken, Jubel im Lager der Feinde! Alles, was Menschenhochmut und Dünkel vermag, erhebt

in Kaiphas sein triumphierendes Haupt. — Der königliche Priester steht so fest auf der Höhe seiner Weltmacht, daß nichts ihn stürzen kann, und -- Jesus von Nazareth muß sterben!

So kommt der Abend heran, wo Christus mit den Zwölfen am Delberg der Erfüllung seines Geschickes harret. „Die Stunde ist gekommen — Vater, verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn dich verherrliche! Ich habe das Werk vollbracht, — ich habe deinen Namen den Menschen geoffenbart! — Vater, erhalte sie in deinem Namen, heilige sie in der Wahrheit, damit alle eins seien, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin!“

Und er geht auf den einsamen Hügel im Delgarten, um die letzte Angst durchzukämpfen, die Angst des Todes, die auch den Gottentsprossenen erfasst, solange er noch an die Gesetze des menschlichen Leibes gebunden ist.

„Mein Vater, wenn's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!“ —

Hier erreicht Freyers Leistung den Höhepunkt: das ist nicht Darstellung mehr, das ist Wahrheit! Von der Stirn rinnt in heißen Tropfen der Schweiß, und in heißen Tropfen rinnt es vom Auge: „Doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe — dein heiliger Wille!“ — Er faltet die zitternden Hände und stürzt nieder auf das thränenüberströmte Angesicht: „Vater — dein Sohn — höre ihn!“ —

Immer schwerer atmet die Menge, immer reicher brechen die Thränen hervor. Auf das Herz der ganzen Menschheit fällt der Anblick dieses Leidens, fällt der unbeabsichtigte Vorwurf in dem Schmerzensrufe: „O, Sünden der Mensch-

heit, ihr drückt mich nieder — o, der furchtbaren Last — des bitteren Kelchs!“ —

Mit diesem Schmerz erst tritt der Gottgeborene der Menschheit ganz nahe, in diesem Schmerz erst neigt er sich zu ihr herab, daß sie ihn liebend umfassen könne, wie einen sterblichen Bruder! Und so ist es auch in diesem Augenblick. — Mit ihren Händen möchten sie ihn jetzt vom drohenden Marterpfahl reißen, mit Leib und Leben ihn schützen, mit jedem Opfer ihn loskaufen — zu spät, die Heue hätte ein paar Jahrtausende früher kommen müssen!

Die Stunde der Anfechtung ist vorüber. Die Jünger haben geschlafen und ihn allein gelassen — aber der Engel des Herrn hat ihn getröstet, der Engel, den Gott Jedem schickt, den die Menschen verlassen. Jetzt ist er wieder er selbst — der Weltüberwinder!

Judas kommt mit den Häschern und drückt dem süßen Mund, an dem die Welt in wonnevollem Selbstvergessen hängen möchte, den Fuß des Verräters auf! —

„Judas, du trinkst diesen Atem, und du stürzest nicht taumelnd nieder und umfängst die Kniee des Verratenen?“ ruft es im Busen der Gräfin: „Du kannst ihn küssen, diesen Mund, der deine tobbringende Berührung so geduldig erträgt, und dein Haß verwandelt sich nicht in Liebe? Ach, nur das Göttliche kann das Göttliche ahnen, nur das Verwandte zieht sich an! Judas aber ist das Bild der entgöttlichten Welt, die den Gott nicht mehr empfindet, und ginge er mitten durch sie hindurch! Die Henker, die rohen Gefellen, stürzen zu Boden, da er vor sie hintritt mit dem einen Wort: „Ich bin Jesus von Nazareth“, und er muß

ihnen zurufen: „Stehet auf! Fürchtet euch nicht!“ damit sie ihr Werk an ihm vollbringen können — Judas aber bleibt unbewegt und gibt ihn preis.

Christus ist gefangen, und Stufe um Stufe schreitet er nun abwärts, in die tiefste Schmach! Aber wie sie ihn auch hindurchzerren durch den Pfuhl der Gemeinheit und Brutalität, wie sie ihn auch von Verhör zu Verhör schleppen — nichts raubt ihm die Majestät des Erlösers! — Und war vorher seine Rede gewaltig — so ist es jetzt sein Schweigen! Vor dem hohen Rat — vor Herodes und endlich vor Pilatus ist er der König, und die Mächtigen sind klein vor ihm.

„Wer weiß, ob dieser Mann nicht der Sohn irgend eines Gottes ist,“ sagt ahnungsvoll der polytheistische Römer — und ihm graut vor dem Mysterium, das den Schweigenden umgibt.

Nichts wirkt hier, als die imposante Ruhe Freyers und das überirdische Auge. Der Blick, den er über Herodes hingleiten läßt, wenn dieser von ihm verlangt, er solle ihm ein Wunder zum besten geben — den Saal verfinstern oder eine Papyrosrolle in eine Schlange verwandeln — der eine Blick voll Hoheit und Mitleid mit dem armen, kurz-sichtigen Staubgeborenen ist ein größeres Wunder als alle Zauberstücke der ägyptischen Magier.

Aber gerade dies Schweigen, dessen Ueberlegenheit die Priester mit knirschender Wut empfinden, beschleunigt sein Verderben, und er verschmäht es, dasselbe auch nur durch ein Wort aufzuhalten!

Wohl versucht es Pilatus, ihn zu retten. Der humane

Römer mit seiner objektiv vornehmen Haltung, wie ihn Thomas Mendner in vollendeter Meisterschaft darstellt, kontrastiert wohlthuend von den düsteren, fanatischen Priestern, aber er ist nicht der Mann gewaltsamer Maßregeln, und die Rasenden wissen ihm diese Alternative zu stellen. Der Wunsch, zu vermitteln, die Entschuldigung aller lauen Charaktere, die vor Katastrophen zurückschrecken — entringt ihm bereits eine schmachvolle Konzession: er gibt den Unschuldigen zur Geißelung hin.

Mit zusammengebissenen Zähnen sieht es das Publikum mit an, wie der keusche Leib, an den Marterpflock gebunden, von Blut überronnen, unter den Streichen der Henker zusammenzuckt, ohne daß ein Laut der Klage der geschlossenen Lippe entschlüpft! — Und sie setzen ihn, als er „genug hat“, wie sie's nennen — auf einen Stuhl, hängen ihm den Königsmantel um und geben ihm das Binsenzepter in die Hand, dem Spottkönig. — Er aber schweigt! Und immer mehr reizt es die Henker — sie wollen ihre Genugthuung, sie wollen sich weiden an dem Winkeln des Opfers — ein Faustschlag ins Gesicht, ein zweiter — Christus rührt sich nicht! Sie stoßen ihn vom Stuhl, daß er zu Boden stürzt — kein Auge vergißt das jammervoll schöne Bild — er aber schweigt! Da bringt einer der Henker eine Krone, aus mächtigen Dornen gewunden. Sie richten ihn wieder auf, und nun wird ihm der Marterkranz aufgesetzt. Die scharfen Spitzen sträuben sich — sie wollen sich dem edlen Haupt nicht bequemen — da nehmen die Henker zwei kreuzweis übereinander gelegte Stäbe und drücken ihm damit die Stachelkrone tief in die Stirn, daß die roten Tropfen

hervorquellen! Christus zuckt zusammen unter dem furchtbaren Schmerz — aber — er schweigt! — Nun wird er hinausgeschleppt in seinem Blute, dem Böbel zur Schau. —

Weiter läßt Helios dort oben die Strahlenrosse ziehen — er denkt aller Greuel der Geschichte seines göttlichen Hauses, denkt der Danaiden, denkt des gefesselten Prometheus und anderer mehr, doch er findet keinen — diesem vergleichbar, und ihn ekelt des Menschengeschlechts! Er wendet sein Antlitz ab, gen Westen, und lenkt das müde Gespann, langsamen Schrittes, zenithabwärts. —

Frostig weht Abendkühle herein in die schwüle Stätte der Angst. —

Aus den Straßen Jerusalems kommt brausender Tumult. Die Priester führen die aufgewiegelten Volksmassen daher vor des Statthalters Haus — mit Wort und Gebärde den Aufruhr schürend und zur Flamme ansachend. Eine Massenscene von nie dagewesener Wirkung. — Kaiphas, Nathanael, die Fanatiker des Judentums — dann Anna und Ezechiel, jeder an der Spitze einer Rote, stürmen aus drei Straßen herein in überwältigendem Anlauf. Wie die empörte See tobt das Volk und, mit Wort und Blick die Elemente entfesselnd und beherrschend, ragt die Schreckensgestalt Kaiphas', des Hohenpriesters, darüber hin. —

„Schüttelt es ab! Werft es von euch, das Joch des Verführers!“ —

„Er hat Moses und die Propheten verachtet — er hat Gott gelästert — ans Kreuz mit dem falschen Messias!“ —

„Fluch Jedem, der zu seinem Tode nicht stimmt — er sei ausgestoßen aus dem Erbrecht unserer Väter!“ —

So werfen die vier Anführer ihre Schlagworte, wie Feuerbrände, in die Scharen, und tumultuarisch zünden sie weiter.

„Der Nazarener soll sterben — wir fordern das Urtheil!“ braust es aus dem Munde des Volks. Immer neue Scharen strömen herbei. — „O schönster Tag Israels! Kinder, seid standhaft! Droht mit allgemeiner Empörung. Der Statthalter wollte die Stimme des Volkes hören — er höre sie!“ schreit Kaiphas, und seine Leidenschaft bringt die Massen in kochende Gärung. Alles drängt vor Pilatus' Haus. Jetzt öffnen sich die Thüren, und der Statthalter tritt heraus. Mit tiefer Verachtung blickt das schöne, klassische Antlitz des Römers auf die rasende Meute herab. Hinter ihm erscheint das Bild des Jammers — das Bild aller Bilder — das Ecce-Homo — das alle Künstler der Welt darzustellen versucht und dennoch nie erschöpft haben! Hier steht es leibhaftig — vor den Augen der Menschen, und dem Statthalter selbst bebt die Stimme, als er darauf hinweist:

„Seht, welch ein Mensch!“

„Ans Kreuz mit ihm!“ ist die Antwort. —

Pilatus versucht es, der Wut des Elements ein anderes Opfer zu bieten: das Scheusal Barabas wird vorgeführt und Christus gegenübergestellt. — Das Gemeinste dem Edelsten. — Aber der Anblick rührt sie nicht, denn in der Geduld und Ruhe des Gemarterten liegt eine Größe, die sie alle beschämt, und das ist es, was ihnen unerträglich ist! Deshalb fühlt der Anblick des zerpeitschten, blutigen Körpers ihre Rache nicht, weil sie sehen, daß der Geist noch

nicht gebrochen ist! Er muß aber gebrochen werden, damit er nicht als Richter wider sie aufstehe, denn sie sind zu weit gegangen, das mißhandelte Opfer ist ihnen ein Vorwurf — es darf nicht leben mehr! —

„Gib uns Barabas frei! — Zum Tod mit dem Nazarener, kreuzige ihn!“

Vergebens versucht der Statthalter, das Volk zu überreden. Er ist zu schwach, der kühl-bedächtige Mann, diesen Gewalten des Hasses zu trotzen — er möchte Christus retten und will doch die Empörung nicht zum Neuzersten treiben. — So gibt er nach — aber der Schmerz, mit dem er's thut, „um größeres Unheil zu verhüten“ — spricht ihn frei von der furchtbaren Schuld, deren Fluch er auf die Häupter der Anführer wälzt! —

In dem Ausdruck, mit dem er den Stab bricht, mit dem er die Worte spricht: „Nun nehmt ihn hin und kreuzigt ihn!“ malt sich die Trauer des gebildeten Geistes um das ewig Schöne. —

Die blutgierige Meute bricht in ein Geheul von Mordlust aus, als ihr das Opfer ausgeliefert wird — jetzt kann sie ihre Rache an ihm fühlen! „Nach Golgatha — fort mit ihm zur Schädelstätte!“

Der Cynismus schlägt ihm die Tazze in die Seite! Er ist verloren, denn wehe dem Erhabenen, wenn der Cynismus einmal sein Blut geleckt hat und die Macht gekostet, es zu zerstören — er läßt nicht eher ab, als bis er es zerfleischt hat und sich von edlem Blute so vollgetrunken, daß er, hintaumelnd, im Stel an sich selbst erstickt! —

Christus, und für Diese dein Opfer! — Wehe, es

wird der Tag kommen, und sei's erst in Jahrtausenden — wo du erkennen wirst, daß sie es nicht wert waren! — Das aber wird der Tag des Gerichts! —

Aus den Straßen Jerusalems wälzt sich ein Zug — in seiner Mitte der Verurteilte, mit dem eigenen Marterwerkzeug beladen.

An der Ecke unter dem Volke steht Maria, von Freunden umgeben, und die Mutter sieht es mit an, wie sie den Sohn dahin führen gleich einem Tier, das, wenn's zusammenstürzt, mit Peitschenhieben wieder aufgetrieben und weitergezerrt wird, bis es liegen bleibt. —

Und hoch am dämmernden Himmel versammeln sich flüsternd die Götter mit heimlichem Grausen, um das Un-erhörte zu sehen. — Denn, wie oft sie's auch geschaut, noch immer können sie's nicht glauben!

An einem Hause stockt der Zug — Christus sinkt. —

Da tritt ein Mensch heraus und stößt ihn von der Schwelle:

„Hinweg, hier ist kein Ort zum Lasten für dich!“ —

Ahasverus! — Da sieht der Gepeinigte ihn an mit dem Blick des sterbenden Nehs — einem einzigen, stummen Schmerzensblick, aber der, den er trifft, findet nimmer Frieden auf Erden, den jagt er auf aus jeder Last, den treibt er von Ort zu Ort — von einer Ruhestätte zur anderen — sonder Halt durch die Jahrhunderte hindurch — ruhelos!

„Er bleibt uns auf dem Wege“ — ruft der erste Henker — Christus hat sich weitergeschleppt und bricht zum zweitenmal zusammen!

„Treibt ihn mit Schlägen!“ toben Pharisäer und Volk. —

„O, wo ist ein Schmerz meinem Schmerze vergleichbar?!“ — stöhnt Maria und verhüllt ihr Antlitz. —

„Er ist zu sehr geschwächt, es muß ihm jemand helfen,“ sagt der Henker. — Er darf nicht liegen bleiben — das Volk muß ihn am Schandpfahl sehen.

Sein Antlitz ist bedeckt mit Blut und Schweiß — aus seinen Augen stürzen Thränen, aber der stumme Mund hat keinen Laut der Klage. — Da wagen sich die Freunde heran, ihm beizustehen, so weit ihnen gestattet ist. Veronika bietet ihm ihr Tuch an, um sein Gesicht zu trocknen, und als er's zurückgibt, da ist in Schweiß und Blut das Bild abgedrückt, das durch alle Zeiten fortwirkt mit stillem Schmerzenszauber in Sage und Kunst! —

Simon von Kyrene nimmt dem Erliegenden das Kreuz ab, um es für ihn nach Golgatha zu tragen, und die Frauen Jerusalems weinen. — Christus steht erschöpft zur Seite, als er aber die Frauen mit ihren Kindern sieht, da ringt sich's noch einmal aus seinem Herzen, das letzte große Wort des Schmerzes um die Verlorenen: „Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder! Denn sehet, es wird der Tag kommen, da man sagen wird: Glücklich die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, die Brüste, die nicht gesäugt haben! Dann werden sie den Bergen zurufen: ‚Fallet über uns!‘ Und zu den Hügeln: ‚Bedecket uns!‘ Denn wenn das am grünen Holze geschieht, was wird am dürren geschehen?“ —

„Treibt die Weiber hinweg! Schont ihn nicht mehr — fort auf den Richtplatz!“ befehlen die Priester. —

„Nach Golgatha — ans Kreuz mit ihm!“ brüllt das

Volk. Und die Frauen werden fortgetrieben; eine nochmalige Botschaft des Statthalters bleibt unbeachtet, der Todeszug setzt sich unaufgehalten in Bewegung.

Maria aber verläßt ihn nicht mehr. Mit den Getreuen schließt sie sich dem Foltergang des Sohnes an, denn die Standhaftigkeit der Mutterliebe ist so groß wie ihr Schmerz. —

Es raunt und rauscht in den Lüften, als ob die Walüren mit den Göttern berieten, ob sie ihm helfen sollten. — Aber sie vermögen es nicht: die Sphäre des Christengottes ist ihnen verschlossen. —

Die Scene verwandelt sich. In schwarzen Trauermänteln tritt der Chor heraus und stimmt für den sterbenden Gott den Grabgesang an. Und der einfache Gesang erinnert an ein altes angelsächsisches Lied vom Kreuz, das im siebenten Jahrhundert der Skalde Caedmon gesungen, und das über ein Jahrtausend lang im geheimnisvollen Bann der Rune begraben lag.

„Mich deucht, ich sehe,“ so sagt das Lied,
„Einen strahlenden Baum
In Lüften schweben,
Bom Licht umwoben

Alle Engel sahen's,
Sie, die schön erschaffnen. —
Ein Schandpfahl war's nicht,
Daran die Blicke hingen
Der seligen Geister
Und der Erdenpilger,
Der edelsten Wesen.
Einen solchen Siegesbaum
Sah ich, Schuldbefleckter!

Doch, im Goldglanz gewahrt' ich
Greulichen Werkes Spur.
An der rechten Seite rinnende Tropfen Bluts —
Sah, erschrocken und schauernd,
Das schwebende Bild die Farbe wandeln.

So lag ich
Lange und weilte, —
Nach des Heilands Holze
Harmvoll blickend.
Da hört' ich auf einmal
Hallende Rede.
Es sprach solche Worte
Der Waldbäume bester:

Vor manchem Jahr, —
Noch gemahnt's mich im Innern, —
Da ward ich gefällt
In Forstes Gründen,
Von der Wurzel getrennt
Durch wüste Gefellen.
Daß zur Schau ich diene,
Schleppten Knechte mich fürder,
Stemmten die Achsel,
Steuerten bergauf
Und festeten mich. — — —

Der Fürst der Menschheit,
Mich zu ersteigen,
Wie strebte er mutvoll!
Nicht wider der Troste Wort
Wagt' ich, noch durste
Mich beugen und bersten
Beim Erbeben der Erde. — — —

Der Heldenjüngling,
Der Herr, der Allmächtige,

Die Nichtstatt bestieg er
 Starkmutig und ernst,
 Vor der Menge Augen,
 Er, der Menschheit Retter.
 Unter ihm erbebt' ich! — — —

Des Waltenden Leichnam
 Mit Gewölk umhüllet,
 Der Sonne Schein war
 In Schatten versenkt,
 In tiefes Schweigen,
 Als die Schöpfung beweinte
 Ihres Königs Tod.
 Christ hing am Kreuze.
 Da kamen von fernher
 Zu dem Fürsten die Mannen,
 Eiligen Schrittes.
 Ich schaute Alles,
 Von heißem Weh
 Wund und gequälet.
 Ich beugte mit Macht mich
 Den Mannen zu Handen,
 Demütigen Sinnes. — — —

Den machtvollen Gott
 Hoben jetzt vom Holze
 Der Hilda Männer,
 Von dem blutbesprengten,
 Dem Speerdurchbohrten,
 Streckten hin im Frieden
 Ihn, den Erstarrten, —
 Den Himmels Herrn schauend,
 Wie er schlief und ruhte,
 Von der Arbeit ermüdet. —

So lautet der Hochsang Caedmons, des Runengewaltigen, aus dem siebenten Jahrhundert nach dem Tod des

Erlösers. Und heute, zwölfhundert Jahre später, wird er wieder lebendig, und das furchtbare Ereignis erneuert sich wieder, gerade so, wie es der Skalde gesungen, gerade so, wie es vor bald zwei Jahrtausenden sich begeben.

Was ist Raum, was ist Zeit für das, was in der Liebe wurzelt? —

Der Chor hat sein Klage lied beendet. Ein seltsames Geräusch hinter dem Vorhang begleitet die letzten Strophen — ein Gehämmer — sollte das? — Nein — es wäre zu gräßlich! — Man hört's und will's nicht hören! — Totenstille herrscht im Zuschauerraum — die Hammerschläge werden immer deutlicher — der Vorhang rollt auf — da liegt er, kopfabwärts, die Füße gegen das Publikum, flach hingestreckt auf dem Kreuz, an der Erde! Und sie treiben ihm die Nägel mit wuchtigen Streichen durch die Glieder! Sie durchbohren diese gütigen Hände, die keinem lebenden Geschöpf je weh gethan, aber, wo sie sich milde aufgelegt, alle Wunden geheilt und alle Schmerzen gestillt haben! Diese Füße, die so leicht die göttliche Gestalt dahintrugen, im schwebenden Schritt, über den heißen Sand des Landes und über die wogenden Wasser des Ozeans, immer dem einen Ziel der Liebe zu. — Jetzt liegt er da, elend am Boden, ausgespannt auf das Fluchholz — halb erstarrt wie ein gefällter Hirsch. Rechts und links stehen bereits aufgerichtet die niederen Kreuze der Schwächer. Diesen sind die Arme nur um den Querbalken gewunden und mit Stricken geschnürt, nichts als die Füße sind mit Nägeln geheftet. Christus allein ist an Händen und Füßen festgenagelt, weil eine Ahnung die Pharisäer peinigt, als ob er nicht ganz

umzubringen sei! — Wenn sie dürften, sie würden ihn in Stücke reißen und in alle Winde zerstreuen, um sicher zu sein, daß er am dritten Tage nicht auferstehe, wie er's geweissagt hat!

Die Henker sind mit der Aufknüpfung der Schächer fertig: „Jetzt muß der Judenkönig erhöht werden!“ —

„Richtet das Kreuz auf! Greift zu!“ befiehlt der Hauptmann. Keine Brust atmet mehr, jeder Herzschlag stockt! Die vier Henker greifen mit muskulösen Armen zu. — „Auf! Nur nicht nachlassen!“

Das Kreuz ist wichtig, die Knechte stöhnen und stemmen die Schulter — die Adern schwellen an — noch ein Ruck — auf schwankt der Balken — „Haltet fest!“ — „Noch mehr — strengt eure Kraft an!“ Und es hebt sich im gewaltigen Bogen, es schwebt aufwärts — die Menschheit beugt sich schauernd zurück vor dem Gräßlichen!

„Es ist nicht, es kann nicht sein!“ — Und es ist, es kann sein! — Entsetzen schüttelt die Zuschauer, die Glieder beben. Einer faßt den anderen an, wie um sich zu halten, daß es ihn nicht niederwerfe. Es kommt, das Kreuz — es kommt über die ganze Welt! Immer höher — immer näher! „Haltet dagegen — laßt nicht los!“

Es steht, es ist gefestet! —

Da hängt die göttliche Schmerzensgestalt, nackt und bloß. Mitten durch die blutenden Hände und Füße gehen die Nägel — und das Auge, das es leugnen möchte, muß es sehen — das Herz, das es ungeschehen machen will, muß es ertragen! Aber es hält sich nicht mehr vor diesem ungeheuren Anblick, laut aufschluchzend bricht das lang-

verhaltene Weh hervor, und die von Fieberfrost zitternden Hände falten sich in einem Gefühl anbetender Liebe! — Namenloses, süßestes Mitleid ergießt sich in unaufhaltsamen Thränenfluten und steigt empor, eine Wolke von Wehmut über dem Haupte des Gekreuzigten sammelnd, ihm das Todesweh zu fühlen. Und allmählich gewöhnt sich das Auge an das Niegesehene und vermag es zu schauen! Göttliche Anmut ist über den schlanken Körper ausgegossen und — wie das Schöne ewig Himmel und Hölle versöhnt und das Furchtbarste verklärt — so löst sich das Entsetzliche harmonisch auf in frommer Bewunderung vollendeter Menschenschöne, die sich da, in keuscher Ruhe und Majestät, entfaltet vor dem entzückten Blick. Die Gräfin hat die Hände über die Brust verschlungen. Die Welt liegt unter ihr, als ob sie da oben mit ihm am Kreuze schwebte. Sie weiß nicht mehr — ist er ein Mensch oder Christus selbst — sie weiß nur, daß nichts ist, als er! —

Ihre Augen sind starr auf die übermächtige Erscheinung gerichtet, Thräne um Thräne perlt herab. Der Freund betrachtet sie kummervoll — sie merkt es nicht — sie ist entrückt. — Jetzt sterben — am Fuße des Kreuzes sterben, die Seele ausströmen lassen wie eine Weihrauchwolke, empor zu ihm! —

Es dunkelt. Das Rauschen und Raunen in den Lüften kommt näher — sind es die Valküren, die sich trauernd scharen um den Helden, der ihre Hilfe verschmäht? Sind es die Fittiche der Todesengel? Oder ist es ein Flug jener heiligen Vögel, von denen die Sage geht, daß sie versuchten, die Nägel, mit denen der Heiland an das Kreuz geschlagen

war, abzunagen, bis sich ihnen die schwachen Schnäbel krummbogen und ihnen den Namen der „Kreuzschnäbel“ gaben?

Der Dulder dort oben ist ruhig und still. — Nur sein leuchtendes Auge spricht — es spricht mit den unsichtbaren Mächten, die da um ihn walten und weben in der Stunde der Vollendung. —

Unter seinem Kreuze würfeln die Knechte um sein Kleid — frohlocken die Priester — lauert mit wölfischer Gier die Bestie Eynismus, bis ihr das Opfer unbestritten verfallt, und fletscht ihm ihren grimmigen Hohn zu: „Komm herab, wenn du Gottes Sohn bist!“ —

„Er hat sich auf Gott berufen, der rette ihn jetzt, wenn er Wohlgefallen an ihm hat!“ —

„Er hat in drei Tagen den Tempel niederreißen und wiederaufbauen wollen. — Jetzt zeig' deine Macht, du stolzer Judenkönig!“ —

Da wendet der Gepeinigte schmerzlich sein Haupt:

„Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ —

Und der eine Schächer verhöhnt ihn selbst noch in der eigenen Todespein, der andere aber straft diesen mit ernstem Wort: „Wir empfangen den Lohn unserer Missethat, er aber hat nichts Böses gethan!“ und er bittet: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“

Da ruft Christus ihm das große Wort zu: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Himmelreich sein!“

Neues Hohngedrüll der Pharisäer! „Er kann sich selbst nicht helfen und verheißt anderen das Himmelreich!“

Christus aber hört es nicht mehr, die Sinne umnachteten sich; er beugt das Haupt zu Maria und Johannes herab: „Weib, siehe, das ist dein Sohn! Sohn, siehe, das ist deine Mutter!“ —

Und jetzt kommen die Zeichen des nahen Todes. Er wird unruhig — er ringt nach Atem, die Zunge klebt ihm am Gaumen.

„Mich dürstet!“

Sie reichen ihm an langem Speer den Essigschwamm.

Er nippt, aber es erquickt nicht mehr. Die Angst ist aufs höchste gestiegen: „Eli, Eli, lama asabthani!“ schreit es aus dem brechenden Herzen auf, eine wundervolle Wellenlinie überläuft im Todeskrampf den edlen Körper. Dann, tief aufatmend, spricht er mit Aeolsharfenton: „Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Er neigt sanft das Haupt und stirbt. —

Ein krachendes Getös erschüttert die Erde. — Donnernd rollt Helios' Gespann hinab ins Meer. — Die Götter entfliehen, von den herbeistürmenden Heerscharen des Himmels überflügelt und zerstreut. — Aus dem Boden wirbelt der Staub und aus den Klüften der Dampf auf und verfinstert die Luft. Die Gräber öffnen sich und speien ihren Inhalt aus. — Im gewaltigen Liebeschmerz sprengt der Vater die Erde, da er ihr das Opfer entrückt, das er ihr zu lange gelassen zur erbarmungslosen Reinigung! Der falsche Tempel zerbricht, der Vorhang zerreißt — und im Feuer des Himmels loht ihm das Vaterherz entgegen, dem mißhandelten, geduldigen, gehorsamen Sohn! —

„Komm, du Armer,“ schallt es sehnsuchtsvoll durch die

Himmel! „Komm, du Armer!“ widerhallt es aus jedem Mund der Zuschauer da unten.

Noch müssen sie es mit ansehen, wie der geliebte Leib von scharfer Lanze durchbohrt wird, daß das heiße Blut herausquillt — und es ist, als ginge der Stoß durch das Herz der ganzen Welt! Noch müssen sie das Geheul der Wölfe hören, die sich um den heiligen Leichnam streiten — endlich aber darf die gemartete Seele ausruhen — mit ihm. —

Die Hand des Statthalters hat den Leichnam geschützt und ihn den Seinen geschenkt.

Die Masse zerstiebt voll Grauen über die fürchterlichen Zeichen — die Priester fliehen schreckensbleich zurück zu ihrem zerschmetterten Tempel. Leer wird's auf Golgatha. Das Gespött und die Lästerungen sind verstummt, der Aufruhr in der Natur hat sich gelegt — und heilige Abendstille umfängt die Zurückgebliebenen. „Er hat es vollbracht — er ist eingegangen in die Ruhe des Vaters!“ Lautlos rinnen aus der Herzwunde des Erlösers die Blutstropfen in den Sand. Nur leises Weinen der Frauen am Kreuzesfuß ist noch zu hören. —

Und jetzt naht sich die erbarmende Liebe, und nimmer ist ein Hohelied der Treue gesungen worden wie das, was die nächste Stunde bringt. Jetzt keimen die ersten Halme jener Liebe auf, deren Saat sich über den Erdkreis verbreitet hat! —

Joseph von Arimathia und Nikodemus kommen mit Leitern und Werkzeug, um die Leiche herunterzunehmen. — Sie steigen hinauf und umschlingen den entseelten Körper mit langen Bahnen weißen Linnens, deren Enden sie über

das Kreuz hinabwerfen. Diese fassen die untenstehenden Freunde, als Gehenhalt, um ihn sanft damit herabzulassen. Joseph und Nikodemus beginnen nun, mit Zangen die Nägel aus dem Fleische zu ziehen; man hört das Holz krachen und splintern — so fest stecken die Eisen.

Maria sitzt auf einem Stein und erwartet ergebungsvoll, mit gefalteten Händen den Sohn. „Edle Männer, bringt mir bald den Leichnam meines Kindes!“ fleht sie leise.

Die Frauen breiten ihr ein Leichentuch vor die Füße zu seinem Empfang. —

Endlich sind die Nägel herausgezogen, und —

„Den machtvollen Gott
Hoben jetzt vom Holze
Der Hilda Männer.“

Behutsam legt der eine Freund dem anderen die abgelösten, erstarrten Arme des Toten auf die Schulter, daß sie nicht jäh herabfallen, Joseph von Arimathia umfaßt ihn: „Süße, heilige Bürde, komm auf meine Schulter!“ —

Er steigt mit ihm von der Leiter. Theils getragen, theils in den Tüchern schwebend, gleitet der Entseelte am Stamm des Marterpfahls hernieder.

Nikodemus breitet ihm die Arme entgegen: „Komm, heiliger Leichnam meines einzigen Freundes, laß dich umfassen!“

Und sie tragen ihn zu Maria —

„Strecken hin in Frieden
Ihn, den Erstarrten,“ —

auf daß der Sohn noch einmal im Schoß der Mutter ruhe.

Und sie nimmt ihn in die Arme, den wundenbedeckten, zum zweitenmal unter Schmerzen geborenen Sohn. —

Magdalena kniet daneben: „Laß mich noch einmal die Hand küssen, die mich so oft gesegnet.“ Und mit feuscher Inbrunst berühren die Lippen der Sünderin die kalte, durchbohrte Leichenhand.

Eine andere der Frauen wirft sich über ihn hin: „Liebster Meister, noch eine Thräne auf deinen entseelten Leib!“ Und das schluchzende Liebesgeflüster klingt süß und wohlthuend, wie friedliches Abendgeläut nach wüstem Sturm.

Die Männer aber stehen andächtig stumm dabei —

„Den Himmelsherrn schauend,
Wie er schlief und ruhte,
Von der Arbeit ermüdet.“ —

Achtes Kapitel.

Freier.

Das Spiel ist aus. „Christ ist erstanden!“ Er hat sein Grab gesprengt und die Wächter in den Staub geworfen mit seinem Flammenbild. Als schlichter Gärtner ist er der Büßerin erschienen, „in der Morgenfrühe“, wie er's versprochen, und endlich verklärt worden, und erhöht über alle Welt, die Siegesfahne in der Hand! — Die Menschenwoge ergießt sich aus dem schwülen Raum ins Freie. Aber nicht laut und Brausend, wie sie gekommen — nein, würdevoll und ernst, wie sich ein Trauergeleit, nach der Leichenfeier eines edlen Toten, auflöst — geräuschlos, wie sich die ebende See nach der Sturmflut zurückzieht! — Es sind

dieselben Menschen noch, und dennoch gehen sie anders als sie kamen. —

Es sind dieselben Wagenzüge, die gestern die Fremden so lärmend brachten, aber kein Peitschengeknall und kein Gejohl ist zu hören — die Kutscher wissen genau, daß sie sich jetzt verhalten müssen, als hätten sie Verwundete im Wagen.

Und es ist auch wahr. Da ist kaum Einer, dem der Speer, der den Heiland durchbohrte, nicht durch das eigene Herz gedrungen, der nicht die Wundmale des Gekreuzigten in seinen eigenen Händen und Füßen spürte! — Es ist ein großer göttlicher Schmerz, den die Menschen mit von dannen nehmen, und sie hüten ihn sorgsam, sie wollen nichts davon verlieren, denn — wir lieben den Schmerz, den wir um ein geliebtes Wesen empfinden — und heute haben sie Christus lieben gelernt!

So ziehen sie heim.

Die letzten Wagen, die vor dem Eingang halten, sind die der Gräfin und ihrer Freunde. Unten warten schon die Herren des diplomatischen Corps auf die Gräfin, um sich in die Landauer zu verteilen. Diese aber lehnt noch oben am Pfeiler der Loge. Sie hat das Tuch vor den Augen und sucht vergebens der Thränen Herr zu werden. Ihr Herz pocht, daß man es sieht, ihr Atem ist kurz und rasch — sie kann sich nicht beherrschen.

Der Prinz steht vor ihr, bleich und still, seine Augen sind gerötet, auch er hat geweint.

„Versuchen Sie es, sich zu fassen!“ spricht er fest: „Dort in der Loge sind noch die Damen, die Herzogin scheint

zu erwarten, daß Sie hinüberkommen. Eine Frau von Welt, wie Sie, darf sich nicht so gehen lassen!"

„Sich gehen lassen, nennen Sie das?“ wiederholt die Gräfin, die nicht sieht, daß der Prinz selbst erschüttert ist. „Wir verstehen uns ja nie!“

In diesem Augenblick verlassen aber die Damen die Loge und kommen herüber. Sie sind jetzt die letzten im Zuschauerraum. Die Herzogin fällt der Gräfin keines Wortes mächtig um den Hals. Aber auch die Hofdamen nähern sich unter Thränen und möchten die Gräfin umarmen, und als die Herzogin sie endlich losläßt, flüstert ihr die Baronin ins Ohr: „Vergeben Sie mir, ich habe auch Ihnen, wie so manchem unrecht gethan — erst gestern noch, verzeihen Sie es mir!“ Und dieselbe Bitte spricht sich in dem Blick und dem Händedruck der Erzellenz aus: „Wer das gesehen, der bereut jedes lieblose Wort, das er irgendwie gesprochen. Wir wollen nie vergessen, daß wir das zusammen erlebt haben!“

„Ich danke Ihnen, ich würde Ihnen nichts nachgetragen haben, auch wenn ich das gewußt hätte, was Sie mir jetzt aus eigenem Antrieb eingestehen!“ sagt die Gräfin und küßt die Damen mit heißen trockenen Lippen.

„Gehen wir?“ fragt die Herzogin, „wir werden sonst noch mit eingeschlossen!“

„Ich komme sogleich nach, — ich bitte — gehen Eure Hoheit nur voraus — ich möchte mich noch einen Augenblick erholen!“ stammelt die Gräfin verwirrt.

„Sie sind furchtbar angegriffen — es ist ja natürlich — wir sind es alle. Ich erwarte Sie unten und nehme Sie

zu mir in meinen Wagen, wenn es Ihnen recht ist. Wir können uns dann zusammen ausweinen!"

„Sehr gnädig — Hoheit!“ sagt die Gräfin fast bewußtlos.

Als die Damen die Treppe hinabsteigen, faßt sie leidenschaftlich den Arm des Prinzen: „Um Gottes willen, helfen Sie mir, daß ich nicht mit diesen muß! Ich will — ich kann nicht fort — ich bitte Sie bei allem was heilig, lassen Sie mich hier —!“

„Also richtig! Es kommt wie ich gefürchtet,“ sagt der Prinz mit einem schweren Atemzug. „Ich kann Sie nur noch bitten, um Ihrer selbst willen, nehmen Sie Rücksicht auf die Damen. Sie haben sie auf übermorgen zum Diner geladen —!“

„Das weiß ich — entschuldigen Sie mich — sagen Sie, was Sie wollen — Sie werden schon wissen — wie Sie das machen! — Wenn Sie mich je geliebt haben — so helfen Sie mir! — Fahren Sie mit den Damen — unterhalten Sie sie, daß sie mich nicht vermissen!“

„Und die großartige Ovation, die Ihnen die Herren daheim vorbereitet haben?“

„Was liegt daran! —“

„Ein Feentempel erwartet Sie zu Hause und Sie bleiben hier? Schade um die schönen Blumen, die nun umsonst verwelken!“

„Ich kann's nicht ändern. Um Gottes willen, handeln Sie rasch — man kommt schon!“ Sie zittert an allen Gliedern vor Angst, — es ist aber niemand von der Gesellschaft, der sie zu holen kommt, — ein kleiner Mann mit scharf-

geschnittenem Profil steht neben ihr und ein kluges treues Auge blickt sie an: „Ich sah, daß Erlaucht noch hier sind, kann ich Ihnen vielleicht in irgend etwas behilflich sein?“

„Gott sei Dank, Ludwig Groß!“ jubelt die Gräfin und nimmt seinen Arm: „Können Sie mich ungesehen nach Ihrem Hause bringen?“

„Gewiß, ich führe Sie über die Bühne, wenn Sie wollen!“

„O dann nur rasch! Leben Sie wohl, Prinz — seien Sie groß und verzeihen Sie mir!“

Sie ist verschwunden.

Der Prinz ist zu sehr Weltmann, um auch nur einen Augenblick zu verraten, was in ihm vorgeht. Der kurze Weg über die Treppe hinunter genügt ihm, um mit sich fertig zu werden. Das Unglück ist geschehen und nicht mehr abzuwenden — aber das trifft nur ihn allein und geht niemand etwas an. Ihr Name und ihre Stellung müssen gewahrt werden.

„Sie kommen ohne die Gräfin?“ ruft ihm die Herzogin entgegen.

„Ich muß die Gräfin entschuldigen, Hoheit. Die Vorstellung hat sie so angegriffen, daß sie nicht im stande ist, heute abzureisen. Ich habe sie soeben der Obhut ihres Hausherrn übergeben und ihr versprochen, sie bei den Damen nicht nur zu entschuldigen, sondern auch den Versuch zu wagen, sie zu ersetzen.“

„O die arme Gräfin!“ sagt gutmütig die Herzogin. „Sollen wir nicht nach ihr sehen?“

„Hoheit, ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen,

daß wir keine Minute mehr zu verlieren haben, wenn wir den Zug noch erreichen wollen!"

„Ums Himmels willen! Nein, da müssen wir eilen!"

„Ja, ich glaube auch, Ruhe wird der Gräfin jetzt am besten sein!" sagt der Prinz und hilft den Damen in den Wagen.

„Nun, wir sehen sie ja Dienstag beim Diner, nicht wahr, sie wird doch morgen reisen können?"

„O ich hoffe es sehr!" versichert der Prinz.

„Aber, Prinz Emil! Was wird denn nun aus unseren Blumen?" fragen die Herren bestürzt.

„O die halten sich schon bis morgen!"

„Sie ahnt wohl nichts?"

„Natürlich nicht und es ist auch besser, denn wenn sie es wüßte — sie wäre gewiß trotz ihres Unwohlseins heute noch gefahren und hätte sich kränker gemacht!"

Die Herren sehen das ein, aber „es ist doch recht schade! Wenn die Blumen nur frisch bleiben!"

„Sie wird noch manche Blume welken lassen, in dieser Zeit, um die es schade ist!" denkt der Prinz bitter.

„Fahren Sie mit uns, Prinz?" fragt die Herzogin.

„Wenn Hoheit gestatten! — Gehen die Herren heute abend noch wie verabredet aufs Kasino?" ruft er beim Einsteigen.

„Ich nicht," sagt Fürst Hohenheim, „ich gestehe ehrlich, ich bin nicht in der Stimmung!"

„Ich auch nicht," sagt St. Gënois, „das Ding hat mich so ergriffen —! Jetzt dürfte der schönste Zirkus hier sein, ich möchte nicht hinein! Der Bürgermeister von Ammergau hat doch recht, daß er nichts der Art duldet!"

„Ja, ich bitte den Leuten alles ab, was ich gestern sprach; ich bin hineingegangen, um zu lachen, und ich habe geweint!“ sagt Wengenrode.

„Mir hat's auch den ganzen Humor verdorben!“ bestätigt Cossigny. „Also für heute ist's nichts mehr!“

Die Herren grüßen die Damen und den Prinzen und steigen still in ihre Wagen. Der Prinz gibt dem Kutscher der Gräfin den Befehl, mit der Kammerjungfer, die sich schüchtern in die Ecke drückt, zurückzufahren, und setzt sich zu der Herzogin und ihren Damen.

So rollen die Wagen nach verschiedenen Richtungen auseinander — der eine zurück zum Großschen Hause, die anderen nach München, wo jetzt die Gärtner beschäftigt sind, das Palais Wilbenau zum Empfang der glücklichen Besitzerin, die nicht kommt, zu schmücken.

Ludwig Groß führt die Gräfin über die nun verödete Bühne. Es ergreift sie wunderbar, jetzt diesen Boden zu betreten. Sie wagt kaum um sich zu blicken, aus ehrfurchtsvoller Scheu. Um sie her dehnt sich der ungeheure, dämmernde Raum. Plötzlich zuckt sie zurück wie vor einem unerwarteten Schrecknis — das Kreuz liegt vor ihr auf dem Boden! Ludwig Groß, dem feinen Beobachter, entgeht ihre Bewegung nicht und er versteht sie wohl, dergleichen Dinge sind ja den Ammergauern nicht neu. Er sagt: „Ich will einmal nachsehen, ob das Haus des Pilatus noch offen ist, vielleicht interessiert es Sie, auf den Balkon zu treten.“ Und er geht weg, um sie allein zu lassen.

Die Gräfin ahnt die Rücksicht des zartfühlenden Mannes. Sie kniet nieder in der dunkeln Kulisse und wirft

sich über das Kreuz hin. Sie drückt ihre heißen Lippen auf das harte Holz, das den edeln Leib getragen — auf die Wundmale, die auch ihm die Nägel geschlagen, welche des Gefreuzigten Hände zum Schein durchbohrten, auf die roten Flecken, die seine gemalten Wunden darauf hinterlassen. Ja, es ist Wahrheit geworden, das Wunder ist geschehen: „Der künstliche Bluttröpfen hat auch erlösende Kraft!“

Und kaum hat ein Pilger im gelobten Land andächtiger das wirkliche Kreuzesholz geküßt, als es jetzt hier am falschen geschieht.

So mag einst, nach langer Meeresfahrt, Helene, die fromme Mutter Kaiser Konstantins, das schöne stolze Weib, sich hingeworfen haben, als sie endlich das Kreuz fand, das lange gesuchte, um es an ihren Busen zu drücken, in un-nennbarer Freude der Erfüllung. —

Die Schritte Ludwigs nahen wieder, und die Gräfin erhebt sich aus der inbrünstigen Betrachtung. —

„Das Haus ist leider geschlossen,“ sagt Ludwig; der es recht wohl im voraus gewußt hatte. Sie gehen weiter, den Garderoben zu. „Ich will doch einmal sehen, ob Freyer noch da ist!“ sagt Ludwig und klopft an die erste Thür. Die Gräfin erschrickt so, daß sie sich an die Wand lehnen muß, um nicht umzusinken. „Jetzt sollte er schon kommen — der Augenblick?“ Die Kniee drohen ihr zu brechen, ihr Herz schlägt zum Zerspringen — aber auf dreimaliges Klopfen keine Antwort, er ist nicht mehr da. Ludwig Groß öffnet die Thür und tritt hinein, die Garderobe ist leer. „Wollen Erlaucht herein kommen?“ fragt Ludwig, „interessiert Sie's, die Garderobe zu sehen?“

Sie tritt ein. Da hängen feine Gewänder, noch dampfend vom Schweiß der schweren Arbeit.

Die Gräfin steht mit gefalteten Händen in dem schmucklosen Raum. Ihr zunächst knistert und wallt etwas Weißes, Flimmerndes — es ist das Verklärungskleid. Sie berührt es leise im Vorbeigehen mit der Hand, und es durchzuckt sie mit seligem Schauer.

Ach, und dort die Dornenkrone!

Sie nimmt das Requisit in die Hand, und Thränen quellen darauf nieder, als wär' es eine heilige Reliquie. Und dabei steht es wieder vor ihr, das traumhafte Bild, wie sie ihn zum erstenmal, da oben am Berg gesehen und ihm der Dornenzweig um die Stirn gespielt, wie eine Vorbedeutung. „Nein, meine Hände sollen dich schützen, daß kein Dorn dich mehr ritze, geliebte Stirn!“ denkt sie, und ein wundervolles Lächeln ergießt sich über ihr Gesicht. — Da begegnet sie, aufblickend, dem Auge Ludwigs, das mit Nührung an ihr hing, während sie auf den Kranz niederblickte.

Sie legt die Krone wieder hin und folgt Ludwig zur nächsten Thür: Raiphas! Eine fast naive Angst und Schüchternheit befällt sie — ein Gefühl, wie sie es als junges Mädchen hatte, da sie zum erstenmal bei Hofe vorgestellt wurde — und sie ist beinahe froh, daß auch er nicht mehr da ist und sie sich erst sammeln kann, bevor sie dem Gewaltigen gegenüber tritt! —

„Es ist zu spät, sie sind alle fort,“ sagt Ludwig und gibt der Gräfin den Arm, sie die Treppe hinunter zu führen.

Vor dem Theater und auf der Straße zum Dorf stehen zahlreiche Gruppen von Leuten.

„Was machen denn die noch hier?“ fragt die Gräfin.

„Ach, die warten auf Freyer! Jedesmal treibt er's so. Da hat er sich wieder auf Seitenwegen herumgeschlichen, damit er niemand sehen muß, und die armen Leute stehen und warten umsonst! — Ich hab's ihm schon so oft gesagt, er solle nicht so streng sein! Die Leute wären ja glücklich, wenn er ihnen nur ein freundliches Wort gönnte — aber er kann diese Scheu nicht überwinden. Er könne sich nicht als Christus verehren lassen, wenn die Rolle ausgespielt sei. Er dürfe das, was die Menschen für Christus empfinden sollten, nicht auf seine Person übertragen lassen —! Das ist seine Ansicht.“

„Das ist groß und heilig gedacht, aber hart für uns sterbliche Menschen, die wir uns so gern an das Sichtbare klammern. Es ist ja unmöglich, den Eindruck der Rolle nicht auch auf den Darsteller zu übertragen, noch dazu bei einer Persönlichkeit wie die Freyers!“

Ludwig Groß nickt verständnisvoll: „Ja, man hat diese Erfahrung schon von alters her gemacht. Ein irdisch Pfand bedarf der Glaube, sagt unser großer Dichter, und Freyers Darstellung ist ein solches Pfand, eine Bürgschaft, deren segensreiche Kraft gewiß jeder empfindet.“

Die Gräfin drückt Ludwig leidenschaftlich die Hand.

„Ich habe Leute gesehen,“ fährt Ludwig fort, „die froh waren, wenn sie nur Freyers Gewand berühren durften, als könne es ihnen Heilung bringen, wie das wirkliche Kleid Christi! Würde Christus, wenn er diese fromme Täuschung sähe, da nicht auch ausrufen: ‚Weib, dein Glaube hat dir geholfen!‘?“

Eine tiefe Röte steigt in dem Gesicht der Gräfin auf, und unaufhaltsam brechen ihr die kaum zurückgedrängten Thränen hervor. Sie stützt sich fest auf Ludwigs Arm, und er fühlt das mächtige Pochen ihres Herzens. — Es erbarmt und bewegt ihn! Er sieht es wohl, auch sie ist eine franke Seele, die hier Heilung sucht, und wenn sie diese nicht findet, zu Grunde geht! „Sie soll dir werden, arme Frau! — Wie reich du auch bist, du bist doch arm — und wir wollen dir geben was wir können!“ denkt er bei sich selbst.

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, pilgern die Beiden nebeneinander heim. — Wie eine verlorene, wiedergefundene Heimat begrüßt die Gräfin nun das alte Haus. —

Der Vater Groß steht unter der Thür, nimmt ihr den Shawl ab und trägt ihn ihr nach ins Zimmer.

Josepha ist schon zurückgekommen und hat erzählt, die Gräfin sei unpaßlich.

„Es ist doch nicht schlimm?“ fragt er besorgt.

„Nein, Herr Groß, ich bin wohl — aber ich kann nicht fort, ich muß diese Menschen kennen lernen — ich kann mich jetzt nicht von diesem Eindruck losreißen!“

Sie sinkt auf einen Stuhl, wirft sich mit dem Kopf auf den Tisch und schluchzt wie ein Kind. „Verzeihen Sie mir, Herr Groß, aber ich kann nicht anders!“ spricht sie mühsam unter Thränen.

Da legt ihr der Alte väterlich die Hand auf die Schulter. „O weinen Sie sich nur aus, das sind wir schon gewohnt, da brauchen Sie sich nicht zu genieren!“ Und er zieht sich leise in die Werkstatt zurück.

Auch Ludwig ist verschwunden.

Josepha kommt herein, um zu fragen, ob sie wieder auspacken solle, die Sachen seien oben auf ihrem Zimmer.

„Ja,“ sagt die Gräfin, „und die Wagen sollen nach München zurückfahren, bis ich sie wieder brauche.“

„Der Herr Prinz haben den Kammerdiener für die Frau Gräfin hiergelassen!“ berichtet Josepha.

„Was soll der hier? Auch er fährt heim! Alles soll fort — ich will niemand hier, als dich!“ befiehlt die Gräfin streng und verbirgt wieder das Gesicht in ihr Tuch. Josepha geht, die Befehle zu bestellen. Wo mag Ludwig Groß sein, er wäre ihr jetzt ein Bedürfnis, wo sie so allein ist mit dem übervollen Herzen! — Er hatte recht in allem, er hat es ihr gesagt, daß sie hier weinen lernen wird, er hat ihr zuerst den Geist Ammergaus verständlich gemacht. Ehre und Dank sei ihm, er hat nichts verheißen, was sich nicht erfüllt hat. Er ist echt und zuverlässig durch und durch! Aber wo bleibt er nur, ahnt der sonst so feinsüßliche Mensch nicht, daß er ihr jetzt gerade eine Wohlthat wäre — gerade jetzt? Oder blickt er noch tiefer und weiß, daß er nur der Ersatz wäre für einen Andern, nach dem sich ihre ganze Seele sehnt? Es ist so einsam. Im Hause und auf der Straße ist es wie ausgestorben. Alles ruht nach dem schweren Tag. —

Aber jetzt verdunkelt etwas von außen das Fenster, Ludwig Groß geht vorbei, auf den Eingang zu. Er bringt jemand mit — eine hohe dunkle Gestalt, weit über das niedere Fenster emporragend, scheu, rasch dahinschreitend, von einer Menge Menschen in ehrfurchtsvoller Entfernung gefolgt. Die Gräfin ist wie gelähmt. — Kommt er mit? Kommt er herein? — Sie vermag es nicht, aufzustehen

und nachzusehen — sie sitzt da mit gefalteten Händen, zitternd in demutsvoller Erwartung, wie Danae des Augenblicks harrete, wo eines Gottes Liebe im Goldregen auf sie niederflutete. — Jetzt — Schritte in der Werkstatt — es sind die Schritte von Zweien —! Eine Ewigkeit brauchen sie durch den langen Raum — aber wirklich! Sie gehen auf ihr Zimmer zu — es kommt näher — es klopft! — Sie hat kaum den Atem, „herein“ zu rufen. Sie will es nicht glauben — aus Angst vor der Enttäuschung. Sie sitzt noch immer regungslos am Tisch — Ludwig Groß öffnet die Thür, um den Andern vorausgehen zu lassen — und herein tritt Freyer. Er bückt sich ein wenig, um den Kopf nicht anzustoßen, aber das wäre nicht nötig gewesen, denn, Welch ein Wunder! Vor den Augen der Gräfin wächst die Thür, steigt die Zimmerdecke höher und höher über ihm.

Wie eine Kuppel wölbt sich's über seinem Haupt — wo ist das kleine niedere Zimmer hin? Ein weiter hoher Raum umfängt ihn von blendendem Glanz erfüllt. — Und Farben spielen vor ihren Augen, Gestalten schweben auf und nieder, sind es bunte Schatten oder Engel? Sie weiß es nicht, ihr Auge ist umflort — eine Sekunde lang hört sie auf zu denken. — Dann ist es, als ob sie erwache aus einem tiefen Schlaf, in dem sie genachtwandelt habe — denn sie findet sich plötzlich Freyer gegenüber, er hält ihre beiden Hände in den seinen, und seine Augen ruhen in den ihren — stumm, wortlos! —

Dann ermannt sie sich, und das erste Wort, das sie spricht, gehört Ludwig: „Daß Sie mir den Mann bringen —!“ sagt sie und läßt die Hände Freyers los, um

dem zu danken, der ihr Sehnen so wunderbar erraten! — So groß die Gabe — so groß der Dank — und hier ist beides unermesslich! — Sie weiß es fast nicht, wer ihr in diesem Augenblick mehr ist, der, welcher ihr dies Gnadengeschenk brachte, oder das Geschenk selbst! Aber von dieser Stunde an ist Ludwig Groß ihr Wohlthäter.

„Daß Sie mir den Mann bringen —“ wiederholt sie, denn sie weiß nichts weiter zu sagen — in dem einen Wort liegt alles! Hätte sie die Beredsamkeit der ganzen Welt besessen, es wäre für Ludwig nicht so viel gewesen, wie das eine Wort und der Blick, der es begleitete. — Dann, wie ein Kind an Weihnacht, das, nachdem es gedankt, glücklich zu seinen Herrlichkeiten zurückkehrt, so wendet sie sich wieder zu Freyer.

Aber wie das Kind schüchtern vor der Ueberfülle der Gaben steht — und in der ersten Ueberraschung nicht wagt sie zu berühren, so steht sie nun schüchtern, keines Wortes mächtig vor ihm da, und nur ihr Auge redet und die Thräne, die über ihre Wange rinnt. —

Er sieht ihre tiefe Erschütterung, er beugt sich gütig zu ihr herab und nimmt wieder ihre Hände in die seinen. Noch zittert — sie fühlt es — jeder Nerv in ihm, von der furchtbaren Anstrengung — und wie es nach dem Regen feucht von den Bäumen schauert, so stehen seine Augen noch in Thränen, und sein Gesicht ist schweißbedeckt.

„Wie soll ich Ihnen danken, daß Sie kommen nach dieser Anstrengung!“ beginnt leise die Gräfin.

„O, Frau Gräfin,“ sagt er mit unbeirrbarer Wahrhaftigkeit, „das habe ich meinem Freund Ludwig zuliebe gethan — er hat darauf bestanden.“

„Also nur dem Freund zuliebe!“ denkt die Gräfin und steht gesenkten Hauptes vor ihm.

Jetzt ist er der König — und sie, die Königin ihrer glänzenden Sphäre, sie ist jetzt nichts als ein armes, hoffendes, zagendes Weib!

Von ihr ab fällt in diesem Augenblick aller Tand ihrer Weltherrlichkeit — zum erstenmal in ihrem Leben steht sie einem Menschen gegenüber, wo sie die Bettlerin ist und er der Gewährende! Welch ein Gefühl! Demütigend und beseligend, beschämend und berauschend zugleich! An dem einen Wort hat sie es erkannt, — was ist für diesen Mann der Nimbus einer Reichsgräfin Wildenau mit ihrer geschlossenen Krone und ihren Millionen? — Für Joseph Freyer gibt es nur eine Aristokratie — die des Heiligen, in dieser ist er gewohnt sich zu bewegen — und wenn er diese verläßt, um eines irdischen Weibes willen, so steigt er herab zu ihr und stünde sie nach weltlichen Begriffen noch so hoch über ihm!

Aber wie arm und klein sie sich jetzt auch ihm gegenüber fühlt, — wie auch die Fürstenkrone und der Glanz ihres Goldes in nebelgrauer Ferne verblaßt und verschwindet — eines bleibt ihr und dessen ist sie sich bewußt — ihr weiblicher Reiz, und dieser muß wirken, sei sie eine Königin oder das Kind eines Holzfällers! „Wohlan, für die irdische Krone, die du mir vom Haupt genommen, sollst du mir deine Dornenkrone geben, stolzer Mann, und ich werde doch Königin sein!“ so denkt sie und die alte Stammutter Eva rührt sich in ihr und ein berausgender Hauch weht aus dem Garten des Paradieses herüber. Aber nicht

um einer gemeinen Regung der Eitelkeit und Begehrlichkeit willen, nein, sie will geliebt sein, um beglücken zu können. Das ist die Art des großen Weibes, daß es seine Macht üben will, nicht um zu empfangen, sondern um zu geben, dann aber gibt es auch ohne Maß und Ziel! — Schnell denkt der Kopf — aber noch schneller das Herz! Ehe der Kopf noch Zeit hat, den Gedanken zu fassen, ist das Herz schon damit fertig. — Nicht länger hat die Gräfin gebraucht, um das alles in sich durchzuleben, als Freyer still das Auge auf sie geheftet hielt. Jetzt plötzlich senkt er die Wimper und sagt mit gedämpfter Stimme: „Ich glaube, Frau Gräfin, wir haben uns schon gesehen!“

„Bei meiner Ankunft, Freitag abend. Sie standen oben auf dem Berg, während ich am Fuße vorbeifuhr. Nicht wahr?“

„Ja,“ haucht er kaum hörbar und es liegt etwas wie ein Einverständnis — eine süße Vertraulichkeit darin, daß er dies „Ja“ — so leise spricht. Sie fühlt das und ihre Hand umschließt mit sanftem Druck die seine fester.

Da hebt er die Wimper wieder und sieht sie ernst fragend an, und ihr ist als fühle sie einen Puls klopfen, an der Stelle der Hand, wo das Wundenmal war — die Mahnung verfehlt ihre Wirkung nicht.

„Christus, mein Christus!“ flüstert sie reuig, denn ihr ist, als hätte sie eine Sünde begangen, daß sie mit irdischem Wunsch den Gottgesandten gestreift. Er ist ja gekreuzigt, gestorben und begraben! Er wandelt nur auf Erden wie ein Geist, dem es vergönnt ist, von Zeit zu Zeit wiederzukehren und eine kurze Frist unter den Lebenden zu weilen.

Wer kann einen Abgeschiedenen besitzen, wer einen Schatten ans Herz drücken? Und ein Schmerz ergreift sie, eine Wehmut, wie wenn wir von der Wiederkehr eines geliebten Verstorbenen träumen und uns ihm schluchzend an die Brust werfen, während wir uns bewußt sind, daß es nur ein Traum ist! Aber wenn es nur ein Traum, soll sie ihn nicht träumen mit ihrer ganzen Seele? Wenn sie weiß, daß er ihr nur auf Augenblicke gegönnt ist, soll sie in diese nicht die Liebe eines ganzen Lebens zusammendrängen, mit um so süßerer, um so schmerzlicherer Gewalt?

„Nach uns die Sündflut,“ sagt die Liebe zum Augenblick, — und die, welche es nicht sagt, ist keine Liebe.

Aber in diesem Augenblick, die Gräfin fühlt es, liegt der Keim von etwas Unvergänglichem, und wenn er vorüber, beginnt für sie — nicht die Vernichtung — sondern die Ewigkeit. — Vor dieser hat sie sich zu verantworten, was sie mit dem Augenblick angefangen!

Ludwig Groß steht am Fenster, er will es nicht belauschen, was die stumme Sprache dieser Augen sich vertraut. Er hat es mit feinem Instinkt erkannt — hier waltet ein geheimnisvoller Zusammenhang, in den kein Dritter gehört! Sie sind allein — so gut wie allein, und noch spricht keines ein Wort, nur die thränenschweren Blicke klagen sich das Leid, was er erduldet, was sie anschauend mitgelitten.

„Komm, du Armer!“ hallt es in ihrem Herzen nach, und sie läßt keine eine Hand los, um die andere mit beiden Händen desto fester umschlingen zu können. Da fällt ihr ein leichtes Zucken auf: „Schmerzt Sie die Hand noch —

von dem furchtbaren Nagel, der Ihnen so natürlich in das Fleisch getrieben zu sein schien!"

„O nein, das würde nicht wehe thun, der Nagel geht zwischen den Fingern durch, und der breite Kopf ist nach der Mitte der Handfläche umgebogen. Aber heute faßte mir Joseph von Arimathia beim Herausziehen des Nagels aus Versehen das Fleisch mit, so daß ich vor Schmerz die Zähne zusammenbiß!“ sagt er lächelnd und zeigt ihr die Wunde: „Sehen Sie? Nun bin ich wirklich stigmatisiert!“

„Mein Gott, da ist ja ein ganzes Stück Fleisch herausgerissen, und das hielten Sie aus, ohne zu zucken?“

„Nun, das versteht sich doch von selbst!“ sagt er einfach.

Ludwig sieht starr zum Fenster hinaus. Die Gräfin hat die verletzte Hand sanft nah und näher gezogen, plötzlich alles vergessend in einem unnennbaren Gefühl beugt sie sich herab und haucht, ehe er's wehren kann, einen Kuß auf das blutige Stigma.

Joseph Freyer ist zusammengezuckt, wie vom Blitz getroffen. Er hat die Hand zurückgezogen und geschlossen wie vor einer zu reichen Gabe, die er nicht annehmen dürfe. Eine heiße Röthe ergießt sich über seine Stirn, seine Brust hebt und senkt sich gewaltsam, er muß sich an einem Stuhl halten, um nicht umzusinken. Aber aus seinem Auge bricht ein Strahl unbewußt auflosender Leidenschaft, ein Strahl — verzehrend und doch lebenspendend — ein Prometheusfunke!

„Sie sind müde — verzeihen Sie, daß ich nicht längst bat, sich zu setzen!“ sagt die Gräfin, sich mühsam beherrschend, und winkt Ludwig Groß herbei, um ihn nicht länger so allein stehen zu lassen.

„Nur einen Augenblick —“ flüstert Freyer, gleich ihr nach Fassung ringend, und läßt sich nieder. Die Gräfin gibt ihm Zeit, sich zu sammeln. Sie sieht seine furchtbare innere Bewegung. Sie würde sich jetzt vielleicht der raschen That schämen, wenn sie sich nicht bewußt wäre, wie sie es meinte — denn was sie in diesem Augenblick gefühlt, war zu heilig, als daß er es hätte mißverstehen können. Und er hat es auch nicht mißverstanden, aber — es hat ihn überwältigt.

Ludwig, der die Situation vollkommen durchschaut, stellt mit gewohntem Takt die Unbefangenheit wieder her: „Freyer ist heute besonders angegriffen, er sagte mir's erst auf dem Heimwege, daß man ihn wieder leblos vom Kreuz genommen habe.“

„Um Gottes willen, ist das öfter der Fall?“ fragt die Gräfin.

„Ja leider,“ sagt Ludwig bekümmert.

„Das ist ja schrecklich — Ihr Vater erklärte mir schon, das lange Hängen am Kreuz sei so gefährlich. Kann man denn da gar nichts thun, um es ihm zu erleichtern?“

„Das könnte man schon,“ meinte Ludwig, „wenn man statt eines gerundeten Kreuzes ein flaches nehmen dürfte. Früher hat es ihn nicht so angestrengt, da hatten wir ein glattes eckiges Kreuz. Aber dann sagte uns eine archäologische Autorität, daß die Kreuze jener Zeit von halbrunden Stämmen gezimmert waren, und diese Wölbung, über die der Rücken nun ausgespannt wird, dehnt ihm die Glieder zu sehr.“

„Das glaube ich!“ ruft die Gräfin entsetzt. „Weshalb wendet man denn aber auch ein solches Folterwerkzeug an?“

„Er will es ja selbst nicht anders, der historischen Richtigkeit zuliebe.“

„Und wenn Sie nun aus einer solchen Erstarrung nicht wieder erwachten?“ fragt die Gräfin vorwurfsvoll.

Da hebt Freyer, sich ermannend, den Kopf: „Was könnte mir denn Schöneres geschehen, Frau Gräfin, als am Kreuz zu sterben, wie mein Erlöser? Das ist alles, was ich mir wünsche!“

„Alles?“ wiederholt sie, und eine schmerzliche Eifersucht befällt sie, Eifersucht auf das Kreuz, dem er sein Leben hingeben möchte! — Und sie senkt einen Blick in sein dunkles Auge, einen süßen, verlangenden — tödlichen Blick — einen vergifteten Pfeil, dessen Wirkung sie kennt. Sie gönnt ihn dem Marterpfahl nicht, dem toten, hölzernen, der nicht fühlt, der nicht liebt, der ihn nicht begehrt wie sie! Und der wirkliche Christus? Der ist zu groß, um solch ein Opfer zu verlangen — tauscht er doch zwei Seelen für die eine, denn in seinem Abbild liebt sie ja ihn! — Er hat ihr die blutig gezeichnete Hand geschickt, sie den Weg zu ihm zu führen, — er kann es nicht wollen, daß sich ihr diese Hand wieder entzieht, bevor der Weg zurückgelegt.

„Sie sind ein Märtyrer im wahren Sinne des Wortes,“ sagt sie. Ihre Blicke scheinen zu forschen, ob der Pfeil von vorhin getroffen. Er aber hat seitdem die Lider gesenkt und sieht zu Boden.

„O Frau Gräfin,“ sagt er ablehnend, „daß man eine halbe Stunde hindurch seine Gliedmaßen ausrenkt, macht den Märtyrer noch nicht aus. Das ist ein Schmerz, der Ehre bringt, und die Genugthuung, andern zu nützen. Aber

manche, wie mein Freund Ludwig und andere meiner hiesigen Landsleute, bringen unserer Sache im geheimen Opfer an Lebensglück, die kein Publikum sieht und beflätigt, und die keinen Ruhm erringen als vor sich selbst und Gott! — Das sind Märtyrer, Frau Gräfin! — Ich bin nichts, als ein eitler, verzogener, sündiger Mensch, der genug zu thun hat, sich von dem Beifall der Welt nicht verblenden zu lassen und seiner Aufgabe würdig zu werden!“

„Zu werden!“ wiederholt die Gräfin. „Nun, ich dünkte, wer so spricht, der ist es schon!“

Da hebt Freyer den Blick empor, daß es der Gräfin ist, als höbe er sie mit hinauf. „Wer dürfte sagen, daß er dieser Aufgabe würdig sei? Das müßte ein Heiliger sein! — Alles, was ich hoffen kann, ist, daß Gott sich auch des unvollkommenen Werkzeugs bedient, um seine Wunder zu thun, und daß er mir den guten Willen für die That anrechnet — sonst müßte ich heute diese Rolle niederlegen!“

Die Gräfin ist tief bewegt.

„O Freyer, wunderbarer, gottbegnadeter Mann! Für uns sind Sie der Erlöser und gegen sich selbst sind Sie so hart!“

„Frau Gräfin, sprechen Sie nicht so! Ich darf das nicht hören! Ich will nicht zu allen meinen Sünden auch noch die fügen, daß ich meinen Herrn in seinem Gewand um das bestehle, was allein ihm zukommt! Sie ahnen nicht, wie es mich ängstigt, wenn mir die Menschen diese abgöttische Verehrung zeigen, ich möchte es ihnen immer zurufen: Verwechselt mich doch nicht mit ihm — ich bin's

ja nicht, ich bin nichts anderes als das Holz — oder der Marmor, aus dem ein Christusbild gemeißelt wird — und dazu ein schlechtes Holz und ein Marmor, der Flecken hat! Und wenn sie mir es nicht glauben und fortfahren, die Liebe, die sie für Christus haben sollen, auf mich zu übertragen — dann hab' ich das Gefühl, daß ich zum Dieb an meinem Herrn geworden, und kein Mensch weiß, wie ich es büße!“ Er springt auf. „Deshalb gehe ich auch so wenig wie möglich unter Menschen, — und wenn ich einmal inkonsequent bin, so bereue ich es, denn dann ist mein Frieden wieder für lange gestört!“

Er nimmt seinen Hut. Jetzt erscheint sein ganzes Wesen verändert, das ist jene keusche Strenge, mit der er die Händler aus dem Tempel treibt, und die Gräfin erbleicht, ins Innerste zurückgeschreckt von der starren Haltung.

„Sie gehen?“ fragt sie leise mit bebender Stimme.

„Es ist Zeit, Frau Gräfin!“ sagt er milde, aber mit einer unnahbaren Hoheit, die der Gräfin das Wort auf den Lippen ersterben läßt, das ihn bitten sollte, länger zu bleiben.

„Erlaucht werden morgen abreisen?“

„Frau Gräfin bleiben einige Zeit hier!“ sagt Ludwig Groß und drückt leise den Arm des Freundes, wie eine Mahnung, der Gräfin nicht wehe zu thun.

„Ah so,“ sagt Freyer gedankenvoll, „dann sehen wir uns vielleicht noch.“

„Ich bin Ihnen die Antwort auf das schuldig geblieben, was Sie heute sprachen — wollen Sie mir gestatten, sie

Ihnen morgen zu geben?" fragt die Gräfin leise, und ein stiller Schmerz malt sich um ihren Mund.

„Morgen spiele ich wieder den Christus, Frau Gräfin, — aber es findet sich wohl in diesen Tagen einmal Gelegenheit!“

„Wie Sie wollen — leben Sie wohl!“

Freyer verneigt sich ehrerbietig, aber so fern, als denke er nicht daran, daß die Gräfin ihm die Hand geben könne.

Ludwig dagegen reicht ihr unbefangen und wie um des Freundes Fehler gut zu machen, die Rechte. Sie ergreift sie und spricht leise und rasch: „Bleiben Sie!“

„Ich will nur Freyer hinausgeleiten, dann komme ich, wenn Sie gestatten.“

„Ja!“ sagt sie und entläßt Freyer mit stolzer Handbewegung. Dann aber wirft sie sich auf den Stuhl am Tisch und bricht in ein heftiges Weinen aus. Sie hat immer nur Männer um sich gehabt, die um ihre Gunst warben wie um eine königliche Gnade. Und hier — hier ist sie die Verschwächte, und von wem? Der niedere Mann, — der Plebejer! — Nein, es gibt ihr einen Stich durchs Herz, als sie ihn so nennen will, wenn er ein Plebejer ist, dann war Christus auch einer. Auch Christus stammte aus dem Volke — das Ideal der Menschheit ward in einer Krippe geboren! Sie kann ihm nur einen Stolz entgegensetzen, den des Weibes, nicht aber den der hochgeborenen Dame. Und — auch das kann sie nicht! — Wie oft hat sie ihr Herz weggeworfen, ohne Liebe! Für das Linsengericht einer Eitelkeit oder einer angenehmen Situation, wie der Prinz vorgestern sagte, hat sie das Erstgeburtsrecht der heiligsten

Gefühle verkauft. — Worauf darf sie stolz sein? Daß sie zum erstenmal wahrhaft liebt? Soll sie sich an dem Manne, der dies göttliche Gefühl in ihr erweckt hat, durch Hochmut rächen, weil er es nicht mit ihr teilt? Nein, das wäre klein und undankbar. Was aber kann sie thun? Er ist ihr so überlegen in seiner wunschlosen Schlichtheit, so unantastbar! — Sie ist gefangen in seiner Größe, ihre Waffen sind machtlos gegen ihn. Wie sie sich auch umsieht nach einem Halt, an dem sie sich über ihn erheben könnte, jede Stütze ihres früheren Scheinlebens zerbricht ihr in der Hand vor der großen, ungeheuren Wahrheit dieser Erscheinung. Sie kann nichts thun, als lieben und leiden und es hinnehmen, wie er es über sie verhängt!

Es hat an die Thür geklopft, fast mechanisch ruft sie herein.

Ludwig Groß tritt leise ein und nähert sich ihr. Sie spricht kein Wort, sie streckt nur die Hand nach ihm aus, wie der Kranke nach dem Arzt. Er tritt neben sie hin. Mit der Teilnahme und dem Verständnis des Selbstleidenden ruht sein Auge auf der weinenden Frau. Sie aber überkommt in seiner Nähe eine unendliche Beruhigung. Dieser Mann läßt ihr kein Leid geschehen! So weit seine Macht reicht, so weit ist sie geborgen.

Sie sieht ihn an, wie um Hilfe flehend — und er versteht sie.

„Freyer war heute ungewöhnlich erregt,“ sagt er, „ich weiß nicht, was in ihm vorging. So sah ich ihn noch nie! Als wir in den Garten traten, fiel er mir um den Hals, als wäre etwas Außerordentliches geschehen; dann stürzte

er fort, als brenne ihm der Boden unter den Füßen — natürlich nach der entgegengesetzten Richtung seines Weges, denn die ganze Straße stand voll Menschen, die auf ihn warteten.“

Die Gräfin lauscht diesen Worten mit gespanntem Atem.

„War er schon so, als Sie ihn holten?“ fragt sie.

„Nein, da war er wie immer, still in sich gesammelt und müde.“

„Was hat ihn denn aber plötzlich so verwandelt?“

„Ich glaube, Frau Gräfin, Ihr Wesen hat einen Eindruck auf ihn gemacht, mit dem er erst fertig werden muß. Sie haben ihn aus dem Geleise gebracht, jetzt kennt er sich nicht mehr aus.“

„Aber ich — ich habe ja so wenig gesprochen — ich begreife nicht —“ sagt die Gräfin errötend.

„Es kommt nicht immer darauf an, was man sagt, sondern was man nicht sagt, Frau Gräfin. Das Unausgesprochene ist für tiefe Seelen oft mehr, als Worte!“

Die Gräfin schlägt die Augen nieder und hält still Ludwigs Hand.

„Glauben Sie, daß er —“ sie braucht nicht zu vollenden, Ludwig erspart es ihr.

„Wie ich Freyer kenne — kommt er entweder nie — oder morgen wieder!“

Neuntes Kapitel.

Beichen und Wunder.

Die große Anzahl von Fremden, die gestern keine Billets mehr bekamen, haben eine zweite Vorstellung notwendig gemacht. Die Gräfin hat ihr nicht beigewohnt. Für sie ist es kein Schauspiel, sondern ein Erlebnis gewesen — eine Wiederholung würde es zum Schauspiel machen. Sie hat sich den Tag über verborgen gehalten wie eine Gefangene, um nicht wieder Bekannten in die Hände zu fallen. Jetzt verkündet fernes Wagengerassel das Ende der Vorstellung. Es ist ein wonnevoller Herbstabend. Die Familie Groß kommt heimkehrend ans Fenster und wundert sich, die Frau Gräfin noch im Zimmer zu finden. Aus der Werkstatt tönt leises Schluchzen. Die übrigen Fremden des Hauses kommen aus der Vorstellung zurück und zahlen wie jeder ihren Tribut an Thränen. Ein Amerikaner war heute zum zweitenmal darin. Er sitzt weinend in einem Winkel auf der Ofenbank und sagt, es sei noch ergreifender gewesen als gestern. Der alte Groß bestätigt es: Joseph Freyer habe gespielt wie noch nie!

Die Gräfin hört es drin im Zimmer und es berührt sie eigentümlich. Warum hat er gerade heute gespielt wie noch nie?

Es klopft leise an die Thür.

Ein Blutstrom schießt der Gräfin ins Gesicht — sollte er —? Er könnte von der anderen Seite durch den Garten gekommen sein, um den Leuten auszuweichen. „Herein!“ ruft sie.

Es ist Josepha, ein Telegramm in der Hand. „Der Bote wartet, ob er Antwort mitnehmen soll.“

Die Gräfin öffnet es und liest. Es ist vom Prinzen: „Bitte um Antwort, ob ich Diner absagen soll.“

„Es ist gut. Ich werde die Antwort hinschicken.“

Josepha geht.

„Wenn nur Ludwig da wäre!“ denkt die Gräfin. „Er wartet gewiß auf Freyer, um ihn wieder wie gestern mitzubringen.“

Das Herz klopft ihr atemraubend. Eine Viertelstunde um die andere vergeht. Endlich kommt Ludwig — aber allein.

Die Gräfin sitzt am offenen Fenster und Ludwig macht bei ihr Halt.

„Nun, wie war's heute?“

„Großartig,“ sagt Ludwig. „So habe ich Freyer noch nie gesehen. Heute war er vollendet, geradezu überirdisch! Es ist schade, daß Sie nicht dort waren.“

„Frag er nach mir?“

„Ja, ich erklärte ihm, daß Sie es nicht zum zweitenmal sehen wollten — und aus welchem Grunde. Da nickte er und sagte: ‚Das freut mich von der Dame!‘“

„Also — wir verstehen uns!“ Die Gräfin holt tief Atem. „Schlugen Sie ihm vor, mit herauszukommen?“

„Nein, das glaubte ich der Frau Gräfin nicht thun zu dürfen — jetzt muß er aus freiem Antrieb kommen, sonst würden sich Frau Gräfin etwas vergeben.“

„Sie haben recht — ich danke Ihnen!“ sagt die Gräfin bleich und beißt sich auf die Lippen. „Glauben Sie, daß — er noch kommt?“

„Leider, nein — er ging direkt nach Hause.“

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Gewiß, Frau Gräfin.“

„Besorgen Sie mir ein Telegramm. Ich habe morgen ein Diner zu Hause und möchte telegraphieren, daß ich komme.“

„Frau Gräfin wollen nicht mehr hier bleiben?“

„Nein!“ sagt sie mit einem Tone, scharf und schneidend wie ein Messer, das man sich selbst ins Herz stößt. „Kommen Sie herein, bitte!“

Ludwig folgt dem Befehl, und sie schreibt mit der Haltung einer Königin, die ein Todesurteil unterschreibt:

„Erbprinz von Metten-Barnheim, München. Komme morgen fünf Uhr. Diner kann stattfinden. Mabeleine.“

„Hier, wenn Sie so gut sein wollen,“ sagt sie und gibt Ludwig das Blatt.

Dieser sieht sie ernst an, als wolle er sagen: „Wenn's dich nur nicht reut!“ Aber er kleidet die Frage in ein bescheidenes: „Soll ich das gleich besorgen?“

„Ja, bitte!“ sagt sie und es liegt etwas so Kaltes in ihrem ganzen Wesen, daß Ludwig erschrickt.

„Ist das echte Herzenswärme, die so rasch gefrieren kann?“ fragt er sich. Die Gräfin fühlt den stummen Tadel und die Enttäuschung in dem Wesen Ludwigs. Und sie fühlt, daß er recht hat. Sie ruft ihn zurück, da er sich der Thür nähert. „Geben Sie her,“ sagt sie und nimmt ihm das Telegramm ab, „ich will mir's doch noch überlegen.“ Dann blickt sie in das Auge des edlen Menschen, das sich nun wieder für sie erhellt. „Sie verstehen mich besser als ich selbst!“ sagt sie ernst und reicht ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen für das Wort — es macht mich stolz, Frau Gräfin!“ sagt Ludwig mit glücklichem Ausdruck und legt das Telegramm auf den Tisch. „Jetzt will ich, Erlaucht, aber nicht stören, damit Sie überlegen können, was Sie thun wollen.“

Ludwig hat das Zimmer verlassen. Es dämmt. Die Gräfin sitzt am Tisch und hat die kleine Hand auf dem Telegramm geballt liegen.

„Die Ammergauer üben, ohne es zu wissen, einen moralischen Zwang aus, der unwiderstehlich ist. Es ist eine Macht der Wahrheit in diesen Menschen, daß man sich nicht einmal selbst belügen kann in ihrer Gegenwart!“ sagt sie halb trotzig und halb bewunderungsvoll. Was nun thun? Ihr ferneres Hierbleiben und das Absagen des Diners ist ein Bruch mit der ganzen Gesellschaft. Wer aber dankt ihr hier ein solches Opfer? Wer fragt hier nach der Gräfin Wildenau? Sie ist eine von den Tausenden, die kommen und gehen, und eine große Erinnerung mitnehmen, ohne einem dieser Menschen eine solche zu hinterlassen. Welche Verantwortung bürdet sie ihnen auf, wenn sie diesem Eindruck eine Tragweite gibt, die jene weder beabsichtigt, noch geahnt haben. Man muß den Menschen keine Opfer aufdringen, nach denen sie nicht begehren!

Sie stützt unmutig den Arm auf den Tisch. Und doch — jetzt, in dieser Stimmung, in das prosaische, oberflächliche Treiben zurück, nachdem sie gestern von Angesicht zu Angesicht die Gottheit zu schauen gemeint? Kann sie es noch? Hätte der stumme Vorwurf in

Ludwigs Blick dann nicht recht? Sie legt sinnend das schöne Gesicht in die Hände.

Sie hatte es nicht bemerkt, daß jemand an die Thür pochte, ein Wagen fuhr in der Entfernung vorüber und vor dem Gerassel hörte man nichts. Aus demselben Grunde öffnet auch der, welcher geklopft, leise die Thür, weil er glaubt, das „Herein“ nicht vernommen zu haben. Die Gräfin hebt auf das Geräusch den Kopf — Freyer steht vor ihr.

„Sie kommen — Sie kommen doch!“ ruft sie und springt auf, seine Hand zu fassen, damit er ihr nicht wieder entschwinde, der süße, der selige Traum!

„Verzeihen Sie, wenn ich störe,“ spricht er leise und schüchtern, „ich — ich wäre nicht gekommen — doch es litt mich nicht zu Hause, ich war heute so erregt! Als es dunkel wurde, trieb es mich hier in der Nähe herum — ich war, ich hatte —“

„Sie hatten das Bedürfnis der Aussprache mit einer verständnisvollen Seele, und das trieb Sie in meine Nähe, nicht wahr?“

„Ja, Frau Gräfin! Aber ich würde es dennoch nicht gewagt haben, herein zu kommen, wenn nicht —“

„Nun?“

„Ludwig begegnete mir und sagte, Erlaucht wollten fort —“

„Ah — und das that Ihnen leid?“

„Ich wollte Ihnen wenigstens noch Adieu sagen und Ihnen danken für alles, was Sie an meiner unglücklichen Verwandten, der Josepha, thun!“ sagt er ausweichend. „Ich habe es leider gestern versäumt, ich war so befangen!“

„Sie sind nicht wahr gegen mich, Herr Freyer!“ sagt die Gräfin und winkt ihm sich zu setzen. „Dieser Dank kommt Ihnen nicht von Herzen, denn es ist Ihnen ganz gleichgültig, was ich für Josepha thue. Es war nur der Vorwand, zu mir zu kommen — weil Sie sich das, was Sie wirklich hertreibt, nicht eingestehen wollen. Hab' ich nicht recht?“

„Frau Gräfin,“ sagt Freyer in höchster Verwirrung und will aufstehen.

Sie legt sanft die Hand auf die seine und hält ihn zurück. „Bleiben Sie! Sie denken so streng in allem — wie denken Sie über die Wahrheit?“

Freyer schlägt die Augen nieder.

„Ist das wahr, wenn Sie sagen, Sie kämen, um mir für Josepha zu danken? Zieht Sie nicht das Gefühl her, daß von all den tausend Seelen, die im Laufe des Sommers an Ihnen vorüberzogen, vielleicht doch keine ist, die Sie und Ihre Aufgabe so verstehen dürfte, wie ich?“

Freyer faltet die Hände auf den Knien und neigt schweigend das Haupt.

„Und haben Sie vielleicht nicht an mich gedacht, wie ich an Sie, alle die Tage her, seit sich damals am Berge unsere Augen begegneten, als habe uns eine höhere Macht einander gezeigt?“

Freyer schweigt, aber wie der übervolle Becher bei der geringsten Bewegung überläuft, so quellen ihm wieder die Thränen aus den Augen.

„Weshalb haben Sie mich so angesehen, von da oben herunter, und in dem Blick Ihre ganze Seele mit einer

Welt von Schmerz und Lust über mich ergossen, wie ein Blütenbaum den Vorübergehenden mit seinem Blütenregen überschüttet? Doch sicher nicht um eines erträglichen Frauenantlitzes willen, sondern deshalb, weil Sie fühlten, daß ich den Christus in Ihnen ahnte, und daß er es war, um dessentwillen ich kam. Ihr Blick sollte mir sagen: ‚Ich bin’s, den du suchst!‘ und ich glaubte Ihnen. Und als sich endlich die Verheißung erfüllt und der lang ersehnte Erlöser in Ihrer Gestalt vor mir stand, war es da Zufall, daß sein Seherauge mich unter den Tausenden von Köpfen herausfand, als er sagte: ‚In vielen Herzen wird es bald Tag werden?‘ Hatten Sie mich nicht gesucht, wie man einem Fremden nachforscht, dem man ein auf der Fahrt gegebenes Versprechen einzulösen hat?“

Freyer erhebt jetzt die dunkeln Augen groß und voll zu ihr, aber er spricht nicht.

„Und ist es wahr, daß Sie gestern nur gekommen sind, weil Ludwig es wollte, Sie, der trotz aller Bitten, Damen, welchen die Welt zu Füßen liegt, stundenlang auf seiner Treppe warten läßt? Sind Sie nicht gekommen, weil Sie ahnten, daß ich diejenige sein könnte, mit der Sie seit jener Begegnung ein unerklärlicher seelischer Zusammenhang verknüpfte?“

Freyer legt die Hand über die Augen, als wolle er nicht noch mehr daraus lesen lassen.

„Seien Sie wahr, Herr Freyer, es ist Ihrer und meiner unwürdig, uns eine konventionelle Komödie vorzuspielen. Ich muß deren in meinem Leben so viele mitmachen, daß ich endlich einmal Mensch mit Menschen sein möchte.“

Sagen Sie einfach, hab' ich richtig geurteilt — ja oder nein?"

„Ja!“ flüstert Freyer, ohne aufzusehen.

Sie zieht ihm sanft die Hand von den Augen. „Und heute — heute endlich — kommen Sie nur aus Dankbarkeit für Ihr Mündel?“ neckt sie im Uebermut einer wachsenden seligen Gewißheit.

Da faßt er die Hand, mit der sie die seine herabzog, und zieht sie erglühend an seine Lippen, dann, wie erschrocken, daß er sich so weit hinreißen ließ, streicht er die schwarzen Locken zurück, als hätten ihm diese die Sinne verwirrt, und schiebt seinen Stuhl weiter von ihr weg, um sich nicht noch einmal in Versuchung zu bringen. Sie läßt es geschehen, sie weiß jetzt, er ist doch in ihrer Gewalt — wie er auch kämpft, der Pfeil hat getroffen! — Aber groß und mächtig sind die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hat. Eine Koketterie würde an ihnen zu Schanden, nur die sittliche Kraft eines echten Gefühls kann mit ihnen in die Schranken treten, und dieser ist sie sich in nie gekannter Seligkeit bewußt. Noch einmal prüft sie sich und der rasche Blick schweift von der dornengeritzten Stirn der wunderbaren Gestalt vor ihr, hinab in die Tiefen ihrer Seele, sie liebt ihn wahrhaft, es ist kein Spiel, das sie mit ihm treibt, sie will sich heiligen in seiner Liebe, wie Maria Magdalena! — Aber sie ist die Magdalena im ersten Stadium. Wäre Christus ein Mensch gewesen und erreichbar wie dieser, was hätte da wohl der Büsserin Herz für Wandlungen erlitten, bis es zur wahren Läuterung durchgeglüht gewesen wäre?

„Herr Freyer,“ beginnt die Gräfin leise und leidenschaftlich, „Sie sagten gestern, es ängstige Sie, wenn Menschen Ihnen abgöttische Verehrung zeigten, und Sie meinten, damit Ihrem Herrn etwas zu nehmen! Herr Freyer, können wir irgend einem Menschen auf Erden etwas geben, ohne es Gott zu geben?“

Freyer horcht hoch auf.

„Gibt es eine Seele, die Gott nicht gehört, die nicht von ihm ausgegangen, ein Teil seiner Kraft ist? und was einem Teile vom andern zufließt, — strömt es nicht im ewigen Kreislauf zum Schöpfer zurück? Wir können nichts nehmen, was nicht von Gott kommt, und nichts geben, was nicht zu ihm zurückkehrt. Kennen Sie das Prinzip der Erhaltung der Kraft?“

„Nein,“ sagt Freyer, beschämt, etwas nicht zu wissen, was er gefragt wird.

„Nun, das ist mit wenig Worten erklärt. Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß im All nichts verloren gehen kann, daß selbst eine scheinbar nutzlos vergeudete Kraft sich nur in eine andere umsetzt. So kann in Gott nichts verloren gehen — auch wenn es nicht direkt auf ihn Bezug hat — denn er ist das geistige All! Freilich, nicht jedes Gefühl erzeugt ein Werk Gottes, wie nicht jede Anstrengung in der Natur ein Produkt hervorbringt. Aber wie hier die angewendete Kraft nicht verloren ist, weil sie andere, wenn auch sekundäre Wirkungen erzeugt, so ist auch in Gott kein Gefühl der Liebe und der Begeisterung verloren, gelte es ihm auch nur in zweiter Reihe!“

„Sehr wahr!“

„Nun, also, wenn dem so ist, — wie kann ein Mensch zum Dieb an diesem Gott werden, der uns umfängt wie das All, aus welchem wir uns gestalten, in das wir uns wieder auflösen, in dem unsere Kräfte sich unverloren umsetzen in steter Wechselwirkung?“

Freyer stützt in tiefem Sinnen den Kopf auf die Hand.

„Und wenn nun gar ein Gefühl so tief in der Religion wurzelt, sich so direkt auf Gott bezieht, wie das, was die Menschen Ihnen, als seinem Darsteller, entgegenbringen — was können Sie sich dann noch für Strupel machen?“

„So habe ich noch niemand sprechen gehört! Verzeihen Sie meiner Kleinmütigkeit und Unwissenheit! — Ich bin ein armer, einfältiger Mensch — nicht wahr, Sie haben Nachsicht mit mir?“

„Freyer!“ sagt die Gräfin gerührt und reicht ihm trotz der größeren Entfernung die Hand.

„Sehen Sie, ich hatte keine Gelegenheit, eine höhere Schule zu besuchen, ich war so arm! Mit zwölf Jahren habe ich meine Eltern verloren und nur den notdürftigsten Unterricht gehabt. Alles, was ich weiß, habe ich erst später durch Lesen nachgeholt, und das ist natürlich lückenhaft und unzulänglich geblieben. Auf unseren Bergen, an unseren rauschenden Wassern, unter wilden Haselstauden, deren Früchte oft meine einzige Nahrung waren, bin ich aufgewachsen, die Weidpferde mit ihren Fohlen hab' ich gehütet. Draußen an der Gregoriikapelle, wo die Leine über die Felsen stürzt, da hab' ich meine Tiere auf den unabsehbaren Wiesen sich tummeln lassen, hab' mich in ein Feld von Genzianen geworfen und, auf dem Rücken liegend, in

den blauen Himmel hineingestarrt und gemeint, er müsse sich doch einmal aufthun, sie müsse sich ja endlich durchdringen lassen, die durchsichtige Schicht — wie's der Vogel meint, wenn er sich an der Glasscheibe den Kopf einrennt. — So hab' ich gelernt, Gott nachdenken! Und wenn mir's im Kopf und Herzen schwirren wollte, als sei ich zu etwas Besserem bestimmt, wenn mich ein Sehnen überkam, das mein einfältiges Grübeln nicht stillen konnte, dann fing ich mir eines meiner jungen Pferde an der Mähne ein, schwang mich auf seinen nackten Rücken und setzte mit ihm dahin über den weiten Plan, da fühlte ich mich als König!"

Er breitet die Arme aus, und jetzt, auf einmal, ist es ein anderes Gesicht — ein lachendes, übermütiges, freudestrahlendes, — wie sich die Schweden ihren Neck denken, den guten freundlichen Nix, in dem noch etwas vom mythischen Blute des nordischen Frühlingsgottes, Freyers Namensbruder, steckt. „Frau Gräfin — das war Poesie! Wer mir diese Zeit wiedergäbe, diese kindliche Unwissenheit, diese selige Hoffnung, diese Freiheit der Unschuld!"

Und jetzt wieder, wie die Bilder im Kaleidoskop, verwandelt sich sein Ausdruck, und eine düstere Melancholie breitet ihre Schleier über seine Stirn. „Vorbei — ach das ist alles vorbei! Meine leichtfüßigen Fohlen sind müde schwere Tiere geworden, die am Lastwagen ziehen, und ich — ich schleppe nicht minder schwer an der Last des Lebens.“

„Wie können Sie das sagen, in dem Augenblick, wo Sie, selbst ein Wunder, der Menschheit die Wunder Gottes offenbaren? Ist das nicht undankbar?"

„O nein, Frau Gräfin, ich bin dankbar! Aber so trenne ich mich nicht von meiner Rolle, daß ich glücklich sein könnte, während ich das Leiden meines Erlösers darstelle! Glauben Sie, ich habe nur die Worte auswendig gelernt? Oder glauben Sie, ich hätte mich in die Rolle des Erlösers hineindenken können, ohne seinen Schmerz zu meinem eigenen zu machen? Mit seiner Gestalt habe ich auch sein Kreuz auf mich genommen! Seitdem ist all meine Jugend dahin, und durch mein ganzes Leben geht ein schmerzlicher Zug!“

„Aber dann sind Sie ja sein echter Nachfolger, — dann thun Sie ja, was Simon von Kyrene that! — Und Sie glauben, nicht einmal den kleinsten Teil des Dankes annehmen zu dürfen, den die Menschen dem Gekreuzigten schulden? Sie sollten nur seine Leiden, nicht auch seine Freuden teilen, die Freuden, welche ihm die Liebe und der Glaube der erschütterten und bekehrten Gemüter bereitet? Wahrlich, wenn Sie so engherzig gegen sich selbst denken, dann verstehen Sie weder sich selbst, noch die Liebe Gottes, die Sie vor Millionen auserwählt und begnadigt hat, der Welt die vergessene Heilsbotschaft zu erneuern.“

„Gott, Gott — erhalte mir die Demut — das ist zu viel!“

Freyer springt auf und hält sich die Stirn, als wolle er eine unsichtbare Krone abwehren, die sich darauf niederläßt.

Auch die Gräfin erhebt sich und tritt vor ihn hin: „Sehen Sie, Freyer, den Schmerz, den Sie um Christi willen tragen, den teile ich mit Ihnen! Er ist das Mystereium, in dem unsere Seelen sich gefunden. Der Schmerz ist ewig, Freyer, und was in ihm geboren, das ist das

Unvergängliche! Was empfinden wir, wenn wir vor einem gemalten oder marmornen Bilde des Gekreuzigten stehen? Mitleid, schmerzliches Mitleid! Ich habe es nie glauben wollen — aber seit gestern weiß ich es, daß es für das gläubige Gemüt eine Wohlthat ist, das tote Abbild liebend zu umfassen und die künstlichen Wundmale mit brünstiger Lippe zu berühren! Wie aber muß uns werden, wenn dies Abbild lebt, fühlt und leidet. Wenn es zu uns spricht mit herzbewegender Stimme? Wenn wir es unter den Streichen der Henker zucken und bluten sehen, — wenn ihm der Angstschweiß von der Stirn und die Thräne wirklich vom Auge rinnt? — Wie, ich frage Sie, wie soll uns da werden? Denken Sie sich einmal hinein in den, der das sieht, — und dann urteilen Sie, ob das nicht überwältigend ist? Und wenn dem Glauben der steinerne Christus Wunder wirkt — warum soll es nicht um so mehr der Lebende? Die fromme Täuschung ist um so viel größer, und der Glaube macht ja selig!“

Und sie faltet ihre Hände auf seiner Brust: „Komm, Gnadenbild, beuge dich herab! Laß mich das geliebte Haupt umfassen und auf die gemarterte Stirn den Sühnefuß der ganzen büßenden Menschheit drücken!“ Und sie nimmt seinen Kopf in ihre beiden Hände und haucht einen heißen, zitternden Kuß auf die sanft sich neigende Stirn. „Jetzt gehe hin und klage dich an, du hättest diesen Kuß deinem Herrn gestohlen! Er wird dich lächelnd fragen: ‚Weißt du, wen sie geküßt hat, — ob dich oder mich?‘ Und die Antwort wird dir erspart bleiben, denn wenn du den Blick zu ihm erhebst, wirst du den Kuß auf seiner Stirn finden!“

Sie schweigt, überwältigt von der Heiligkeit des Augenblicks. Es gibt Momente, wo unsere eigenen Worte auf uns zurückwirken wie eine fremde Macht, weil etwas aus ihnen gesprochen, was so tief verborgen in uns war, daß wir es selbst nicht kannten. So ist es jetzt der Gräfin. — Freyer steht mit gefalteten Händen still wie in der Kirche.

Es ist, als spräche jetzt noch ein Dritter mit ihnen — ein Unsichtbarer, und sie müßten den Atem anhalten, um ihn verstehen zu können.

Es ist spät geworden. Hoch über dem niederen Fenster schwebt die abnehmende Mondescheibe und erhellt mit freundlichem Strahl den kleinen Raum. Die Gräfin nickt leise empor: „Es hat sich erfüllt!“ — Dann fügt sie ihre Hände in die Freyers: „Zum erstenmal seit meiner Kindheit lege ich meine Seele in eines Menschen Hand! Zum erstenmal seit meiner Kindheit streife ich ab allen Hochmut des denkenden Verstandes, denn eine höhere Erkenntnis schwebt über meinem Haupte und senkt sich auf mich nieder, mit wonnevoller Gewißheit! — Ist's Liebe, ist's Glaube? Sei's das eine oder das andere — in beidem ist Gott! — Und — sagt die Philosophie: ‚Ich denke, darum bin ich,‘ so spreche ich: ‚Ich liebe, darum glaub' ich!‘“

Sie neigt demütig das Haupt: „Und so bitte ich dich! Segne mich, du Gottbegnadeter, mit dem Segen, der über dich ausgegossen und von dir ausströmt!“

Da hebt Freyer das Auge gen Himmel, als wollte er ihn von da oben für sie holen, den Segen, nach dem sie verlangt, und so mächtig ist der aufwärtslobernde Blick, daß ihr fast davor graut wie vor etwas Uebermenschlichem!

Dann macht er das Zeichen des Kreuzes über sie: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Und es durchschauert sie ahnungsvoll, als habe der Finger Gottes sie gezeichnet zu irgend einer geheimnisvollen Bestimmung und als sei sie mit dieser Rune eingereicht in die bleiche Schar der Schmerzgeweihten der Gottheit.

Und sie faßt in süßer Hingebung die Hand, die ihr soeben das düstere Merkmal auf Stirn und Brust gedrückt: „In Gottes Namen, wenn nur du mir nahe bist!“ — Ihr Haupt sinkt an seine Brust. — Da klopft es an die Thür, der Gräfin schwindelt, daß sie sich an Freyer halten muß.

Josepha fragt schüchtern, ob Erlaucht kein Licht befehlen? Licht! War es denn dunkel?

„Es ist gut,“ sagt sie, wie abwesend.

Josepha bringt das Licht und möchte wissen, wann Erlaucht zu Abend speisen wollen? Freyer nimmt seinen Hut, um zu gehen.

„Ich esse nichts mehr!“ sagt die Gräfin kurz und ungeduldig, und Josepha entfernt sich erschrocken.

Die Gräfin schlägt beide Hände vors Gesicht, wie ein vom Himmel Gestürzter.

„Ah — daß es außer uns auf der Welt noch Menschen geben muß!“ Sie seufzt tief auf, als müsse sie erst zu Atem kommen nach dem furchtbaren Sturz. Freyer tritt mit dem Hut in der Hand auf sie zu, ruhig und gesammelt. — Was soeben die büßende Seele dem Abbild des Erlösers vertraut, davon weiß Joseph Freyer der Gräfin Wildenau gegenüber nichts. —

„Erlaucht gestatten, daß ich mich empfehle,“ sagt er milde, aber fremd.

Die Gräfin versteht die zarte Bescheidenheit in diesem Benehmen: „Lehrten Sie Ihre blauen Genzianen diesen Takt? Es scheint, daß einsame Weideplätze, flüsternde Haselstauden und rauschende Gebirgswasser für den, der ihre geheimnisvolle Sprache versteht, bessere Herzensbildner sind, als manche unserer Hochschulen.

Freyer schweigt einen Augenblick, dann spricht er zu Boden sehend: „Darf ich fragen, wann Erlaucht morgen abreisen?“

„Um — soll ich abreisen, Freyer?“

„Frau Gräfin —“

„Hier liegt ein Telegramm, welches mich für morgen zu Hause anmeldet. Freyer, sagen Sie's, soll ich es abschicken?“

„Wie kann ich das sagen —“ stammelt Freyer verwirrt.

„Ich will wissen, ob Sie -- Sie, Freyer, mich noch da behalten möchten?“

„Aber, mein Gott, Frau Gräfin, — es steht mir doch nicht zu, einen solchen Wunsch zu äußern —? Es wird mich natürlich sehr freuen, wenn Erlaucht hier bleiben, — aber, wie könnte ich Sie zu irgend etwas bestimmen wollen.“

„Phrasen!“ sagt die Gräfin enttäuscht und gekränkt. „Also, wenn es Ihnen so gleichgültig ist, ob ich bleibe oder gehe — so schicke ich das Telegramm ab!“ Und sie tritt zum Tisch, um noch etwas beizufügen.

Da steht er auf einmal dicht neben ihr, mit bittendem, überströmendem Blick — und legt die Hand auf das Blatt:

„Nein — nicht abschießen!“

„Nicht?“ fragt die Gräfin in seliger Spannung: „Nicht abschießen — was denn?“

Er setzt ein paarmal an, als könne er es nicht sagen, — endlich aber ringt sich's doch aus dem verschlossenen Herzen los — und ein unbeschreibliches Lächeln umspielt seine Lippen: „Bleiben!“ —

„Ah!“ Ein leiser Jubelton aus der Brust der Gräfin, und das Telegramm liegt zerrissen auf dem Tisch. Dann mit zitternder Hand schreibt sie ein anderes, das sie ihn gleich mitzunehmen bittet, einfach des Inhalts: „Bin krank — kann nicht kommen.“

Er steht daneben und sie reicht es ihm zum Lesen.

„Ist das wahr?“ fragt er, nachdem er hineingeblickt, mit schüchtern neckendem Vorwurf: „Sind Sie krank?“

„Ja!“ sagt sie schmelzend, und legt, wie in einem holden Schmerz die Hand auf ihr Herz: „Ich bin es!“ —

Da zieht er ihre beiden Hände zu sich empor und fragt leise mit einem Ton, daß es die Gräfin mit süßen Schauern durchrieselt: „Ja — wie heilen wir denn diese Krankheit?“

Sie fühlt seinen Athem heiß über ihre Locken wehen — sie wagt sich nicht zu regen.

Da, mit gewaltsamem Entschluß reißt er sich los: „Gute Nacht, Frau Gräfin!“

Im nächsten Moment eilt er draußen am Fenster vorbei. —

Ludwig, erstaunt über des Freundes rasches Fortstürmen, kommt herein.

„Frau Gräfin, was ist geschehen?“

„Zeichen und Wunder sind geschehen,“ sagt sie und breitet wie verklärt die Arme aus.

Behntes Kapitel.

In der Morgenfrühe.

„**S**teh auf, Maria! Die Nacht bricht herein und die winterlichen Stürme brausen — doch sei getrost, in der Morgenfrühe, im Frühlinggarten wirst du mich wiedersehen!“

Die Gräfin erwacht aus kurzem Schlummer, als habe jemand diese Worte laut gesprochen. Sie sieht sich im dämmernden Zimmer um, es ist noch früh, kaum daß ein matter Schimmer durch die Ritzen des Ladens fällt. Die Gräfin versucht wieder einzuschlafen, aber vergebens! Unaufhörlich tönt es ihr ins Ohr: „In der Morgenfrühe wirst du mich wiedersehen.“ — Jetzt fangen auch nach und nach die Spalten des Ladens an sich zu erhellen, und ein goldener Pfeil um den andern fliegt hindurch. Die Gräfin wirft die Decke von sich und springt auf. Was soll sie sich quälen wieder einzuschlafen! Draußen lockt ein taufrischer Garten. Freilich, nur ein Herbst-, kein Frühlinggarten. Aber für sie ist es ja doch Frühling, — ihrem Herzen ist er angebrochen — der erste Lenz des Lebens!

Auf und hinaus! Soll sie Josepha, die über ihr schläft, wecken? Nein, diese heilige Morgenstille soll kein Laut, kein Wort stören!

Sie kleidet sich an, und nach einer halben Stunde schlüpft sie auf leisen Sohlen ungesehen in den Garten. —

Es schlägt sechs Uhr vom Turm der Kirche. — Wie eine Schar jubelnder Geister braust ein frischer Herbstmorgenwind ihr entgegen und wühlt in den alten Wipfeln, — dann aber, niedersahrend, in ihren seidnen Locken, als wolle er das feine Gespinnst entführen und es irgend einer neidischen Waldnymphe zutragen, Netze daraus zu weben für arme Sterbliche, die sich in ihr Gebiet verlieren.

Auch auf dem Boden zu ihren Füßen wallt und wogt es im Gras und Gestrüpp, als wälzten sich kleine Gnomen darin herum. Es ist eine seltsame Stimmung in der Natur. —

Sie blickt empor, es sind riesige Gebilde von Windwolken am Himmel, aber die Sonne steht leuchtend mitten im ungetrübten Blau. Es läutet zur Frühmesse. Die Gräfin faltet die Hände. Es ist still und einsam ringsum, kein Auge, kein Ohr belauscht sie, als das große Sonnenauge da oben. Die Vögel, die ihr Morgenlied in die Luft schmettern, die Blumen, die den Kelch mit Morgentau gefüllt haben, die schwirrenden, summenden Bienen, — alles feiert die große Frühmesse der erwachenden Natur, — und sie, mit einem Herzen, das voll vom Morgentau der ersten wahren Empfindung ihres Lebens, sie allein soll nicht mit einstimmen in den Dankeschor der erquickten Kreatur?

Es gibt eine Sprache, für die uns der Schlüssel fehlt. Es ist das Sanskrit der Natur und der Menschenseele, wenn sie mit der Gottheit redet. Stumm sinkt die Gräfin in das tauige Gras nieder — sie betet nicht in geformten

Worten — es ist ein Herüber- und Hinüberweben, ihr Herz spricht mit Gott und der Verstand weiß nicht, was es ihm vertraut.

„In der Morgenfrühe im Frühlingsgarten wirst du mich wiedersehen!“ Da ist schon wieder die Stimme, die sie so früh geweckt! Die Gräfin erhebt den Kopf, — aber wie verzaubert bleibt sie auf den Knien liegen — denn er steht vor ihr, der Verheißene!

Und sie vermag nichts weiter zu sagen, als das Wort, das Maria Magdalena sprach: „Meister!“ —

Einer liebenden Seele kann der Geliebte nie überraschend kommen, weil sie ihn stets und überall erwartet, und dennoch erscheint es ihr als ein Wunder, wenn ihre Erwartung in Erfüllung geht.

„Habe ich Sie beim Gebet gestört? Ich sah Sie nicht, weil Sie knieten —“ sagt er leise.

„Sie, mich im Gebet stören — Sie, der mich erst beten gelehrt?“ fragt sie und streckt ihm die Hand hin, daß er sie aufhebe. — „O, sagen Sie, wie kommen Sie hierher?“

„Es ließ mich nicht schlafen — es trieb mich in Ihre Nähe — in Ihren Garten!“

Er zieht sie sanft empor. — Sie blickt ihm wie verklärt in die Augen. „Meister!“ wiederholt sie. — „O, Freund, es ging mir wie Maria Magdalena, die Menschen hatten mir meinen Herrn weggenommen, und ich wußte nicht, wo sie ihn hingelegt hatten. Jetzt weiß ich es: im eigenen Herzen war er begraben und die Welt hatte den Stein davor gewälzt, aber hier — hier ist er erstanden und der Stein ist gesprengt! — So trieb mich's in der Morgen-

frühe in den Garten, ihn zu suchen und siehe — er steht vor mir, wie er verheißten!“

„Sprechen Sie nicht so! — Ich verstehe wohl, daß es nicht mir gilt — aber wenn Sie Christus so eng mit mir verweben — dann fürchte ich, daß Sie ihn mit mir verwechseln, und daß auch sein Bild getrübt werde, wenn sich Ihnen einmal das meine trübt! Ich bitte Sie, Frau Gräfin, bei allem, was heilig ist — lernen Sie ihn von mir trennen — sonst haben Sie nicht das wahre Wesen Christi erfaßt, und mein Werk ist vom Uebel!“ Er steht vor ihr mit seherhaft erhobener Hand, und die Umrisse seiner mächtigen Gestalt heben sich scharf ab in der tauig leuchtenden Morgenluft. — Reinheit und Keuschheit, höchster weihervollster Ernst ist über ihn ausgegossen, alle Hoheit der Seele und der urenigen, gotterschaffenen Menschennatur.

Und sie soll nicht jenes Gefühl der Anbetung für ihn haben, das uns immer ergreift, wenn sich uns, sei's wo es wolle, die Gottheit in ihren Schöpfungen offenbart? — Nein, sie versteht nicht, was er meint, sie versteht nur, daß etwas Göttliches in ihm ist, und daß die Empfindung dieser Gottesnähe sie mit Seligkeiten überslutet, die sie nie gekannt! Joseph Freyer ist ihr Bürge für die Existenz eines Gottes, an den sie den Glauben verloren hatte, warum soll sie sich ihn in anderer Gestalt denken, als der, in welcher sie ihn wiedergefunden? „Du sollst dir kein Bild machen!“ Soll dieser puritanisch mißverständene Buchstabe das Süßeste vernichten, was der Mensch hat, das Symbol der Erscheinung? Dann müßten vor allen Dingen die Raphaels, die Tizians und die Rubens ausgetilgt werden, und die Millio-

nen von Glaubenswundern, welche die Darstellungen des Göttlichen in den Seelen der Menschen vollbracht.

„O seliger Bilderdienst, jetzt verstehe ich dich!“ jubelt sie. „Wer dich verwirft, der hat es nie empfunden das glühende Verlangen des schwachen, sinnenbefangenen Menschenherzens nach der Berührung mit dem Unnahbaren, nach dem Antlitz des ewig Verborgenen und doch ewig Empfundnen! — Hier — hier steht das vollendetste Abbild, das Himmel und Erde geschaffen, und ich soll nicht vor ihm niederknien und es umklammern mit allen Wurzelfasern der emporrankenden Seele? Nein! Das darf, das kann kein Mensch mir wehren!“

Und es flutet ihr halb trotzig, halb bittend aus der Seele hervor, wie flüssige Lava: „Mögen mich Alle mißverstehen — nur Sie nicht, Freyer! Sie dürfen nicht engherzig sein, durch welchen Gott das Wunder gethan! Sie dürfen es mir nicht zerstören, Sie am wenigsten!“ So fleht sie, beschwört sie ihn: „Mögen Heilige, mögen geläuterte Geister das Wesen allein erfassen, und des irdischen Pfandes entraten können — ich kann es nicht! Ich bin ein Typus der Millionen, die da leben, verstrickt in den Schwächen, den Vorstellungen, den Genüssen der Sinnenwelt; fordern Sie von mir plötzlich die abstrakte Reinheit und Vergeistigung des religiösen Gedankens, zu der nur die höchste, angeborene oder angestrebte Vollkommenheit führt? Haben Sie Nachsicht mit mir, — Gott hat allerlei Mittel, den Widerstrebenden an sich zu ziehen! Der Seele, die nur sinnlicher Vorstellungen fähig ist, schickt er die sinnliche Offenbarung zu Hilfe, bis sie sich durch Schmerzen

und Leiden zur geistigen emporgearbeitet hat. Und so lange, bis ich den wirklichen Gott zu schauen vermag in seiner wesenlosen Sphäre, so lange darf ich mich liebend und glaubend an sein Abbild halten!“

Sie sinkt vor ihm nieder in leidenschaftlichem Kampf: „Zerstören Sie mir's nicht, unterstützen Sie vielmehr die fromme Täuschung, die mich retten soll! Lassen Sie es über sich ergehen das ganze zitternde Weh der ringenden, ihr Heil suchenden Seele und stellen Sie das Uebrige Gott anheim!“ Sie lehnt die Stirn an seine herabhängende Hand und verstummt im Uebermaß der Empfindung.

Der große starke Mann steht da, erbebend wie Abraham vor dem Dornbusch gestanden haben mag, da Gott ihm den erhobenen Arm zurückhielt und ihm in flammender Liebe zurief: „Ich nehme dein Opfer nicht an!“

Er hat eine Ahnung, als würde auch ihm das Opfer entrückt, wenn er zu hart wäre, und alle Ströme seines Herzens brechen hervor, und alle Schleusen des Erbarmens und der Liebe thun sich auf. Er biegt sich herab, umfaßt mit seinen beiden Händen weich und warm ihr Haupt und berührt mit leisen, bebenden Lippen ihre Stirn!

Mit einem einzigen Laut unaussprechlicher Borne sinkt sie ihm an die Brust. Noch eine Sekunde und sie bietet ihm den warmen rosigten Mund zum Kuß.

Er aber tritt in tödlichem Kampf einen Schritt zurück: „Nein, Frau Gräfin, um Gottes willen nicht, das darf nicht sein.“

„Und warum nicht?“ fragt sie erbleichend.

„Lassen Sie mich würdig bleiben des Wunders, das

Gott durch mich an Ihnen bewirkt. Wenn ich Christus für Sie sein soll, so muß ich wenigstens fühlen und denken wie er, soweit es meine menschliche Schwäche gestattet, sonst ist ja alles eine Lüge."

Die Gräfin schlägt die Hände vor's Gesicht: „O so kann nur sprechen, wer nichts von Liebe und Sehnsucht weiß!“ stöhnt sie zwischen den Zähnen in bitterem Hohn.

„Glauben Sie?“ ruft er, und der Ton, mit dem er das sagt, schneidet ihr ins Herz wie ein Schmerzensschrei. Er zieht ihr die Hände vom Gesicht und zwingt sie in sein glühendes Antlitz zu blicken: „Schauen Sie mich an und sehen Sie, ob aus diesen Thränen, die mir jetzt die Wangen nessen, nichts spricht von Liebe und Verlangen? Schauen Sie sich selbst an und Ihren süßen schwellenden Mund, Ihr Lieb' und Leben sprühendes Auge, Ihre ganze wonnige Gestalt, und fragen Sie sich, ob ein Mann, dem solch ein Weib an die Brust sinkt — kalt bleiben kann? Und wenn Sie sich das beantwortet haben, dann sagen Sie sich auch: ‚Wie muß der Mann seinen Erlöser lieben, wenn er das Recht, seine Dornenkrone zu tragen, mit solchen Opfern erkauft!‘ — Vielleicht wird Ihnen dann verständlicher, was ich vorhin vom Geist und Wesen Christi sprach!“

Die Gräfin schweigt und blickt mit gerungenen Händen vor sich nieder.

„Frau Gräfin, hab' ich Ihnen weh gethan?“

„Ja, bis ins Leben! Ach, es ist ja gut so. Ich verstehe dich, wenn ich dich als Christus lieben soll, so mußt du auch Christus sein! Und je strenger du bist, desto höher steigt du mir! Ach — aber es schmerzt!“ — Sie drückt

die Hand aufs Herz wie auf eine Wunde und eine rührende Entsagung malt sich auf ihrem bleichen Gesicht.

„O, Frau Gräfin, machen Sie es mir nicht zu schwer, ich bin ja auch nur ein Mensch! Gott, Gott, wie kann ich Sie leiden sehen? Ich kann verzichten auf alles, aber Ihnen damit wehe thun — das kann ich nicht!“

„Sag' nicht Sie zu mir in dieser großen Stunde! Kenne mich mit meinem Namen, ich will ihn einmal von deinen Lippen hören!“

„Und wie heißen Sie?“

„Maria Magdalena!“

„Nein, so nennen Sie sich jetzt unter dem Eindruck des Passionsspiels!“

„Maria Magdalena von Brankenberg bin ich getauft!“

„Maria Magdalena,“ wiederholt er und mit tiefer Rührung ruht sein Auge auf ihr, wie sie vor ihm steht, das sonst so stolze Weib, demütig, still und ergeben, wie die Büsserin vor dem Herrn. Da überwältigt es ihn: „Magdalena,“ er breitet die Arme aus: „Meine Magdalena!“

„Mein Herr und mein Heil,“ schluchzt sie und wirft sich an sein Herz. Er umfängt sie mit einer himmlischen Gebärde der Liebe.

„O Gott, wie eine verschreckte Taube kommt sie daher geflogen und heftet sich an meine Brust. Arme Taube, ich will dich bergen und schützen, vor jedem rauhen Luftzug, vor jeder schänden Berührung der Welt! Bau dein Nest an meinem Herzen — hier sollst du ruhen in Gottesfrieden!“ Und er drückt ihr Haupt an seine Brust: „Wie du zitterst, Taube! Darf ich dich so nennen?“

„D ewig!“

„Bist du müde vom weiten Flug? Arme Taube! Bist du mir dahergeflattert, über die wilden Wogen der Welt, um mir den Delzweig zu bringen, das Versöhnungszeichen, das meinen Frieden macht mit dem Ewigen und Zeitlichen! — Und soll ich dich jetzt von mir stoßen und sagen wie Christus zu Magdalena: Berühre mich nicht, ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater? Soll ich dich wieder hinausjagen in das Chaos, damit der treue Flügel, der dich den rechten Weg geführt, ermattet niedersinkt und du verloren gehst in der Brandung der Welt?“ Er drückt sie fest an sich: „Gott! Das kann dein Wille nicht sein! Aber ich glaube dich zu verstehen, Allmächtiger, — Du hast sie mir anvertraut, diese Seele, und treu will ich sie dir bewahren.“

Es ist eine selig heilige Stunde. Ihr Haupt ruht an seiner Brust. An den Zweigen regt sich kein Blatt. Dicht umgeben sie die schattigen Büsche und trennen sie ab von der Welt, als gäbe es nichts mehr auf Erden außer diesem Fleck Erde und dem Traum dieses Augenblicks.

„Sag' mir eins,“ flüstert sie, „sag' mir das und ich will leiden, büßen und mit jeder Entsagung den Himmel dieser Stunde erkaufen: Liebst du mich?“

Er sieht sie an und seine ganze Seele liegt in dem Blick: „Muß ich dir das erst sagen?“ fragt er wehmütig. „Was nützt es dich, wenn du die Hand in meines Herzens Wunde legst und siehst wie tief sie ist? Du kannst sie ja doch nicht heilen! Hast du's nicht gefühlt, von der ersten Begegnung an, daß es mich unwiderstehlich zu dir zog, daß

ich immer wieder komme, ich, der menschenfcheue Mann? Was ist es denn, was mich heut in aller Frühe vom Lager aufriß und mich hierher trieb zu deinem schlummernden Haus, in deinen öden Garten? Was ist es anderes als Liebe?

„Seit vier Uhr schweife ich hier herum, ruhelos, und mein Auge hing an deinem verschlossenen Laden, bis der ungestüme Wunsch meiner Seele dich geweckt und mir nachgezogen hat, hierheraus, aus dem warmen Bettchen in den kalten Morgenwind! — Komm, du frierst, laß dich wärmen, schmiege dich an mich und fühle, wie es glüht in meiner Brust!“

Er setzt sich auf die Bank unter der Laube — und er weiß nicht, wie es geschieht — sie ruht auf seinem Schoß wie ein Kind, und er kann sie nicht von sich stoßen — er kann es nicht —! Sie streicht mit der sammtenen, kleinen Hand über seine langen, taufeuchten Locken und lehnt das Köpfchen an seine Wange, sie ist ganz Unschuld, ganz Einfach, ganz Mädchen! Und sie flüstert ihm zu und schüttet ihm ihr Herz aus wie ein Kind dem Vater. Sie erzählt ihm all das bittere Leid ihres ganzen Lebens! Wie sie nie die Liebe gekannt und nie ein Glück! Wie sie früh die Mutter verlor und von einer kaltherzigen Gouvernante und einem pessimistischen Hauslehrer erzogen ward. Wie der Vater im Strudel der großen Welt gelebt und sich nichts um sie gekümmert, und wie sie dann, aus der Kinderstube weg, den alten reichen Mann heiraten mußte und acht Jahre an seiner Seite eine Hölle durchlebt. Und weiter beichtet sie in Todesangst, ob er ihr vergeben werde, und doch wahr-

heitsgetreu, wie die leidenschaftliche Seele sich für die furchtbare Entbehrung an Liebe zu entschädigen gesucht und sich empörte gegen ein Gesetz, das die höchste Unsittlichkeit zur Sittlichkeit stempelt! Daß ihr die Sünde rein erschienen gegen die Greuel solch einer Verbindung! Daß sie sich in die Arme verbotener Liebe geflüchtet, um sich durch einen Trunk, wenn auch vergifteter Poesie vor der gemeinen Prosa dieser Ehe zu retten! Wie aber der verbotene Trank ihren Durst nicht gestillt, bis ihr endlich eine Ahnung gekommen, daß sie nach jenem Quell verlange, von dem Christus sagt: „So ihr von diesem Wasser trinket, wird euch nicht mehr dürsten!“ Das habe sie hierher gezogen, und hier sei er ihr erflossen der reinigende, erlösende Born des Lebens und der Liebe.

„Jetzt weißt du alles! Meine Seele liegt offen vor dir! An der Selbstverleugnung, mit der ich mein Höchstes — dich — aufs Spiel setzte und dir alles gestand, magst du erkennen, ob ich geheiligt bin in deiner Liebe!“ Sie gleitet von seinen Knien herab und sinkt vor ihm nieder: „Jetzt sprich das Urteil über die Sünderin — ich will's hinnehmen aus deiner Hand, wie du es über mich verhängst. Aber eines bitt' ich dich, um was sonst du mich bittest: denk' an Christus!“

Da schlägt er die großen dunkeln Augen auf: „Ich denke an ihn!“ Und er beugt sich zu ihr nieder mit unendlicher Milde, seine herabfallenden Locken überschatten ihr Haupt, mit starken Armen hebt er sie empor: „Komm, Magdalena! Ich kann dich nicht richten!“ spricht er — und die Büsserin ruht wieder im Schoß des Erbarmens.

„Deine Stirn bedeckt kalter Schweiß!“ sagt sie nach langem tiefem Schweigen. „Du leidest?“

„Selig leide ich! Laß nur!“ ringt sich's mühsam von seinen Lippen.

Da senkt sie einen süßfragenden Blick in seine Seele: „Reut dich der Kuß, den du mir vorhin versagt?“ fragt sie kaum hörbar, aber die leise Frage durchzuckt ihn, als habe sich eine Sonde in eine verborgene Wunde gesenkt. Sie fühlt es und mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es den schwellenden Mund wieder empor, er sieht ihn ganz nahe dem feinen purpurn schimmern, da legt er ihr die Hand auf die Lippen und bedeckt sie sanft damit: „Sei brav! Laß uns treu bleiben! Mach' mir's nicht schwerer, als es ohnehin schon ist! Du weißt nicht, was du entfesselst!“ Er springt empor und faltet die Hände über der Brust. Seine Lippen atmen tief die erquickende Morgenluft ein. Und die dunkle Lohe, die ihm noch eben aus den Augen schlug, verklärt sich wieder zu einem reinen ruhig strahlenden Licht: „Es ist so schön, laß es so,“ spricht er weich, mit wundervoller Entfagung, und küßt sie auf die Stirn. „Mein Kind! Meine Taube! Eine heilige reine Liebe soll's bleiben — nicht wahr?“

„Ja!“ haucht sie in ehrfurchtsvollem Gehorsam vor sich hin, denn jetzt ist er wieder ein Christusbild, vom Scheitel bis zur Sohle, und stumm beugt sie sich auf seine Hand nieder, sie zu küssen. Er duldet es, denn er fühlt, daß es ihr Wohlthat ist. Dann entschwindet er, ruhig, groß, wie einer, der die Fesseln dieser Erde abgestreift.

Maria Magdalena bleibt allein zurück. Sie lehnt die

Stirn an den Baumstamm, der ihr seither eine treue, aber rauhe Stütze war, sie ist auf die Bank zurückgesunken und hat die Augen geschlossen. In ihrer Brust wallt und wogt es zum Zerspringen! Ueber ihre Wangen rinnen Thränen. So viel hat Gott ihr gegeben, daß sie der Fülle des Glücks fast erliegt! Nur im Schmerz kann es sich ausgleichen, sonst wäre es zu viel für die arme Sterbliche! Und dieser Schmerz ist eine ungestillte Sehnsucht, das unbestimmte Gefühl, daß ihr Geschick sich nur in dieser Liebe erfüllen kann, und daß es noch so weit davon entfernt ist. Darum hat Gott es so gefügt, daß das Menschenherz nur ein gewisses Maß von Glück erträgt, und die Freude als Schmerz empfindet, wenn dies überschritten wird, weil wir nicht hienieden schon Seligkeiten erleben sollen, die erst einer höheren Stufe der Entwicklung vorbehalten sind. — Darum weinen wir in der höchsten Freude, darum glauben wir uns in der höchsten Liebe nie genug geliebt, darum verzehrt uns, mitten in der Ueberfülle des Genügens, das Verlangen nach einer Wonne, von der dies nur ein Vorgeschmack ist, darum lehrt uns jeder Genuß, uns nach einem neuen, größeren sehnen, damit wir nie befriedigt sind und ewig leiden!

Da ist nur eines, das mit starker Hand das Gleichgewicht herstellt, uns mit der Freude sparen lehrt, den Schmerz ertragen hilft und all die Ströme maßlos schweifenden Verlangens dämmt und rückwärts staut, zu intensiver Arbeit und Befruchtung im Innern: die Askese! Sie schneidet mit fester Hand die nach außen wuchernden Triebe ab vom Baum des Lebens, damit die Kraft sich sammle

im Mark des Stammes, und aufwärts treibe! — Die Asefe —! Das Schreckgespenst aller der großen Kinder dieser Welt! Wo sie sich zeigt, da ist ein Tumult im Menschenherzen, als ging's um Leben und Tod. Wie flüchtende Ameisen ihre Brut fortschleppen, um sie zu bergen, so suchen die aufgestörten Gewissen ängstlich ihre geheimen Begierden und Freuden in Sicherheit zu bringen vor der gefürchteten Feindin! Aber, wer einmal den offenen Blick in ihr Auge gewagt, der sieht, daß sie kein Popanz ist, wofür die Apostel der Vernunft und Natur sie verschreien möchten, kein Schemen, ohne Fleisch und Blut, das sich ertötend zwischen den natürlichen Zusammenhang der Kreatur und Schöpfung stellt, sondern ein Wesen, mit einem flammenden Herzen, mit fünf Wundenmalen und schweißbedeckter Stirn. Ihr Amt ist düster und streng, ihre Arbeit hart und undankbar, denn schwer zu ringen hat sie mit den widerstrebenden Seelen, und hätte sie nicht ein Hilfsheer an den Priestern, die sich ihr geweiht, sie würde erliegen in dem ewigen Kampf gegen die zu immer höherem Bewußtsein sich entwickelnde Materie! — Wer sich ihr aber einmal hingeeben, für den ist sie ein hohes, ernstes, und doch so freundliches Götterbild! Sie ist die Stütze des Schwachen, die Trösterin des Unglücklichen und Einsamen, der Engel des Entsagenden. Wer je ihre Hand auf wundem, zuckendem Herzen gefühlt, der weiß es, daß sie die Wohlthäterin, nicht die Zuchtmeisterin der Menschheit ist!

Und nicht nur als finsternes Trauergelicht an der Leiche gemordeter Freuden erscheint sie. Auch Rosen bekränzen zuweilen die dornenzerrissene Stirn, und sie wird zur

Priesterin der Liebe! Denn wo die Welt und ihre selbstgeschaffenen Pflichten mit roher Hand zwei Herzen auseinanderreißen, die Gott für einander geschaffen, und sie sich verzehren läßt in tödlicher Dual, da ist sie die Erbarmende! Mit heiligender Kraft zieht sie die Kämpfenden empor über die trennende Schranke der Zeitlichkeit, tritt die Erde unter ihre Füße und eint die Seelen zum ewigen Bund in der reineren Sphäre geistiger Liebe! So verbindet sie, was die Sitte trennt! Die Sitte nur ist hart, nicht die Askese! Die Sitte schreibt unbarmherzig, unbekümmert um die Schwäche des armen Menschenherzens, ihre Gesetze vor, die Askese aber hilft sie ausführen! Die Sitte fordert Gehorsam, die Askese lehrt ihn! Die Sitte bestraft, die Askese bessert! Jene richtet nach dem Schein, diese nach dem Wesen! Die Sitte hat nur den Lohn der Welt, die Askese den des Himmels! Die Sitte hat Maria Magdalena verworfen, die Askese hat sie zum Herrn geführt und ihr seine Gnade erwirkt!

Und wie die schöne Magdalena der Jetztzeit so dasitzt, mit geschlossenen Augen, und ihre Gedanken dahintreiben läßt auf den wildschäumenden Wogen ihres heißen Blutes, da ist es ihr auf einmal, als nahe sich ihr das einst so gefürchtete Schreckbild, das sie nur gekannt unter der niedrigen Vorstellung ecker, gemeiner Pflichterfüllung! Aber diesmal kommt es heran in seiner reinen Schönheit und beugt sich liebend über sie, eine bleiche Lichtgestalt, und sieht sie an mit den Augen des Freundes! Leise, geheimnisvolle Worte raunt es ihr ins Ohr, ahnungsvoll, wehmütigen Klanges. Und während sie ihnen lauscht, fließen ihre Thränen milder,

in kindlicher Demut umschlingt sie das hehre Gebild und birgt das Haupt an seiner Brust. Da fühlt sie einen kalten Kuß auf ihrer Stirn, gleich einem Hauch aus den Eisregionen ewigen Friedens, und die Erscheinung ist verschwunden! Wie aber dem Erwachenden von einer Rede, die er im Traum gehört, oft nur die letzten Worte nachklingen, so ist der Gräfin, als sie die geschlossenen Lider aufschlägt, nichts geblieben von der geheimnisvollen Verkündigung, als die zwei Worte: „Am Kreuz!“ — — — —

Elftes Kapitel.

Maria und Magdalena.

„Am Kreuz —“ war das eine Tröstung oder eine Drohung? Wer entziffert ihr diese Rune? Es geht wohl damit wie mit allen Orakelsprüchen, erst das Geschick erklärt ihren Sinn, und wenn dies geschehen, dann ist es auch zu spät, dann sind sie schon in Erfüllung gegangen! — Die Gräfin sitzt noch immer regungslos unter dem alten Laubdach: Am Kreuz erst hat ihr Geschick begonnen, das ist sicher! Bis dahin war sie eine blinde Niete, vom Rad des Zufalls umgetrieben wie Tausende. In einen Zusammenhang mit dem planvoll anordnenden göttlichen Gedanken ist sie erst in der Stunde getreten, da sie Joseph Freyer am Kreuz sah! Wird sich ihr Geschick, wie es begonnen, auch vollenden am Kreuz? Es rieselt ihr eiskalt über den Rücken. Sie liebt das Kreuz, seit es den Geliebten trug, aber was

soll es weiter in ihrem Leben! Und was wollte die bleiche Askese damit bei ihr? Warum all dies schwere schmerzliche Ahnen, was sich nur rechtfertigen würde, wo ein Konflikt mit ernstern Pflichten oder zwingenden Verhältnissen vorhanden wäre? Warum sollen sie sich nicht lieben, sie sind ja beide frei! — Aber da ist es, sie will ihn nicht nur lieben, sie will ihm gehören und er soll ihr gehören. Nach Vollendung sehnt sich das liebende Weib, nach Vollendung ihres Geschicks in ihm! Wie soll sie zu dieser Vollendung gelangen? Was geboren ist in der Sittlichkeit, kann nicht bestehen in der Unsittlichkeit! Das weiß, das fühlt er, und das ist der Grund seiner Strenge. Daher ihr Weh, daher der Besuch der unheimlichen Trösterin und deren Mahnung an das Kreuz. Aber muß denn das schönste Glück, die volle Knospe der Liebe deshalb am Kreuz dahinwelken, weil sie am Kreuz entsprossen? Gibt es keinen andern heiligen Boden, auf dem sie gedeihen und sich zu höchster Blüte entfalten könnte? Gibt es keine Traualtäre, kein Sakrament der Ehe? — Die Gräfin lehnt sich zurück, als stände sie plötzlich vor einem gähnenden Abgrund. Ihr schwindelt! Es ist ihr als umgrinse sie eine ganze Schar hohnlachender Larven und laure schadenfroh des Sprungs, den die Gräfin Wildenau thut, hinab zu einem Bauern! Sie sieht sich unwillkürlich um, als könne jemand schon den Gedanken belauscht haben! Aber alles ist leer und still, Gott sei Dank, noch ist es ihr Geheimnis!

„Ewige Vorsehung, was hast du mit mir vor?“ fragt der suchende Blick in das blaue Firmament hinauf. Was soll dieser wunderbare Konflikt? Sie liebt Freyer als den

Gott, den er darstellte, und kann ihn doch nur als Mensch besitzen, sie muß entweder diesem oder der Gottesillusion entsagen. Denn in dem Augenblick wo sie ihn als Mensch besitzt, sie fühlt es, wird der Zauber gebrochen sein, und sie wird ihn nicht mehr lieben können! Der Gott steht zu hoch, um ihn herunterzuziehen, und der Mensch zu tief, um ihn zu sich emporzuheben! Ward je ein sterblich Weib so zwischen beide gestellt und ihm gesagt: „Wähle!?“ Der Danae flutete der Goldregen in den Schoß, der Leda flog der Schwan zu, die Europa trug der Stier von dannen und Jupiter frug nicht: „In welcher Gestalt willst du mich?“ Aber dem höheren Bewußtsein der Christin ist die ganze Verantwortung freier Wahl in die Hand gelegt! Und was ist der Preis des qualvollen Dilemmas? Wählt sie den Gott, so muß sie den Menschen hingeben, wählt sie den Menschen, dann gibt sie den Gott hin. Welchen kann sie opfern, welchen entbehren? Sie vermag es nicht zu sagen. Sie ringt die Hände in tödlichem Kampf. Warum ihr diesen furchtbaren Zwiespalt! Hat sie zu vermessen an der Sphäre der Gottheit gesogen, daß ihr diese wie zum Hohn die Wahl läßt zwischen dem Unsterblichen und dem Sterblichen, damit sie im Kampf zwischen beiden ihre ganze Ohnmacht erkennen solle?

So scheint es! Und wie gebrochen von dem schweren Ringen, birgt sie das Gesicht in beiden Händen und ruft die bleiche Trösterin zu Hilfe, die ihr vorhin so liebevoll genah. Aber vergebens, die Offenbarungen schweigen, sie ist allein, die Gottheit will es ihr nicht erleichtern!

„Heute sollten Sie hinaus, hinauf auf die Berge, Frau

Gräfin!" ruft eine sonore Stimme ihr zu. Es ist diesmal kein blaßes Schemen und keine grinsende Larve, was vor ihr steht, sondern Freund Ludwig, der ihr teilnehmend forschend ins Auge blickt. Sie faßt seine Hand:

„So oft Sie mir nahen, Freund Ludwig, muß ich Sie mit einem ‚Gott sei Dank!‘ empfangen. Sie sind einer von den Menschen, deren Nähe schon für den Leidenden wohlthätig ist, wie die Gegenwart des Arztes oft genügt, den Kranken zu beruhigen, ohne Medikamente.“

Ludwig setzt sich unbefangen zur Gräfin auf die Bank: „Meine Schwestern und Josepha sind in großem Kummer, weil Erlaucht noch immer kein Frühstück befohlen, und niemand traut sich zu fragen. Da übernahm ich den gefährvollen Auftrag, und Erlaucht können dort an der Thür sehen, wie mir die Blicke meiner Schwestern bewundernd folgen!“

Die Gräfin lacht: „Mein Gott, bin ich denn eine so gefürchtete Tyrannin?“

„Ein bißchen doch wohl!“ sagt Ludwig mit Humor; „hie und da kommt so eine scharfe Zacke von einer versteckten Krone heraus. Ich habe es gestern schon auch gespürt!“

„Wann, wobei?“

„Darf ich Sie daran erinnern?“

„Gewiß!“

„Als sich Ihr ganzer Zorn gegen den armen Freyer richtete und Frau Gräfin plötzlich abreisen wollten! Da wurde ich einen Augenblick irre an Ihnen.“

„Wirklich?“ sagt die Gräfin in liebenswürdiger Verlegenheit. „So habe ich mich nicht getäuscht — ich habe es gefühlt und deshalb auch mit der Absendung des Tele-

grammes gezögert. Man muß es bei mir mit solchen vorübergehenden Wallungen nicht so genau nehmen.“

„Ja, Frau Gräfin, aber diese kurze Wallung hätte den armen Freyer für lange unglücklich machen können. Bitte, haben Sie künftig mehr Geduld und Nachsicht mit uns! Naturen von Ihrer Macht und Ueberlegenheit, Frau Gräfin, wirken in einem Kreis kleiner Leute wie wir nur dann nicht zerstörend, wenn Sie ein entsprechendes Maß von Großmut mitbringen, welches ausreicht, alle unsere Ungeschicklichkeiten zu entschuldigen. Sonst stoßen Sie uns eines Tages von der Höhe herab, auf die Sie uns gehoben, und das wäre schlimmer für uns, als wenn wir nie unserer bescheidenen Sphäre entrückt worden wären.“

„Sie haben recht!“ sagt die Gräfin gedankenvoll.

„Sehen Sie, Frau Gräfin, ich fürchte, wir sind nur im stande, Ihr Interesse zu erregen, aber nicht es zu fesseln! Wir stehen uns zu ungleich gegenüber, wir empfinden und verstehen Ihren Zauber, aber wir sind zu naiv und unerfahren, um nicht von seinen tausendfach schillernden Erscheinungen geblendet und verwirrt zu werden. Deshalb, Frau Gräfin, sind Sie für uns eine ebenso große Gefahr, als ein großes Glück.“

„Hm! Ich verstehe Sie! Aber wenn ich nun euch Ammergauern zuliebe wieder zur Einfalt — und Einfachheit zurückkehren wollte?“

„Das können Sie nicht, Frau Gräfin, dazu sind Sie noch zu jung!“

„Wie meinen Sie das? Dann müßte ich es ja erst recht können?“

„Nein, denn über die Jugend, wo sich der Mensch noch neuen Verhältnissen anpaßt, sind Sie hinaus. Jetzt sind schon zu viele Triebe des Kulturwesens üppig in Halme geschossen, die ihr Recht fordern und sich nicht wieder in das Samenkorn zurückzwingen lassen, dem sie entsprossen. Erst wenn diese sich in der Welt ausgelebt haben und abgestorben sind, können sie den Humus bilden für eine neue und, wenn es Sie danach verlangt, ursprünglichere und einfachere Entwicklung! — Jeder verfrühte Versuch dieser Art würde nur für Augenblicke gelingen, und selbst diese würden eine Täuschung sein! Was aber für Sie vorübergehende Augenblicke der Täuschung wären, das würde für Die, welche sie mit Ihnen teilten — zum lebenslänglichen Verhängnis. — Unsere schwerfälligen Naturen können diese graziösen Schaukelbewegungen von einer Empfindung zur anderen nicht mitmachen. Wir setzen alles an eines und verlieren es mit ihm, wenn es uns betrog.“

Die Gräfin sieht ihn ernst an.

„Sie sind ein strenger Mahner, Ludwig Groß!“ spricht sie gedankenvoll. „Fürchten Sie, ich könnte mit einem von Ihnen ein Spiel treiben?“

„Ein unbewußtes, Frau Gräfin — wie die Wellen mit dem losgebundenen Kahn.“

„Nun, das wäre wenigstens kein grausames!“ lächelt die Gräfin.

„Jedes Spiel, Frau Gräfin, wäre ein grausames, das eine dieser unberührten Seelen hier aus ihrer stillen Bucht riße und steuerlos hinausführte auf die hohe See der Leidenschaft.“ Er steht auf. „Verzeihen Sie mir — ich erlaube mir zu viel!“

„Nicht mehr, als Ihnen meine Freundschaft das Recht gab zu sagen! Sie haben mir den Freund zugeführt: Sie haben ein Recht, mich zu warnen, wenn es Ihnen scheint, ich verschleuderte achtlos das kostbare Gut! Aber, Ludwig Groß“ — sie nimmt seine Hand — „wissen Sie, daß ich dies Gut so hoch schätze — daß ich mich selbst als Einsatz für dasselbe nicht zu hoch fände? Wissen Sie, daß Sie mich soeben im schweren Kampf um dies Problem gefunden?“

Ludwig Groß weicht einen Schritt zurück, als könne er das Wort in seiner ganzen Bedeutung nicht fassen. Er erbleicht, so ungeheuer tritt es vor ihn hin. — „Wär's möglich?“ stammelt er.

Sie bedeutet ihm mit einer zuckenden Handbewegung, nicht weiter zu sprechen: „Ich weiß nicht — ob es möglich ist! Aber daran, daß ich es zu denken vermochte, mögen Sie ermessen, welchen Wert Ihr Geschenk für mich hat! Um Gottes willen keinen Hauch! Lassen Sie mir Zeit — und vertrauen Sie mir! Es sind ja in wenig Tagen hier so viele Wunder mit mir geschehen — ich gebe mich blindlings dem Augenblick hin und lasse mich führen von der ewig waltenden Vorsehung — sie wird es gut mit mir machen!“

Ludwig Groß küßt der Gräfin tief ergriffen die Hand: „Frau Gräfin, der Pulsschlag, der Sie in diesem Augenblick bewegt, muß unbewußt durch das Herz von ganz Ammergau zucken — wie es das schlummernde Kind im Traum empfindet, wenn sich eine gütige Fee seiner Wiege naht! — Und es ist auch in der That so, in Ihnen, Frau

Gräfin, nähert sich die bewußte Kultur wieder der unbewußten Natur — es ist ein erhabener Moment, wo die höchste Bildung, wie die Fee an der Wiege, den Atemzügen des ewig Menschlichen lauscht, wo das Vollendete zu dem Born des Ursprünglichen zurückkehrt und sich aus ihm seine innere Erneuerung trinkt!“

„Ja,“ ruft die Gräfin begeistert aus: „Das ist das Wort! Sie verstehen mich ganz. Alle Kultur muß sich erneuern am Quell der Natur, sonst würden ihre Lebensadern vertrocknen — denn diese ziehen ihre Nahrung doch ewig aus jenem unverstiegbaren Mutterschoß! — Und wo es sich nicht im Einzelwesen vollzieht, da rächt sich das verleugnete Urelement in großen sozialen Umwälzungen, in weltgeschichtlichen Katastrophen. Nur schade, daß in solchen Phasen gewaltsamer Erneuerung die Arbeit ganzer Kulturepochen verloren geht! Deshalb muß die mit ihrer Zeit fühlende Seele in sich, friedlich zu versöhnen suchen, was in der Gesamtheit die Dimensionen weltverheerender Gegensätze annimmt.“ —

„Und diese Versöhnung,“ fällt Ludwig begeistert ein, „wo fänden wir sie anders als in der Liebe?!“

„Sie sprechen es aus, Ludwig Groß: das ist die Erkenntnis, nach der es mehr und mehr die Geister hindrängt, und deren Umrisse in Kunst und Wissenschaft immer deutlicher hervortreten. Das ist das Geheimnis der weit über das Bereich der Kunst hinausgehenden Wirkung Parsifals und, auf anderem Gebiet, der Erfolge des Passionsspiels! Dem einen geht es in jener Form auf, dem anderen in dieser! Mir ward es hier, wo mir der Urquell der Liebe

selbst erschienen! — Und wie ihr, die sie mir geoffenbart, von der großen Lehre durchdrungen seid — so will ich sie auch zunächst an euch bethätigen. — Brüder! Freunde! Ich will euch beistehen in jeder Not und Drangsal, und ihr sollt sehen, daß ich nicht nur in Worten Liebe übe, sondern daß die Kraft, die auf mich eingewirkt, auch die That vollbringt.“ — Sie faltet wie bittend die Hände: „Und wenn ich einen von euch mehr liebe als die anderen — verdankt mir's nicht: — Je näher dem Brennpunkt, desto heißer! Er, der Eine, ist ja der Brennpunkt des großen Lichts, das von euch ausstrahlt in alle Welt! Ich stehe ihm so nahe — und sollte kalt bleiben?“

„Frau Gräfin — jetzt lasse ich alle Sorge für den Freund fallen. In Gottes Namen nehmen Sie ihn hin! Selbst wenn er vergeht an Ihrem Zauber — auch der Schmerz ist göttlich, und um Sie zu leiden, ein großes — ein hohes Geschick — tausendmal schöner und besser als die stumpfe Ruhe eines alltäglichen Glücks!“ —

„Mein Gott, wann hab' ich je diese Sprache gehört?“ ruft die Gräfin aus und blickt bewundernd auf den kleinen bescheidenen Mann, dessen Wangen sich färben vom Purpur der edelsten Empfindung. In schlichter Alltagsjoppe steht er vor ihr, den scharfgeschnittenen Kopf emporgehoben, das Auge suchend emporgerichtet, als verfolge es auf schwindelnder Spur ein hohes, unerreichbares Ziel.

Sie steht auf: „Es ist kein Tag und keine Stunde hier, die mir nicht Großes bringen! Weh mir, wenn ich mich der Verpflichtung, die eure Freundschaft mir auferlegt, nicht würdig zeigte, ich wäre schuldiger als jene, an die der

Auf des Idealen nie ergangen, die nie Menschen, wie euch, ins Auge geblickt!"

Ludwig reicht ihr still die Hand und hält sie lange fest in der seinen. Der durchdringende Blick seines Künstlerauges liest tief in ihrer Seele. —

Nach einer Weile unterbricht die Gräfin das Schweigen: „Dort steht noch Ihre Schwester in großer Bekümmerniß um mein leibliches Wohl! Nun denn, so lassen Sie uns daran denken, daß wir Menschen sind — leider! — Frühstück Sie mit mir!"

„Ich danke unterthänigst, ich habe schon gefrühstückt,“ sagt Ludwig bescheiden und winkt Sephy, sich bereit zu halten.

„So leisten Sie mir wenigstens Gesellschaft!“ Die Gräfin nimmt Ludwigs Arm und geht mit ihm zur wilden Heblaupe, wo gedeckt ist. Sie läßt sich nieder, das einfache Frühmahl einzunehmen. Und mit so viel Takt und Grazie weiß Ludwig Groß sie dabei zu bedienen, daß sie unwillkürlich bei sich denkt: „Das wären Bauern? Wie müßten dann wir Aristokraten sein?“ Da, wie zum Hohn auf diese Betrachtung, schreitet ein Mann in Hemdsärmeln, die Foppe über der Schulter, eine Sense im Arm, am Zaun vorbei, jetzt wendet er den Kopf. „Freyer!“ ruft die Gräfin, und ein Blutstrom steigt ihr ins Gesicht: Der Messias mit der Sense!

Freyer bleibt stehen: „Frau Gräfin?“

„Wo wollen Sie denn mit diesem Instrument hin, Herr Freyer?“ fragt sie kalt, verlegen.

„Mein Feld mähen, Frau Gräfin!“ sagte Freyer ruhig. „Ich habe gerade einmal Zeit, da will ich sehen, daß ich

noch etwas Dehmb einbringe. Es geht ja während dem Passion fast alles zu Grund!"

„Aber ich bitte Sie, warum thun Sie denn das selbst?"

„Weil ich keinen Knecht habe, Frau Gräfin!" sagt Freyer lächelnd, zieht seinen Hut mit der ihm eigenen vornehmen Handbewegung und schreitet so sicher und stolz weiter unter seiner Sense, als wäre das Geschäft, das er vornimmt, eines Königs würdig. Und es ist es auch, wenn er es vollzieht! Ein neuer Blutstrom ergießt sich über die durchsichtige Stirn der Gräfin. Diesmal aber errödet sie darüber, daß sie sich einen Augenblick seiner geschämt. „Der Arme! Sein kleines Besitztum ist ein Stückchen Feld, und es sollte ihn herabsetzen, daß er von Hand zu Hand die karge Gabe der Natur empfängt, oder vielmehr sie ihr im Schweiß seines Angesichts Halm für Halm abgewinnen muß?" So sagt sie sich.

Da sieht er sich noch einmal nach ihr um und es ist, als leuchte der Blick, den Tag überstrahlend, bis zu ihr hin! Der Flammengruß einer lichten Seele! Sie winkt ihm mit weißem Arm und er lüftet noch einmal den Hut.

„Wo liegt Freyers Feld?"

„Nicht weit von uns, gerade hier draußen. Wollen Sie hingehen?"

„Nein, es würde mir weh thun! Ich mag ihn nicht ringen sehen ums tägliche Brot. Menschen wie er sollten das nicht nötig haben und es muß auch aufhören, gehe es wie es wolle! Dafür hat Gott mich hierher gesandt, um diese Ungerechtigkeiten des Schicksals auszugleichen!"

„Das werden Sie bei Freyer nicht zustande bringen, Frau Gräfin, er wäre längst ein reicher Mann, wenn er sich dazu entschließen könnte, etwas anzunehmen. Was glauben Sie, daß Freyer schon alles von Damen geboten worden, die aus reinen und unreinen Motiven unter dem Eindruck seiner Darstellung zu jedem Opfer bereit waren? Wahrlich, wenn je einem Menschen Armut zur Ehre gereichte, so ist er es, denn er könnte es anders haben, und statt dessen begnügt er sich mit dem kleinen Erbe seiner Väter, ein Stückchen Wald, ein Feld und ein elendes Häuschen!

„Um den Adel und die Freiheit seiner Seele zu wahren, müht er sich wie ein Knecht und bestellt Haus, Feld und Wald mit eigenen Händen!

„Sehen Sie ihn nur mähen, Frau Gräfin,“ fährt Ludwig fort, „nie haben Sie einen Mann vornehmer arbeiten gesehen als ihn, wenn er auch nur die Sense schwingt.“

„Sie sind ein treuer Freund, Ludwig Groß,“ sagt die Gräfin, „und ein beredter Anwalt! Kommen Sie, führen Sie mich hin!“

Rasch eilt sie ins Haus und kehrt mit einem breit-schattigen Hut zurück, aus dem sie rosig, jugendlich hervorschaut wie ein Mädchen. Ihre Arme bedecken lange schwedische Handschuhe bis weit unter die halboffenen Ärmel hinauf. Ueber der Schulter trägt sie einen roten Sonnenschirm, der die ganze Gestalt mit einem glühenden Schein übergießt. Es liegt etwas so Weiches, so, von innen heraus, warm Angehauchtes in der ganzen Erscheinung, wie der samtene

Schmelz einer reifen Pflirsich, daß Ludwig Groß sie staunend betrachtet.

„Sie sind — tödlich schön!“ stammelt er unwillkürlich vor sich hin und schüttelt melancholisch das Haupt, wie wenn wir einem Freund ein unabwendbares Unheil nahen sehen.

„So schön sollte kein Mensch sein dürfen!“ sagt er mißbilligend.

Die Gräfin lacht gerade heraus. „O Sie komischer Freund, der hinter der unliebenswürdigsten Miene die liebenswürdigsten Schmeicheleien von der Welt verbirgt. Bei Ihnen könnten ja unsere jungen Herren in die Schule gehen! Verzeihen Sie, daß ich lache,“ entschuldigt sie sich, als sich Ludwigs Miene verfinstert. „Aber das kam zu unerwartet, auf solch ein Kompliment war ich hier nicht gefaßt.“ Und sie kann sich nicht helfen, sie muß lachen, es ist zu unwiderstehlich!

Ludwig Groß ist tief gekränkt. Er sieht eine Frivolität in diesem Ausbruch von Heiterkeit, die seine heiligsten Gefühle beleidigt. Das sind die „graziösen Schaukelbewegungen von einer Stimmung in die andere“, wie er es heute nannte, die er für den Freund so gefürchtet und die ihn nun selbst irre machen!

Ein Moment genügt, die Gräfin davon zu überzeugen, und im nächsten hat sie sich auch schon wieder gefaßt und mit der ihr eigenen Accomodationsfähigkeit dem heiligen Ernst des Freundes angepaßt.

Ludwig Groß geht schweigend und gedrückt neben ihr her, es war etwas in diesem Lachen, worüber er nicht mehr

wegkommt, wie gut er auch sonst Humor versteht! Der ernstesten Frau von heute morgen hätte er den Freund hingegeben wie einem großen Geschick, der lachenden koketten Weltdame gönnt er ihn nicht, für diese ist er ihm zu gut. Und doch sagt er sich, daß vielleicht gerade Freyer ihr zu einer inneren Wiedergeburt wird und an ihr in Einfalt übt, was der Verstand der Verständigen nicht sieht.

Sie schreiten, jedes in seinen Gedanken, weiter vor das Dorf hinaus, ins Freie. Wenig Leute arbeiten draußen, denn während der Passion bleibt selten Zeit, die Felder zu bestellen.

„Dort ist er!“ Ludwig Groß zeigt hinüber, wo ein Mann mit mächtigem Arm die Sense schwingt. Der Gräfin bangte vor dem Anblick und jetzt steht sie bewunderungsvoll, denn schön wie jede seiner Bewegungen ist auch diese. Das natürliche Ebenmaß, das ihm eigen, macht ihn auch hier auf dem Feld zu einer malerischen Erscheinung. So ruhig beschreiben die Arme den rhythmisch wiederkehrenden Bogen, so edel ist die leicht nach vorn geneigte Haltung des elastischen Körpers, und so leicht wird ihm die Arbeit, als sei es eigentlich nur ein anmutig gymnastisches Spiel zur Uebung der wundervollen Glieder. Die Gräfin steht lange von fern und sieht ihm zu, ohne daß er es gewahrt.

Von der anderen Seite der Wiese kommt eine weibliche Gestalt mit einem Krüge daher. Sie geht auf Freyer zu und bietet ihm den Krug zum Trunk: „Da, ich hab' dir Milch gebracht, ich hab' gedacht, du wirst durstig sein, 's macht schon heiß!“ hört die Gräfin sie sagen. Es ist eine anmutige Erscheinung in schlichter, städtisch-ländlicher

Kleidung. Offenbar etwas älter als Freyer, aber von edler jungfräulicher Haltung und klassisch regelmäßigen Zügen. In jeder ihrer Bewegungen liegt eine gewisse Würde und ihr Ausdruck ist ruhig und voll freundlichen Ernstes.

„Die sollte ich kennen,“ sagt die Gräfin mit seltsam herbem Ton.

„Gewiß! Es ist ja die Mutter Gottes aus dem Passionspiel, Anastasia Groß, des Bürgermeisters Schwester.“

„Richtig, die Maria!“ sagt die Gräfin, und auf einmal steht es vor ihr, wie sich die Beiden, Mutter und Sohn, in den Armen gelegen, viel länger, als ihr nötig erschien. Was ist das für ein nie gekannter Schmerz, der sie jetzt durchzuckt? „Die Beiden gehören wohl zusammen?“ fragt sie mit stockendem Atem.

„Wer kann es wissen. Man glaubt, daß sie ihn liebt, aber aus Freyer wird ja kein Mensch klug!“ sagt Ludwig.

„Ich begreife nicht, Sie sind doch Duzfreunde, daß Sie so etwas nicht wissen!“

„Ich glaube, Frau Gräfin, wenn wir Ammergauer eine gute Eigenschaft haben, so ist es die, der Diskretion. Wir fragen auch den intimsten Freund nichts, was er uns nicht von selbst vertraut!“

Die Gräfin sieht beschämt vor sich nieder. Nach kurzem Kampf sagt sie mit tödlicher Härte und Bitterkeit: „Sie hatten recht, heute früh, man muß den Mann in seiner Sphäre lassen! Kommen Sie, kehren wir um!“ Ein Blick aus Ludwigs Augen trifft sie bis ins Innerste. Sie wendet sich nach dem Dorf zurück. Aber schon hat Freyer sie bemerkt und sie mit Gedankenschnelle erreicht. „Wie, Frau

Gräfin, Sie hier? Und —“ sein Auge senkt sich mit wildem Schmerz fragend in das ihre, als er die Kälte darin gewahrt, „und wollen mich so verlassen ohne Gruß? Schämen Sie sich des armen Bauern, der sein Gras mäht? Oder beleidigt Sie mein Anzug?“ Er ist so unbefangen, daß er ihre Verstimmung nicht einmal richtig deuten kann und sie ganz anders auslegt. Dem feinen Instinkt der, in Liebesfachen so erfahrenen, Frau entgeht dies nicht. Aber wenn ein Tropfen Galle der Eifersucht ins Blut gedrungen, da bedarf es einer Zeit, bis er resorbiert ist, auch wenn die Ursache des Uebels längst beseitigt. Das ist eine alte Erfahrung, ebenso wie die, daß wenn der Prozeß vorüber, die Meue um so süßer und die Liebe um so leidenschaftlicher wird. Aber der arme, schlichte Mann in seiner Unbefangenheit kann das alles nicht ahnen. Er schämt sich nur, der Gräfin in Hemdärmeln gegenüber zu stehen, und bemüht sich mit zitternden Fingern, den Kragen zu schließen, den er bei der Arbeit geöffnet und der Hals und Brust malerisch freigab. Er merkt es nicht, daß das künstlerische Auge der Gräfin trotz des kalten Blickes das berauschende Gift seiner ganzen erhitzten Schönheit trinkt. Es ist, als höre man wie leises Meeresrauschen das heiße Blut gegen die Wandungen seiner stoltsgewölbten Brust schlagen. Die Arbeit, die steigende Sonne und die Aufregung haben die sonst so majestätisch ruhige Blutwelle in ihm zum Ueber-schäumen gebracht. Sie schimmert jetzt als rosiges Leben durch den asketisch bleichen Körper und die schwellenden Adern drängen sich in tausend kleinen schönen Wellenlinien hervor wie warme rieselnde Quellen aus weißem Gestein.

In Blut getaucht stehen die Beiden da, eines sie auf das andere zurückstrahlend, eines sie vom anderen einsaugend.

Aber mit der Grausamkeit der Liebe, die auch an dem Schmerz, den sie zu bereiten vermag, die Größe der Gegenliebe ermessen will, bändigt die schöne Frau die Flamme, in der sie bei diesem Anblick entbrennt und sagt gleichgültig: „Wir haben Sie bei einem Tete-à-tete gestört, wir wollen den Fehler gut machen und uns zurückziehen!“

„Frau Gräfin!“ ruft er mit einem Blick, der zu sagen scheint: ist's möglich, kannst du so ungerecht sein! „Meine Mutter, Maria, war bei mir, sie hat dem Sohn etwas zur Erquickung bei der Arbeit gebracht, warum sollten Sie dabei stören?“

Mit dem einfachen Wort, das doch für sie einen so feinen Doppelsinn birgt, ist alles erklärt und sie fühlt zu ihrer tiefsten Beschämung, daß er sie verstanden hat und daß sie ihm recht klein erscheinen muß.

Ludwig Groß zieht die Uhr: „Sie verzeihen, es ist bald neun Uhr. Ich muß in meine Zeichenschule.“ Er grüßt und geht, ohne der Gräfin wie sonst die Hand zu geben. Sie empfindet es wie eine Strafe, und eine Stimme in tiefster Brust sagt ihr: Du mußt noch sehr viel besser werden, bevor du dieser Menschen würdig bist!

„Wollen Sie die Maria nicht kennen lernen? Darf ich sie Ihnen vorstellen?“ fragt Freyer, als sie allein sind.

„Ach, es ist nicht nötig!“

„Wie, Sie behaupten, den Sohn zu lieben und interessieren sich nicht für die Mutter?“

„Es ist nicht Ihre Mutter!“ sagt die Gräfin.

„Und ich bin nicht Christus! Warum wirkt die Täuschung nur bei mir und nicht bei Maria?“

„Weil sie bei Ihnen vollkommen war, bei jener aber nicht!“

„Um so mehr müssen Sie sie kennen lernen, denn was an ihrer Darstellung fehlte, wird ihre Persönlichkeit ergänzen!“

Die Gräfin schaut düsteren Blicks hinüber nach der hochgewachsenen Jungfrau, die einstweilen die Sense genommen und für Freyer weiter arbeitet.

„Sie scheint Ihnen sehr ergeben zu sein?“ wirft die Gräfin zweideutig hin.

„Ja, gottlob, wir halten treu zusammen!“

„Sie nennen sich ja auch ‚du‘!“

„Ja, das thun wir Ammergauer alle, wenn wir miteinander in die Schule gegangen sind.“

„Das ist eine komische Sitte! Thut das Vornehm und Gering?“

„Bei uns gibt es kein Vornehm und Gering. Wir sind hier alle gleich, Frau Gräfin! Daß der eine ärmer, der andere reicher ist, der eine mehr für Bildung und äußere Erscheinung thun kann, als der andere, das macht bei uns keinen Unterschied, und wenn er's thäte, so wäre es für mich eine Ehre, mit Anastasia auf du und du zu sein, denn sie und die ganze Familie Groß stehen in dieser Hinsicht weit über mir. Der Bürgermeister ist auch in Ihrem Sinn, Frau Gräfin, ein vornehmer Herr, kein Naturmensch wie ich, sondern ein Mann von Formen und vollendeter Bildung.“

„Nun,“ bricht die Gräfin aus, „warum heiraten Sie denn die Dame nicht, wenn sie doch so ausgezeichnete Eigenschaften besitzt?“

„Heiraten?“ Freyer schreckt zurück, als habe ihn aus dem schönen Gesicht der Gräfin plötzlich etwas Häßliches angeblickt, „daran hab' ich noch nie gedacht!“

„Warum nicht?“

„Der Christusdarsteller die Maria? Der Sohn die Mutter? Nein, wenn wir auch nicht sind, was wir vorstellen, das wäre mir unmöglich. Ich habe mich so daran gewöhnt, sie als meine Mutter zu betrachten, es wäre mir geradezu eine Profanation!“

„Nun aber, wenn die Spiele zu Ende sind, nächsten Winter, da wäre es doch etwas anderes.“

„Und das sagen Sie mir, Sie, Frau Gräfin, nach diesem Morgen?“ ruft Freyer mit bebender Stimme. „Ist das Ihr Ernst?“

„Gewiß, ich kann doch nicht verlangen, daß Sie um meinetwillen etwaige ältere Herzenspflichten hintansetzen sollen!“

„Frau Gräfin! Wenn ich ältere Herzenspflichten hätte, würde ich heute so zu Ihnen gesprochen haben, würde das geschehen sein, was heute geschah? Glauben Sie so etwas von mir? Sie schweigen? Wahrlich, Frau Gräfin, das mag in Ihren Kreisen Sitte sein, aber nicht in den meinen!“

„Freyer, vergeben Sie mir!“ stammelt die Gräfin erbleichend.

Freyer hält die Hand über die Augen, als blende ihn die Sonne, um seine aufsteigenden Thränen zu verbergen.

„Wonach suchen Sie?“ fragt die Gräfin, die glaubt, er schütze die Augen, um besser sehen zu können.

Da wendet er ihr voll das schmerzbewegte Antlitz zu: „Ich schaute aus, wo meine Taube von heute früh wohl hingeflogen sein mag, ich finde sie nicht mehr! Oder hab' ich alles nur geträumt?“

„Freyer!“ ruft die Gräfin überwältigt und legt ihren Arm in den seinen und ihren Kopf ohne Rücksicht auf die Umgebung an seine pochende Brust: „Joseph, deine Taube ist nicht fortgeflogen, da ist sie ja, nimm sie wieder an dein Herz und halte sie, ewig, ewig, wenn du willst!“

„Frau Gräfin!“ mahnt Freyer gewissenhaft: „Nehmen Sie sich in acht, da sind überall Leute!“

Die Gräfin erhebt den Kopf. „Macht es dir etwas?“ fragt sie beschämt.

„Mir nicht, aber Ihnen. Ich habe nach niemanden zu fragen und könnte ja nur stolz sein auf Ihre Gunstbezeugungen, aber denken Sie, was man in Ihren Kreisen sagen würde, wenn es hieße, Sie hätten an der Brust eines Bauern geruht.“

„Ihr seid keine Bauern, ihr seid Künstler!“

„In den Ihren, aber nicht in den Augen der Welt. Und wenn wir auch Leidliches auf dem Gebiete der Schnitzerei und im Passionspiel leisten, so lange wir so arm sind, daß wir unser Feld bestellen müssen und das Holz zu unseren Bildwerken selbst aus dem Wald herbeischaffen, so lange werden wir für Bauern gelten und niemand wird Ihnen glauben, daß wir etwas anderes sind! Man wird es Ihnen nur zum Vorwurf machen, sich mit so ungebildeten Leuten eingelassen zu haben!“

„O das werde ich vor der ganzen Welt vertreten!“

„Das würde wenig nützen, geliebte Seele! Gott behüte mich, daß ich mich jemals so weit vergäße, mit deiner Liebe vor den Menschen zu prahlen, oder dich etwas thun zu lassen, was von ihnen falsch beurteilt würde und mir vor der Welt nicht zukommt. Was wir uns sind, versteht nur Gott, und darum soll es auch in seinem Schoß begraben sein, und kein profaner Blick soll es entweihen.“

Die Gräfin schmiegt sich bewundernd an ihn. Sie denkt an so manche Verlegenheit, welche die Indiskretion eitler, von ihr begünstigter Männer ihr bereitet, und die zarte Bescheidenheit dieses Mannes erscheint ihr so ritterlich und vornehm dagegen, daß sie vor ihm niedersinken möchte.

„Taupe, hab' ich dich wieder?“ sagt er in ihre Augen schauend. „Täubchen, du böses, süßes! Thu mir nie wieder so weh und unrecht. Ich fühl' es, du könntest mir einmal das Herz brechen!“ Und er drückt ihren Arm leise an sich und zieht verstohlen ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Sie aber überläuft eine selige Glut unter dem gedämpften, leidenschaftlichen Liebesgeflüster. Und wie mit jedem Sonnenstrahl die Centifolie reicher erblüht und mit jedem entfaltetem Blatt eine neue Schönheit offenbart, so die Seele des vom Gottesstrahl wahrer Liebe getroffenen Weibes. „Komm,“ sagt sie plötzlich, „führe mich zu dem guten Wesen, das so liebevoll für dich sorgt, und vielleicht um dich leidet! Jetzt zieht es mich zu ihr und ich will sie lieben um deinetwillen als deine Mutter, Maria!“

„So, mein Kind, jetzt bist du deiner würdig! Ich

mußte es ja, du bist groß und edel! Komm, meine Magdalena, ich führe dich zu Maria!"

Und mit raschen Schritten haben sie das Feld erreicht, wo Anastasia emsig schafft. Als diese die Fremde nahen sieht, läßt sie das geschürzte Kleid herab und macht sich ein wenig zurecht. Ohne jede Befangenheit läßt sie die Gräfin auf sich zukommen und streckt ihr freundlich die Hand entgegen. Auch in ihrer Haltung ist etwas Herablassendes, was der vornehmen Frau besonders auffällt. Mit großen treuen Augen sieht sie die Gräfin an, so ruhig und gerade, daß diese unwillkürlich die ihren niederschlägt, als hielte sie den Blick dieser klaren Seele nicht aus. Das schlicht gescheitelte braune Haar, die weichen, kaum markierten Brauen, die Kleinheit der Züge und die jungfräuliche Hoheit der edlen Stirn, alles stimmt zu dem Eindruck der Himmelskönigin, welcher der Gräfin im Passionspiel entgangen war. Sie ist schön und tadellos geschaffen vom Scheitel bis zur Zehe, und dennoch ist nichts an ihr, was auch nur die leiseste Eifersucht erwecken könnte. Es ist etwas so Temperamentlos-Abgeklärtes in dem ganzen Wesen, — etwas, die Gräfin kann es nicht anders bezeichnen, so Aeltlich-Vernünftiges, daß sich die schöne Frau ihres Argwohns von vorhin schämt. Jetzt erst versteht sie, was Freyer meinte als er von dem mütterlichen Verhältnis zwischen ihr und ihm sprach. Sie ist das echte Madonnenbild, zu dem die Blicke gläubig und ehrfurchtsvoll aufschauen, aber welches kein Mann verlangen wird, ans Herz zu drücken! Sie wird wohl nicht viel älter sein als die Gräfin, höchstens zwei, drei Jahre; im Vergleich zu ihr jedoch ist diese welt-

erfahrene Frau ein unreifes, ungestümes Kind. Das fühlt die Gräfin mit der heimlichen Genugthuung, die es jedem Weib gewährt, sich jünger zu empfinden als eine andere. Deshalb erträgt sie auch das Uebergewicht, welches Anastasia in ihrer edlen Ruhe über sie behauptet. Ja, sie ordnet sich ihr mit einer koketten Naivetät unter, die sie um so jugendlicher erscheinen läßt. Doch in dem Augenblick, wo sie sich in der kindlichen Rolle gefällt, wird sie auch innerlich davon ergriffen! Sie steht vor der Muttergottes!

Das ewig Weibliche hatte für sie nie einen Reiz, sie verstand es in keiner Form. Keiner raphaelischen Madonna, selbst nicht der Sixtina konnte sie je Geschmack abgewinnen. Ihr vermochte nur ein Weib Interesse einzulösen, welches sie sich in den Armen eines Mannes denken und heimlich beneiden konnte, das Gegensatzlose, die asketische Schönheit einer Immaculata lag außerhalb ihrer Sphäre. Jetzt, zum erstenmal in ihrem Leben, interessiert sie sich für eine Erscheinung dieses Typus, weil es ihr auf einmal offenbar wird, daß die Jungfrau zugleich die Mutter des Erlösers ist. Und wie ihr die Empfindung für Christus erst durch die Liebe zu Joseph Freyer kam, so kommt ihr auch die Pietät für Maria erst, seit sie sich diese als seine Mutter denkt! Sie, das innerlich arme Weib, was nie eine Mutter und nie ein Kind gehabt, sie empfindet in dem Augenblick, wo sie mit gewohnheitsmäßiger Koketterie die Kindliche spielt, plötzlich unter dem Einfluß ihres Gefühls für den geliebten Mann das Wahre an der Komödie und ihr Herz erschließt sich dem heiligen, geheimnisvollen Zusammenhang von Mutter und Kind! So wächst sie von

Stunde zu Stunde aus ihrer Sinnen- und Weltbefangenheit heraus, milde getragen und emporgehoben durch die Kraft der Erd' und Himmel versöhnenden Liebe!

Sie hält mit der einen Hand das Mädchen, mit der andern Freyer. „Ich wollte doch auch die liebe Mutter unseres Christus kennen lernen!“ sagt sie mit jener sich hold unterordnenden Grazie, die der Augenblick sie gelehrt. Freyers Blick ruht segnend auf ihr. Sie hat ein Gefühl, als wüchsen ihr Flügel an den Schultern, sie fühlt sich schön, gut und geliebt, mehr kann die Erde nicht geben.

Das Mädchen betrachtet die aufgeregte Frau, mit dem freundlich prüfenden Blick einer barmherzigen Schwester. Wie überhaupt das ganze Wesen an eine solche erinnert: resigniert, ohne Sentimentalität, sanft und doch thatkräftig, bescheiden und doch imponierend!

„Ich habe Sie sehr —“ die Gräfin will sagen „bewundert“, aber es ist nicht wahr, sie bewundert sie erst jetzt! Die Gräfin bleibt mitten im Satz stecken, sie mag in diesem Augenblick keine Phrasen machen. Mit sicherem Anstand, wie eine Fürstin, welche Audienz erteilt, kommt ihr Anastasia zu Hilfe, indem sie gewandt die Pause ausfüllt: „Frau Gräfin sind zum erstenmal hier?“

„Ja!“

„Da hat es Sie gewiß sehr ergriffen?“

„O wer könnte kalt bleiben, wenn er das erlebt!“

„Nicht wahr, unser Christus?“ sagt Anastasia stolz lächelnd. „Er kostet die Menschen viele Thränen! Muß doch sogar ich immer wieder weinen und hab' es in die dreißigmal mit ihm gespielt!“ Und sie streicht ihm zärtlich,

mütterlich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie ihn trösten für alles, was er erlitten! „Ist es nicht, als ob man den Erlöser selbst sähe?“

Die Gräfin betrachtet sie mit wachsender Teilnahme. „Sie sind eine schöne Seele! Ihr Freund hatte recht, man muß Sie persönlich kennen lernen, um den vollen Eindruck der Maria zu bekommen!“

„Ja, nicht wahr, ich spiele zu schlecht!“ sagt das Mädchen in ihrer natürlichen Bescheidenheit, ohne auf die Schmeichelei der Gräfin zu reagieren.

„Nein, — schlecht — ist nicht das Wort! Aber die feinen Schattierungen der zarten Weiblichkeit gehen verloren in dem großen Raum,“ erklärt die Gräfin.

„Das mag sein,“ erwidert Anastasia einfach. „Aber es ist auch ganz gleich, wir andern könnten spielen wie wir wollten — er trägt ja doch das Ganze!“

„Und dein Bruder, Anastasia, und die Anderen alle — vergißt du die ganz?“ sagt Freyer ablehnend.

„Ja, liebes Fräulein!“ Die Gräfin nimmt Freyers Hand. „Ich habe meine Seele diesem Christus hingegeben, — aber auch Ihres Bruders Leistung ist ein Kunstwerk! Mich dünkt, Sie sind ungerecht gegen ihn. Auch gegen Pilatus, den ich bewunderte, die Apostel und Hohenpriester.“

„Das mag sein! Ich weiß gar nicht, wie die Andern spielen,“ — sagt Maria mit einer geradezu großartigen Ehrlichkeit: „Ich sehe nur ihn, und wenn er nicht auf der Bühne ist, kümmere ich mich um nichts. Das macht eben, weil ich seine Mutter bin: einer Mutter geht ja der Sohn über alles!“ fügt sie heiter hinzu.

Die Gräfin sieht sie staunend an: Ist's möglich, daß ein Weib so lieben kann, ohne zu begehren? Und wahrlich, es ist so! Denn wenn nur der Schatten eines Verlangens nach dem geliebten Mann durch die Seele dieses Mädchens gezogen wäre, könnte sie nicht mehr diese kristallhelle Durchsichtigkeit und Unbefangenheit haben!

„Glückliche Naturen, diese Madonnen!“ denkt sie bei sich, und dennoch neidet sie ihr diesen wunschlosen Frieden nicht.

Sie zieht mit großer Mühe den langen Handschuh aus und streift einen Ring vom Finger: „Bitte, nehmen Sie dies von mir als Zeichen eines stillen Bundes, der uns vereint in der Liebe für Ihren — Sohn! Wir wollen gute Freunde sein!“

„Von Herzen gern!“ sagt Anastasia in schöner Freude und reicht der Gräfin die gebräunten Finger, den Ring daran zu stecken. „Was wird mein Bruder sagen, wenn ich so beschenkt heimkomme!“ Sie küßt der Geberin dankbar die Hand. „Frau Gräfin sind zu gütig, — ich weiß gar nicht, wie ich das verdiene!“ — Sie bückt sich und nimmt ihren Krug auf. — „Aber jetzt muß ich nach Haus, der Schwägerin helfen. Nicht wahr, Sie besuchen uns auch einmal — mein Bruder wird sich gewiß sehr freuen.“

„Gern, — wenn Sie erlauben!“ sagt die Gräfin lächelnd.

„Ich bitte darum!“ verbessert das Mädchen taktvoll. Dann, mit edlem Anstand, schreitet sie über die Felder dahin, und winkt den beiden Zurückbleibenden noch wiederholt aus der Ferne, als wolle sie sagen: „Seid glücklich!“

zwölftes Kapitel.

Brautfackeln.

„Magdalena — Weib — Engel — wie nenn' ich dich?“ ruft Freyer und breitet die Arme aus. „D stünden wir jetzt nicht auf freiem Feld, daß ich dich ans Herz drücken und dir danken dürfte. daß du so gut warst — so groß und so gut!“

„Verlangt dein Herz endlich nach mir? D so komm mit mir in den Wald, wo uns niemand belauscht, als die heilige Natur. Weißt du was, führe mich auf einen dieser Berge. Willst du? Kannst du? Geht dein Heu nicht zu Grunde?“

„Und ginge es auch zu Grunde, was liegt daran! Aber du mußt mich vorher nach Hause lassen, um mich deiner würdig anzukleiden.“

„Nein, das wird zu spät! Bleib nur wie du bist, — du bist doch schön!“ flüstert sie leise errötend wie ein Mädchen, und ihr Auge gleitet an der königlichen Gestalt nieder zur Erde. — Ein glückliches Lächeln fliegt über sein Gesicht. Er bückt sich und nimmt die Toppe auf, die er bei der Arbeit ausgezogen.

„Und du — bist du denn gerüstet für eine Bergfahrt?“

„Ach, wir wollen ja nicht weit gehen! Nur so, daß wir bis zu Tisch wieder unten sind.“

„Aber die Schuhe, wie steht es damit? Das werden wohl papierene Söhlchen sein?“

„Nein,“ sagt sie launig, „die Ammergauer Wege stehen in einem so argen Renommee, daß ich schon vorgeesehen bin.“

„Nun denn, in Gottes Namen! Schlimmsten Falls nehm' ich mein Täubchen auf die Schulter und trage es, wenn's nicht mehr weiter kann.“

Die Gräfin jubelt: „O selige Ungebundenheit! So in den Wald laufen wie ein paar Märchenkinder, die dann darin verzaubert werden von irgend einer bösen Fee und erst nach tausend Jahren wieder zum Vorschein kommen! O Poesie des Kindergemüts — zum erstenmal lachst du mich an mit vollen Wangen! Komm, laß uns eilen — es ist so schön, daß ich meine, es könne nicht sein! Ich glaub's nicht eher, als bis wir oben sind!“

Und sie fliegt mehr, als sie geht, neben ihm her.

„Täubchen — du, wenn wir aber verzaubert würden und müßten tausend Jahre miteinander im Walde bleiben?“

„Laß es uns darauf hin wagen!“ flüstert sie und verstrickt ihren Blick in dem seinen, daß er schwer atmend sagt: „Ich glaube — der Zauber beginnt schon!“ Und mit düster flammendem Auge murmelt er, sie betrachtend: „Wer weiß, ob ich nicht die Lorelei selbst am Arm halte, die mich in ihr Reich lockt, um mich zu verderben!“

„Was weißt du von der Lorelei?“

Freyer bleibt stehen: „Denkst denn du, ich lese gar nichts? Was thäte ich anderes die langen Abende, wenn ich müde von der Arbeit zu Hause Rast halte?“

„Wirklich?“ sagt sie zerstreut und zieht ihn weiter.

„Glaubst du denn, ich könnte ein Weib wie dich verstehen, wenn ich mich nicht in der Stille etwas gebildet hätte? Ach, wenig erreicht man, wenn die rechte Grundlage fehlt. Das ungeschulte Gedächtnis hält nichts fest, als was

sogleich in Fleisch und Blut übergeht: die Erkenntnis des Lebens, soweit sie uns aus dem Spiegel der Kunst entgegentritt. — Aber auch dieses Spiegelbild verzerrt sich hin und wieder und verwirrt unser natürliches Denken und Fühlen. — Ach, liebe Seele, ein Mensch, der nichts recht gelernt hat und doch so viel weiß, daß er den Drang nach etwas Höherem fühlt, ohne ihn je befriedigen zu können, — ist wie ein Verdammter, der nie zu dem ersehnten Ziel gelangt!“

„Armer Freund. Ich kenne das, — bis zu einem gewissen Grad geht es ja auch uns Frauen so. Auch wir haben den Drang nach Bildung und bringen es doch schließlich nur zu einem lückenhaften Wissen! Um so reicher entwickelt sich aber dafür das Individuelle, das Unmittelbare und Intuitive. Du brauchtest gar nichts zu wissen — du wirkst als Individualität, — als solche bist du groß. Alles Wissen kommt von den Menschen und ist von diesen zu erwerben, — das Gottesgnadentum der Individualität kann niemand erringen, noch geben, so wenig wie die Intuition! Alle Logik des grübelnden Verstandes, — was ist sie gegen die Sehergabe, mit der du dich in die Rolle eines Gottes hineingelebt hast. Ist das nicht ein größeres Wunder, als die mühselig errungenen Resultate systematischer Studien am Büchertisch?“

„Du bist eine gute Trösterin!“ sagt Freyer.

„Das Denken macht den Menschen alt!“ fährt sie fort. „Es hat auch die Menschheit alt gemacht, — Natur, Einfachheit, Liebe müssen sie verjüngen! Darin ist der unmittelbare Kontakt mit der Gottheit, in der Kultur nur der mittelbare! Wohl mir, ich habe meine Lippen an die Quelle

gelegt. — O, ewiger Born der Menschennatur, ich trinke aus dir mit vollen Zügen!"

Sie sind in den Wald getreten — hoch über ihnen rauschen die Wipfel und zu ihren Füßen der Waldbach. Die Gräfin ist verstummt, — ihr Haupt ruht an der hochklopfenden Brust des Freundes, — ihre weiche Gestalt ist müde an ihn hingesunken. — „Jetzt sprich nichts mehr — hier reicht kein Wort mehr aus!“ Tiefes Waldesdunkel umgibt sie — heilige Stille und Einsamkeit. — „Ueber allen Wipfeln ist Ruh!“ zieht es leise klingend über das Haupt der Gräfin hin, das wundervolle Rubinstein-Goethesche Lied. Es ist keine Menschenstimme, es ist, wie wenn ein Hauch aus Traumesferne herüberweht, — wie wenn der Wind durch die Saiten der Zimbel streicht, die Lenaus Zigeuner am Baum aufgehangen, kaum gehört, schon wieder verklungen. — Ihr Ohr hat schon einmal diesen Aeolsharfonton getrunken, — sie weiß es wieder: am Kreuz — mit den Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Und so süß wie damals die Sprechstimme ist jetzt die Tenorstimme, die leise, leise das unruhvolle Gemüt des großen Weltkinds in Schlummer singt! — „Warte nur, balde — balde —“ und jetzt schwillt der Ton allmählich sanft an, und es ist, als fielen der ganze summende, singende Waldeschor mit ein: „Balde ruhst auch du!“

Aus der Tiefe des großen Herzens, an dem sie sich wiegt, kam der geisterhafte Klang, als habe die Seele sich auf Augenblicke vom Körper getrennt gehabt, und künde nun, zurückkehrend, mit süßer Klage, was sie geschaut im Reich des Verborgenen!

„Du weinst?“ fragt er zärtlich und küßt die lockige Stirn: „Mein Kind!“

„O, wenn du dies Wort sagst, das ist ein Gefühl, wie ich es nie gekannt. Ja, ich bin ein Kind in deiner Hand, ich will es sein! Wer jemals die Wollust gekostet, die Last des eigenen Ich hinzumerfen auf irgend einen Altar, sei es der Religion oder der Liebe, — sich hinzugeben, aufzugehen in einer anderen, höheren Potenz, der nur kann wissen, wie mir zu Mute ist, wenn ich mich an deine Brust lehne und du mich dein Kind nennst! So, unserer selbst entledigt, so frei und leicht muß es uns sein, wenn wir im Tode die Fesseln des Körpers abgestreift und alles, was persönlich an uns ist, aufgelöst haben in Gott!“

„Weib, dich hat der Himmel für sich bestimmt und du spürst es schon, wie's deine Fasern lockert und dich allmählich herausheben will aus dem profanen Boden, in dem du gewurzelt. Darum hast du auch jetzt geweint, als ich dir hier in der stillen Waldeinsamkeit das Lied sang. — Solche Thränen sind wie die Tropfen, welche der Baum weint, wenn ihm ein Name eingeschnitten wird. In solchen Augenblicken fühlst du, wie die Hand Gottes die Rinde aufrißt, die das Treiben der Welt um dein Herz gelegt, und der edle Saft entquillt der wunden Stelle. Nicht wahr?“ Und er streicht ihr sanft mit der Hand über die feuchtschimmernden Augen.

„O du große Seele! Wie bringst du in die Tiefen meines Seins! Was ist aller Witz und Scharffinn des gebildeten Geistes gegen die unmittelbare Eingebung deiner

poetischen Natur, Freyer, Frühling der Erde, — Christus, Frühling der Menschheit! Mein Herz treibt dir die erste Knospe, brich sie ab!" Sie wirft sich ihm geschlossenen Auges an die Brust — gleichsam blindlings! — Er umfängt sie und hält sie lange stumm in den Armen. — Dann sagt er leise: „Ich will sie brechen, mein Kind, die schöne Blüte deines Herzens, aber nicht für mich!" Er blickt inbrünstig empor: „Gott, du hast deine Hand aufgethan über dem Bettler, und ihn reich gemacht, daß er dir opfere, was kein König zu geben vermag! Dank sei dir!"

Da lacht etwas über ihrem Haupt — es ist ein Wildtaubenpaar, das sich dort oben im grünen Zelt schnäbelt.

„Weißt du, worüber die lachen?" fragt die Gräfin mit verändertem Ton: „Die lachen über uns!"

„Magdalena!"

„Ja! — Sie lachen über den selbstquälerischen Zweifel an Gottes Güte! Blick um dich, sieh hier den Sturzbach schäumen und die blauen Genzianen tränken, sieh hier die fruchtebeladene Haselstaude, den heiligen Baum, der deine Kindheit beschattet, sieh die schwellenden Waldbeeren zu deinen Füßen, das ganze berauschende Wogen und Weben in der Natur, und dann frage dich, ob der Gott, der dem Allen das warme, wonnige Leben eingehaucht, ein Gott ist, der nur nimmt — nicht gibt! Glaubst du, er hätte uns diesen Liebesfrühling bereitet, damit wir seine Blüten auf dem kalten Altar der Pflicht oder des Vorurtheils welken lassen? Nein — nimm sie an, wie er sie dir gibt — und frage nicht!"

„Magdalena!" bittet er leise, „führe mich nicht in

Versuchung! Ich sagte dir schon heute, du weißt nicht, was du entfesselst!

Er steht vor ihr wie verwandelt — seine Augen lodern wieder in dem dunkeln Feuer, das heute früh einen Moment darin aufgezuckt, durch den Wald geht ein Rauschen wie Adlersfittiche — Jupiter naht in Menschengestalt!

Die schöne Frau setzt sich auf einen Baumstamm, die Hände im Schoß gefaltet. —

„Ein Mensch wie ich liebt nur einmal, aber mit dem ganzen Sein. Ich begehre nichts — aber was sich mir gibt, das gebe sich mir ganz — oder gar nicht, denn hab' ich's einmal, dann laß ich's nicht mehr als mit meinem Leben!

„Jüngst war ein Fremder bei uns, der sang das Lied von den Akras, welche sterben, wenn sie lieben — ich glaube, von dem Stamm bin ich! — Weib! scherze nicht mit mir, spiele nicht! Denn wisse — ich liebe dich mit der tödlichen Liebe jener Akras!“

Sie erbebt vor Wonne.

„Wenn ich einmal deine Lippen berührt, dann ist die Schranke zwischen uns gefallen! Verzeihst du mir, wenn mich dann der Strom der Empfindung fortreißt, daß ich vergesse, wer du bist und Welch ein Abgrund die Gräfin Wildenau von dem niederen Manne trennt?“

„O daß du dich daran erinnern kannst — in dieser Stunde —!“ ruft die Gräfin mit schmerzlichem Vorwurf.

Er biegt sich zurück und schaut ihr fast drohend in die Augen. Es ist als knisterten die dunkeln Locken um sein Haupt wie die sich sträubende Mähne eines Löwen:

„Weib, du kennst mich nicht! — Wenn du mich betrügst, verrätst du das Heiligste, was je ein Mensch empfunden — und furchtbar wird sich's rächen! — Dann wird die Flamme, die du entfachst, entweder dich oder mich oder uns beide verzehren! Sieh, nun bin ich ein anderer. Bisher sahst du mich nur gebändigt von der sieghaften Macht meiner heiligen Aufgabe! Du hast die Geister beschworen, jetzt sind sie nicht mehr zu bannen — wird dir nicht bangen vor der Gewalt einer Leidenschaft, die ihr Weltmenschen mit eurer kühlen Selbstbeherrschung nicht kennt?“

„Mir bangen, vor dir?“ jubelt das stolze Weib mit Entzücken: „O, das ist Größe, das ist Atem der Götter! Und mir sollte bangen inmitten des Elements, das ich gehehnt, ersehnt — das sich mir längst offenbarte in der eigenen Brust? Fürchtet die Flamme das Feuer? Die Titanin den Titan? Ah — jetzt deinen Blitz, Zeus — schleudere ihn nieder und laß den Wald auflohen als Siegesfackel der lange geknechteten, endlich erlösten Natur!“

Er läßt sich neben ihr nieder und sein Gluthauch streift ihre Wange. „So willst du es mit mir versuchen, willst ihn mir dennoch geben, den Kuß, den ich heute nicht anzunehmen gewagt?“

„Ja!“

„Dann ist es aber ein Brautkuß!“

„Ja!“

Da breitet er die Arme aus, und wie ein schwarzer Falter sich auf die duftige Theerose niederläßt, mit samntenem Flügel über dem tauschweren Kelch schwebend, so beugt er das Haupt zu ihr herab, dunkel überschattend

— und drückt den ersten Kuß auf die zitternden Lippen der Gräfin.

Aber solche Augenblicke locken die Götter an, und Jupiter schwebt über dem Paar grimmen Zornes voll, denn er neidet dem christlichen Menschensohn das herrliche Weib. — Er hat's gehört, wie sie ihn lachend herausgefordert in ihrer gestohlenen Götterwonne, und der Himmel verdüstert sich, die Windsbraut sattelt die Sturmrosse, seines Winks gewärtig, und nieder loht es, das Feuer des Himmels — ein kreischender Schrei gellt durch die Lüfte, berstend zerklafft der höchste Baum im Wald und hochauf lobert die Brautfackel, die Jupiter dem Paare entzündet.

„Die Götter wollen's nicht,“ sagt Freyer düster.

„Trotze ihnen!“ ruft die Gräfin aufspringend, „sie sind machtlos — wir stehen in eines Höhern Hand!“

„Weib, du bist nicht von dieser Welt, oder du hast keine Nerven, die zu zittern vermögen!“

„Zittern?“ lacht sie selig auf: „Zittern, an deiner Seite?“ Sie schmiegt sich an ihn: „Ich bin so feig wie je ein Weib — aber wo ich liebe, hab' ich Todesmut! Und wenn ich jetzt vom Blitz getroffen zerschmettert niedersänke, könnt' ich schöner sterben als in diesem Augenblick? Du würdest sterben für deinen Christus — und ich für den meinen.“

„Nun denn, so komm, du großes Weib, daß ich dich berge, so gut ich kann! Jetzt wird sich's zeigen, ob Gott mit uns ist! Den Elementen trotz' ich!“ Stolz faßt er das geliebte Weib in die Arme und führt es weiter, sicheren Schrittes durch das Chaos, in das der ganze Wald jetzt

aufgelöst ist. — Heulend bricht sich der Sturm Bahn durch das Dickicht. — Die Nester krachen, die Vögel werden steuerlos umhergeschleudert. Als käme das rasende Element aus Höhe und Tiefe zugleich, so erschüttert es den Boden und gräbt mit wühlender Hand die Wurzeln der Bäume aus der Erde, daß die Hochstämme prasselnd niederschmettern und bergab rollend alles mit sich reißen im jähen Absturz. Und in teuflischer Kampfeswut zückt das Feuerschwert aus den Wolken in den Aufruhr hinein, Streich um Streich und Schlag um Schlag — und da und dort flammt es auf, rot züngelnd und knisternd durch das dürre Geäst! —

Brausend, aber ohne zu löschen, stürzt jetzt ein Wolkenbruch nieder und drückt den Rauch der schwälenden Flamme herunter in die vom Sturm ineinander verstrickten Wipfel. Wie eine schwarze Riesenschlange wälzt sich's von allen Seiten daher, atemraubend, erstickend, mit dem Gluthauch des Waldbrandes, und der ringelnde Wolkenleib führt schimmernd und sprühend Millionen Funken brennender Tannennadeln mit sich.

„Nun, Feuerseele, geht dir's jetzt heiß genug her?“ fragt Freyer und preßt das schöne Weib an sich, um es zu decken mit seinem eigenen Leib: „Ist dir jetzt wohl?“

„Ja!“ sagt sie, nach Atem ringend, und beider Augen versenken sich ineinander, als fühlten sie nur den Brand im Herzen und als habe sich dieser und das äußere Element aufgelöst in ein einziges großes Flammenmeer.

Und immer näher, immer enger zieht das Feuer seine Kreise um das trotzig Paar, und immer schwüler wird der Weg — immer leuchtender die Bahn, die sie sich durch die

züngelnde Lohc suchen müssen. — Bald links, bald rechts starrt ihnen rotäugig, aus feuchtem Dunst und Glanz die Brunst entgegen, halb erstickt von den herabströmenden Regenfluten, aber aus dem geöffneten Rachen heißen, sengenden Qualm speiend — unnahbar der schwer atmenden Menschenbrust — und zwingt die Flüchtenden, umzukehren, um einen neuen Ausweg zu suchen.

„Wenn der Regen nachläßt, sind wir verloren!“ sagt die Gräfin mit Todesruhe. — „Dann ist das Feuer ganz Herr!“

Freyer spricht kein Wort. Unaufhaltsam, unbeugsam strebt er weiter. Mit der Kraft der Titanen fängt er die stürzenden Aeste und Stämme auf, die das Leben der Gräfin im Fallen bedrohen. Mit beiden Armen schützt er das unbedeckte Haupt des geliebten Weibes vor den springenden Funken, dann und wann nezt er ihre Haare und Gewänder aus einem vorbeirieselnden Quell. Schon wird das Wasser in den Bächen warm. Zu ihren Füßen wimmelt es von flüchtenden Tieren, — und Vögel mit verbrannten Flügeln stürzen herab.

Es ist nicht mehr möglich, nach der Tiefe durchzukommen, unter ihnen wütet das Feuer. Sie müssen wieder bergauf und in die Höhe zu gelangen suchen. — „Nur Mut — vorwärts!“ ist das Einzige, was Freyer sagt. — Und aufwärts kämpfen sie sich — weg- und steglos — durch Gestrüpp und Dickicht, über Baumwurzeln, Geröll und Klunfen weg, ohne anzuhalten, ohne Atem zu schöpfen, denn die Flamme folgt ihnen auf den Fersen und bedrängt sie mit teuflischer Umarmung. — Und wo der Pfad zu

mühselig, da nimmt Freyer das bedrohte Weib auf die Arme und trägt es über die beschwerlichen Stellen.

Da endlich — öffnet sich das Gehölz, die Feuergrenze ist überschritten, sie sind oben — sind gerettet. Wiehern empfangen die Windrosse sie nun auf der fahlen Höhe und mühen sich, sie herabzuschleudern, zurück in das brennende Grab, aber Freyers hochragende Gestalt steht ihrem Anprall, und mit ohnmächtiger Wut reißen sie rechts und links Felsblöcke los und wälzen sie donnernd hinab in die Tiefe. Und der Wassersturz aus den Wolken überflutet das Paar wie eine Meereswoge, als wolle er sie vom Felsen hinabspülen, und schlägt ihnen in Augen, Mund und Ohren, daß sie sich wie blind und taub weiter tasten müssen, der Bergwand entlang. Zerfetzt und bleischwer hängen die Gewänder an der schönen Frau nieder, die Haare aufgelöst, naß und verweht, der ganze Körper zitternd vor Kälte in dem eisigen Sturm und Regen hier oben auf der Höhe, nach der Hitze und Bangigkeit dort unten im schwälenden Dickicht.

„Ich weiß eine Sennhütte, dort bring' ich dich hin! Halt dich nur fest an mich, wir müssen noch höher hinauf!“

Und stumm klimmen sie weiter.

Die Gräfin wankt. Freyer nimmt sie wieder auf den Arm und trägt sie mit übermenschlicher Anstrengung das letzte steile Stück hinan bis zur Hütte. Diese ist leer. Auf dem Strohlager des Sennen läßt er die erschöpfte Frau nieder, sie bricht ohnmächtig zusammen. — Als sie erwacht, ruht sie in Freyers Armen, und seine Thränen neßen ihr Gesicht. Sie sieht ihn an wie einen wahrgewordenen schönen Traum: „Bist du's wirklich?“ sagt sie mit solch süßer

Kinderfeligkeit und schlingt ihre Arme um ihn, daß es dem starken Mann in Kopf und Herzen wirbelt, als sollten ihm die Sinne vergehen.

„Du lebst, du bist gerettet?“ weiter kann er nichts sagen. Er küßt ihr nasses Kleid, ihren Fuß — er umschlingt ihre Kniee und betastet zärtlich die ganze schöne Gestalt, ob sie noch unverfehrt: „Gott sei Dank!“ jubelt er unter Thränen, „du bist heil!“ Und dann, wie taumelnd, erhebt er sich: „Jetzt, angesichts der überstandenen Todesgefahr, jetzt sag mir, ob du mich wahrhaft liebst, sag, ob du mein bist, ganz mein! Oder stürz' mich hinunter in den brennenden Wald — es wäre barmherziger, bei Gott! — als mich belügen!“

„Joseph!“ ruft die Gräfin, ihn leidenschaftlich an sich ziehend! „Kannst du das fragen — jetzt noch?“

„Ach, ich kann's nicht begreifen, daß ein armer, unwissender Mensch wie ich solch ein Weib besitzen soll! Was kannst du denn an mir lieben als die Christustäuschung, und ist diese dahin — was bleibt dann übrig?“

„Die göttliche, die wahre Liebe!“ sagt die Gräfin mit erhabenem Ausdruck.

„O Weib, ich glaube ja, daß du's ehrlich meinst. Aber wenn du dich selbst getäuscht hättest, wenn du es jemals erkanntest, daß du mich überschätzt hast — schau — mir wäre besser, ich läge da unten in den Flammen, als das erleben! Noch ist es Zeit — überleg' es wohl, und sag — was soll's werden?“

„Ueberlegen?“ sagt die Gräfin und zieht seinen Kopf zu sich herab. „Sag dem Sturzbach, er soll sich's über-

legen, ehe er vom Felsen springt, um im Sprung zu zerstäuben! — Sag der Blume, sie soll sich's überlegen, ehe sie sich dem Sonnenstrahl öffnet, der sie versengen wird! Willst du kleiner sein als diese? Was ist zu überlegen, wo ein großer Impuls allgewaltig zwingt? Ist dir der Augenblick nicht wert, das ganze Leben dranzusetzen, ohne zu fragen: ‚Was soll's werden?!‘ O dann, ja dann hab' ich mich in dir getäuscht, und es ist besser, wir trennen uns, da es noch Zeit ist!“

„O Weib — Zauberin! — Du hast recht, ich kenne mich selbst nicht mehr! Uns trennen, jetzt? Nein, es ist zu spät, ich bin dir verfallen mit Leib und Seele. Wohl! denn, ich gebe mein Leben für den Augenblick hin und frage nicht mehr, denn ich kann nicht anders!“

Und er sinkt vor ihr nieder und begräbt das Haupt in ihrem Schoß. — Sie umschlingt ihn mit unnennbarer Zärtlichkeit. — Aber wie eine schwere Verantwortung legt sich's auf sie, denn sie fühlt es jetzt — sie ist sein Schicksal. Sie hat, was sie wollte, seine Seele, sein Herz, sein Leben — und wenn er Unsterblichkeit besäße, er würde auch diese hingeben für sie! — Aber jetzt ist „der Gott“ Mensch geworden — die Wahl ist entschieden. Und mit einer heimlichen Thräne blickt sie auf die zurückgebliebene Hülle des entschwundenen schönen Wahnes herab.

„Was hast du?“ fragt er plötzlich, den Kopf erhebend, und sieht ihr mit banger Ahnung in die Augen: „Du bist kalt geworden!“

„Nein, nur wehmütig!“

„Und warum?“

„Ach, ich weiß es nicht! Es soll ja nichts Vollkommenes geben hienieden,“ — sie zieht ihn liebevoll an sich: „Jetzt ist einer der Augenblicke, wo das höchste Glück zum Schmerz wird! Nicht die Wut der Elemente konnte uns etwas anhaben, aber ein stilles schleichendes Weh ist es, das den Reib der Götter versöhnt für unerhörte Erdenwonne: die Trauer um meinen Christus!“

Da stößt Freyer einen schmerzlichen Schrei aus und verhüllt auffspringend das Gesicht mit beiden Händen. „O, daß du mich daran mahnen mußt!“ Und er eilt aus der Hütte.

Was war das? Die schöne Herrin hat ein Gefühl, als habe sie sich dennoch getäuscht, da sie glaubte, er gehöre ihr ganz und ausschließlich, als sei noch ein Etwas in dem Manne, worüber sie keine Macht habe! Und in einer unerklärlichen Angst folgt sie ihm vor die Thür. Er steht wie träumend an die Hütte gelehnt, ohne aufzublicken. — Vom Thale herauf tönt Sturmläuten und das Gerassel der Feuerwehr. Der Regen hat sich gelegt, und die Flammensäulen steigen jetzt hoch auf und bilden einen roten Thronhimmel über den Kronen des Waldes. Es ist ein wildes Schauspiel, dieß wogende Blutmeer, in dem allmählich Baum um Baum verschwindet, die Luft erschütternd durch das Geprassel stürzender Wipfel, und hoch darüber ein Sprühregen von Funken, und eine Wolke kreischender Vögel, die dem Flammenschuß entwirbeln. Joseph Freyer achtet deß nicht. Die Gräfin tritt fast schüchtern zu ihm hin: „Joseph — habe ich dich gekränkt?“

„Nein, mein Kind, im Gegentheil! Als ich dich heute

an deine Standespflichten erinnerte, da zürntest du mir, ich aber danke dir, daß du an den gedacht, den ich um deinetwillen vergaß!"

„Wohl! Doch ich schämte mich deiner, trotz der Mahnung, nicht, und verleugnete dich nicht vor der Gräfin Wildenau! Du aber, Joseph — du schämst dich jetzt meiner vor Christus!"

Da sieht er sie durchdringend und schmerzlich an: „Ich mich deiner schämen, ich dich verleugnen vor meinem Erlöser, der ja auch der deine ist? Ich dich verleugnen, weil ich ihm gestehen müßte, daß ich dich über alles liebe — ja hienieden vielleicht mehr als ihn? O liebes Weib, wie wenig kennst du mich noch! Möge der Tag nie kommen, wo es sich zeigen wird, wer von uns zuerst den andern verleugnet, und mögest du nie die Thränen weinen müssen, die Petrus weinte, da der Hahn zum drittenmal krächte!"

Sie sinkt an seine Brust: „Nein, geliebter Mann, das wird nie geschehen! In der Stunde, wo das möglich würde — dürftest du mich verachten!"

Er küßt sie liebevoll auf die Stirn: „Das würde ich nicht thun — so wenig wie Christus Petrus verachtet hat! Du bist ein Kind der Welt, sollte dir ein Verrat an mir angerechnet werden, wenn dem starken Mann, dem Jünger Christi, ein Verrat am Heiligsten verziehen ward?"

„O mein Engel! Auch das wäre ein Verrat am ‚Heiligsten,‘“ sagt die Gräfin in tiefer Bewegung, „wenn ich dich verleugnen könnte!"

„Ja, um Gottes willen, Herr Freyer,“ ruft eine Stimme von weitem, und der Senn springt in großen Sätzen vom

Gipfel her den Abhang hinunter: „Sie stehen so ruhig da — bei dem Unglück?“ Die Worte verhallen in der Entfernung.

„Der Mensch hat recht,“ sagt die Gräfin erschrocken, „wir vergessen alles um uns her! Da muß helfen, wer Hände hat. Geh — laß mich hier allein und folge dem Senn zum Löschen.“

„Hier hilft kein Löschen mehr, der Wald ist verloren!“ sagt Freyer gleichgültig. „Es ist gut, daß es ein so einzeltes Gehölz ist, so kann der Brand nicht weiter greifen.“

„Aber, mein Gott, so versuche doch zu retten, was zu retten ist — das ist ja Nächstenpflicht.“

„Ich verlasse dich nicht, werde was wolle.“

„Aber ich bin hier geborgen, und da unten verbrennt vielleicht eines armen Mannes Hab und Gut!“

„Was liegt daran, in dieser Stunde!“

„Was daran liegt?“ ruft die Gräfin empört. „Joseph, ich begreife dich nicht! Hast du so wenig Gefühl für die Not deiner Mitmenschen — und willst den Christus spielen?“

Freyer blickt mit seltsamem Ausdruck in die Zerstörung — seine edle Gestalt ragt stolz in den düstern Wolkenhimmel hinein. Er streckt mit ruhigem Lächeln die Hand nach dem geliebten Weibe aus und zieht es zärtlich an die Brust: „Schilt mich nicht, Taube — der Wald war mein!“

Dreizehntes Kapitel.

Aus Eden verbannt.

Still ist's auf der Höhe. Die Lüfte schweigen, die Wolken jagen dahin wie ein fliehendes Geisterheer. Von unten herauf knistert leise der verglimmende Wald. Die Stämme sind allesamt abgenagt vom feurigen Zahn bis zur Wurzel. Es ist wie ein Kirchhof voll ungefügter, schwarzer Kreuze und Grabmale, auf denen die armen Seelen als irrende Flämmchen hin und her tanzen.

Die Gräfin ruht stumm an Freyers Brust.

Als er gesprochen: „Der Wald war mein!“ da ist sie ihm keines Wortes mächtig in die Arme gesunken — und so blieb sie seitdem in stillem, tiefinnerstem Frieden.

Jetzt hebt sich, immer leichter, immer durchsichtiger entschwebend, der Nebelschleier, und der blaue Himmel wölbt sich wieder zur majestätischen Kuppel. Da und dort schießen die Sonnenstrahlen aus dem sich klärenden Wolkentreiben hervor, und plötzlich, als öffne sich das Himmelsthor, — steht hoch über ihnen ausgespannt ein doppelter Regenbogen, erstrahlend in siebenfarbiger Pracht, nicht mit eins zu fassender Schöne!

Da bedeutet Freyer die in sich versunkene Frau, aufzusehen. Und wie sie das holde Lustwunder gewahrt, und den Geliebten mitten darin — davon umflossen, da erhebt sie den Kopf und breitet die Arme aus, wie die Braut, welcher der himmlische Bräutigam naht. Ihr Auge ist wie geblendet auf ihn geheftet: „Sei was du willst, sei ein Mensch,

ein Seraph, oder ein Gott! Lichtgestalt, ich muß dich haben! Ich hole dich herunter aus deiner Kreuzeshöhe, und wärest du mit siebenfachem Eisen dort oben festgenagelt! Mein mußst du sein! Freyer, höre meinen Schwur, hört ihn, ihr Berge ringsum, höre ihn, heiliger Boden dort unten, und du hier über uns, leuchtender Farbenring, der du mit aphroditischer Anmut das All gürtest, das Chaosentstiegene: Ich gelobe mich dir zum Weibe, Joseph Freyer, bei dem Gott, der mir erschienen ist, wachsend von Wunder zu Wunder, seit dich zuerst mein Auge erblickt!"

Freyer steht bebend, geneigten Hauptes vor ihr. Ihn ist zu Mute, als brause eine Gottheit in ihrem Wolkenwagen über ihn hin, — als löse sich das sanft schimmernde Prisma dort oben auf und überschütte ihn mit einem Meer farbiger Funken. — „Du — mein Weib?“ stammelt er schluchzend, dann wirft er sich vor ihr auf sein Angesicht nieder. — „Das ist zu viel — zu viel!“ —

„Mein Gatte sollst du werden,“ — flüstert die Gräfin, ihn emporziehend: „laß mich dich jetzt schon so nennen, bis uns Priestershand verbunden hat! Wann, wo und wie dies geschehen kann — ich weiß es noch nicht! Das zu bedenken, sei die Aufgabe von Stunden, die der Erwägung des Irdischen gewidmet sind! Diese Stunde ist zu heilig dazu, sie ist unsere geistige Trauungsstunde, denn in ihr habe ich mich dir zugeschworen, im Geist und in der Wahrheit! Unsere Kirche, die freie Natur, unsere Trauzeugen, Himmel und Erde, unsere Opferkerzen, der brennende Wald dort unten — dein armes Hab und Gut, das du lächelnd hingabst für mich! — Und so küsse ich dich mit bräutlichem Kuß — mein Gatte!“

Aber Freyer erwidert den Kuß nicht. Der alte Kampf erwacht aufs neue in ihm — der Kampf mit seiner Pflicht als Christusdarsteller.

„O mein Gott, mein Gott — ist es nicht der Versuchter, den du auch deinem eigenen Sohne auf dem Berge Sbron geschickt, damit er die Herrlichkeiten dieser Erde vor ihm ausbreite und spreche: ‚dies ist dein?‘ Darf ich der Rolle deines keuschen Sohnes untreu werden, wenn du mich auf die Probe stellst, wie ihn? Darf ich glücklich sein, darf ich genießen, solange ich die heilige Maske seines Leidens und Entsagens trage? Wird es dann nicht eine furchtbare Lüge, und darf ich mit dieser Lüge auf dem Herzen noch vor Gottes Angesicht treten? Wird er mir nicht die Dornenkrone vom Haupt reißen und mir zurufen: ‚Gauler, — ich will auferstehen durch Heilige und Reine — nicht durch Betrüger, die meine Schmerzen heucheln und mit täuschender Kunst das Heiligste zur Komödie machen!‘ — Weh mir armen, schwachen Mann — die Prüfung ist zu schwer — ich kann sie nicht bestehen, mein Gott! — So nimm sie denn wieder, deine Krone — ich lege sie in deine Hände zurück — und spiele den Christus nie mehr.“

„Joseph!“ ruft die Gräfin erschüttert — „muß das sein? O Gott — ich fühle deinen Schmerz und es ergreift auch mich wie einen Abschied vom Liebsten, was wir haben!“ Sie blickt mit feuchtem Auge empor: „Christus! Du sollst mir entschwinden an dem Tage, an welchem ich mich dem verbinde, den ich liebe als dein Ebenbild, wie Eva den Adam lieben mußte, seiner Gottähnlichkeit willen? Und soll ich, wie Eva, dein Angesicht nicht mehr schauen, weil

ich das Göttliche in der menschlichen Form menschlich geliebt? Unglückselige Lehre vom Sündenfall, die das heiligste Gefühl zum Verbrechen macht, mußt du uns auch hier aus dem Paradies vertreiben, und dich zwischen uns und die selige Berührung mit der Gottheit stellen? Joseph! Glaubst du, daß dieser Heiland, der gekommen, um der armen, aus Eden verjagten Menschheit die Veröhnung zu bringen, glaubst du, daß er dir zürnen wird, wenn du mit einem liebenden, glücklichen Herzen das Sühnopfer darstellst, durch das er uns erlöst hat?“

„Ich weiß es nicht, geliebtes Weib, du magst ja recht haben! Selbst die ehrwürdigen Sagen unserer Väter gestatten, daß der Christusdarsteller verheiratet sei. Ich aber fass' es anders auf! Das Höchste fordert auch das Höchste! Wer den Erlöser spielen darf, der soll in dieser Zeit kein anderes Gefühl haben, als Christus selbst, denn Wahrheit darf nicht durch Lüge geboren werden!“

Er zieht die weinende Frau an die Brust. „Weißt du, süßes Weib — dich lieben und dich besitzen, das ist ein ander Ding als der träge Gewohnheitsfrieden eines Eheglücks, wie unsere schlichten Frauen es gewähren können! Du forderst das ganze Sein und jede Seelenkraft verzehrt sich in dir!“

Er preßt sie an sich, daß ihr der Atem stockt, und wieder flammt jener machtvolle Liebeszorn aus seinen Augen, womit das entfesselte Element sein Opfer umfängt: „Sag was du willst, du, du hast's auf dem Gewissen! Ich kann nichts mehr fühlen, nichts mehr denken, als dich. — Und wenn sie mir die Nägel durchs eigene Fleisch schlügen, ich spürte es nicht, vor brennendem Verlangen nach dir. Ich hab'

mich lange genug gewehrt, aber mit der süßen Verheißung, mein Weib zu werden, hast du mir's angethan — und zum Christus bin ich verdorben! — — Da hast du mich, nimm mich hin! Nur fliehe mit mir in den fernsten Winkel der Welt, von der Stätte weg, wo ich mich eins mit einem Gott fühlen durfte und ihn aufgab — für ein Erdenglück!"

„So komm, mein Geliebter, laß uns denn hingehen, wie die beiden Verbannten aus Eden, und unser schweres Menschenlos auf uns nehmen, wie jene gethan, um der Liebe willen! Laß es uns gemeinsam tragen und auch in der Verbannung wie treue verstoßene Kinder den Vater lieben und anbeten, der uns einst so nahe war!"

„Amen!" sagt Freyer und schließt das wundervoll hingebende Weib in die Arme. Er hält sie lange fest umschlungen. Der Regenbogen über ihren Häuptern verblaßt allmählich. Die strahlende Herrlichkeit erlischt. Die Sonne hat sich wieder hinter Wolken versteckt und das warme Blau des Himmels ist verwandelt in kaltes Grau neu aufquellender Dünste. — Kahl, unwirtlich liegt die Höhe, das Erdreich zerwühlt und aufgerissen, nichts als wüstes Geröll und farbloses Heidekraut. Ein frostiges Nebeltreiben wallt leise, gespenstisch daher und zieht sich immer dichter um sie zusammen. Nichts ist mehr zu sehen als die unfruchtbare Scholle des nackten Bergrückens, auf dem sie stehen, die beiden Einsamen, aus Eden Verwiesenen! Die Pforten ihres Paradiesestraums haben sich hinter ihnen geschlossen, der Zauber zerrann, und still ergeben schreiten sie hinab auf rauhem, steinigem Pfad in die Wirklichkeit, ins harte ungewisse Menschenlos!

Vierzehntes Kapitel.

Pieta.

Es dunkelt, als die beiden Wanderer zu Thale kommen.

Zunächst am Wege liegt wie ein ungeheurer Schatten das Passionstheater. Dorthin wenden die Beiden ihre Schritte, wie aus einem Impuls.

Treyer zieht einen Schlüssel aus der Tasche und öffnet den Eingang zur Bühne. „Wollen wir Abschied nehmen?“ sagt er.

„Abschied!“

Die Gräfin schweigt, sie weiß wohl, daß der Rest der Vorstellungen auf seinen zwei Augen steht — und es fällt ihr wie ein schwerer Vorwurf auf die Seele. Aber sie sagt es ihm nicht, denn er muß ihr gehören — um jeden Preis.

Die entfesselte Leidenschaft stürmt mit ihrem Kreuzesraub dahin, wie der Wind mit dem vom Baume gerissenen Blatt.

Sie treten in die Requisitenkammer. Da steht die Marterssäule und dort liegen die Geißeln, die den heiligen Leib zerfleischten. Da lehnt die Lanze in der Ecke, die ihm das Herz durchbohrt.

Mit banger Empfindung sieht es die Gräfin. Treyer hat ein Licht angezündet. Da glänzt es auf, dicht neben dem Licht, und funkelt durch den dunkeln Raum; weithin Strahlen entsendend — der Kelch ist's, der Abendmahlskelch! Bitternd berührt Treyers Hand ihn: „Leb wohl! —

dich reiche ich Keinem mehr! Möge alles Heil dir entströmen!
Wohl der Hand, die es ausgießt über die Welt und über
mein Ammergau!"

Und er küßt den Rand des Bechers und eine Thräne
fällt hinein, der aber leuchtet fort in ungetrübtem Glanz.
Und Freyer wendet sich ab, und der Blick schweift weiter
unter den geliebten Trophäen.

Da liegt das Binsenszepter zerbrochen am Boden.

Es durchzuckt die Gräfin, als sie es gewahrt, Eine
seltsame Wehmut überkommt sie, und Thränen stehen ihr
im Auge.

„Mein Binsenszepter — zerbrochen — im Staube!“
sagt er, und es zittert etwas durch seine Stimme, das ein
Echo in der Seele der Gräfin findet. Er hebt die Stücke
auf und betrachtet sie lange, schmerzlich. „Ja — es spricht
wahr — das traurige Zeichen, meine Kraft ist gebrochen —
meine Hoheit dahin!“

Die Gräfin erfaßt es wie Todesbängen und sie um-
schlingt den geliebten Mann, wie wohl eine Fürstin den
entthronten Gemahl ans Herz drückt, trauernd über den
Trümmern seiner Macht: „Meinem Herzen bleibst du doch
König!“ tröstet sie ihn unter Thränen.

„Du, geliebtes Weib, du mußt mir jetzt alles sein.
In dir ist mein Himmel, meine Rechtfertigung vor Gott!
Halte mich treu, halte mich fest, denn mit diesen deinen
Armen sollst du mich einst aus der ewigen Pein empor-
tragen durch die erlösende Kraft wahrer Liebe!“ — Und er
legt sein Haupt wie krank und müde auf das ihre und sie
trägt gern die edle Last. Sie fühlt es in dem Augenblick,

daß sie ihn aus der Hölle holen könnte, daß die Liebe in ihrem Herzen stark genug ist, ihm und sich den Himmel zu erwerben.

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ Sie schmiegt sich an seine Brust, so hingegeben, so aufgelöst in süßer Trauer, daß es ihn durchschauert mit nie gekannter Empfindung. Und keusch, als läge schon das Irdische rollendet hinter ihnen und die aufsteigenden Seelen grüßten sich in einer reineren Sphäre, so suchen sich jetzt ihre Lippen.

„O das war der Fuß eines Engels!“ sagt er leise atmend und es rauscht und wallt wie Engelsfittiche um den Opferstock, und es klirrt in der Kette, die den Gezeißelten an die Säule gebunden, als lege eine unsichtbare Hand dem Paare das Ende davon um den fliehenden Fuß, auf daß es sie ewig zurückzöge, die Verbannten, zu der Stätte des Kreuzes.

„Komm — noch eins bleibt mir zu thun!“ Er nimmt das Licht vom Tisch und geht in die Garderobe.

Da hängen sie, die Hüllen, in denen ein Gott sich dem sterblichen Auge gezeigt. — Geheimnisvoll regen sich die faltigen Gewänder im Luftzug der geöffneten Thür. Dort in der Ecke scheint eine weißschimmernde Gestalt aufzufliegen, es ist das Auferstehungskleid. Geisterhaft weht es empor, vom Zugwind geschwellt. Und der seiner Gottheit entkleidete Mann steht mit gefalteten Händen, gesenkten Hauptes — und nimmt Abschied.

Wenn ein Mensch die irdische Hülle abstreift, so weiß er, daß er sie vertauscht gegen ein lichteres Gewand! Hier streift ein Mensch das Lichtgewand ab und kehrt zurück in

die drückende Form menschlicher Unvollkommenheit. Auch das ist ein Todeskampf!

Da schmiegt sich die Gräfin liebevoll an ihn: „Hast du mich vergessen?“

Er schlingt den Arm um sie: „Weshalb, süßes Weib?“

„Ich meine,“ sagt sie mit kindlicher Unmut, „wenn du an mich dächtest — könntest du nicht so traurig sein!“

„Mein Kind! Ich dich vergessen in dem Augenblick, wo ich den Himmel für dich hingebe? Das fragst du nicht im Ernst! Aber den Schmerz darum, den laß mir — denn wenn ich es leichten Herzens thun könnte — wäre es dann ein Opfer — deiner wert? An der Größe des Schmerzes, den es mich kostet, sollst du die Größe meiner Liebe ermessen, wenn du es vermagst.“

„Ich vermag's, denn während ich an deinem Herzen ruhe, während meine Lippen in vollen Zügen deinen Atem trinken — verschmachte ich in Sehnsucht nach deiner abgestreiften Göttlichkeit!“

„Und liebst mich nicht mehr, wie du mich geliebt, da ich dir Christus war! Sag's nur ehrlich — so wird's kommen!“ Er preßt die Hände auf die Brust und sein Auge hängt schmerzlich an dem Strahlenkleid, das ihm aus dem Dunkel zu winken scheint.

„O, was redest du! — Du opferst mir das Größte, was je ein Mensch für ein Weib hingegeben: die Illusion eines Gottes — und ich sollte dich für dein Opfer strafen, indem ich dich weniger liebte? Joseph — was du mir gibst, das kann kein König geben — Kronen sind einem Weibe schon geopfert worden — goldene — aber keine wie diese!“

„Mein Weib!“ sagt er süß und schmerzlich, und seine dunkeln Augen senken sich in die ihren, daß ihr die Seele vergeht an der Macht dieses Blickes.

Und sie faltet die Hände auf seiner Brust: „Willst du mir eine Bitte gewähren?“

„Wenn ich es kann?“

„O dann erscheine mir noch einmal als Christus! Ich gehe hinaus auf die Bühne. Das heilige Gewand, wirf es über — laß mich ihn noch einmal sehen und seine Kniee umfassen — Abschied, Abschied laß mich nehmen von dem Scheidenden auf ewig!“

„Mein Kind, das wäre Sünde! Vergiffest du wieder, was du heute mit ahnungsvollem Weh selbst erkannt: daß ich ein Mensch bin? Darf ich auch außer dem Spiel die heilige Rolle weiterführen? Das hieße Mißbrauch treiben mit der Maske meines Heilands!“

„Nein, das ist kein Mißbrauch, wenn du die Sehnsucht nach seinem Antlitz stillst! Ach, nicht berühren will ich dich, nur noch einmal, zum letztenmal sollst du sie dem staunenden Auge zeigen, die erhabene Gestalt, und dann laß die Seele es ausströmen, das ganze zitternde Trennungsweg um den entschwindenden Gott!“

„Mein Weib, wo reizt der Irrtum dich hin! Entschwindet dir der Gott, den ich darstellte, deshalb, weil ich seine Maske abgestreift? Armes Weib, der Schmerz, der dich jetzt ergreift, er ist die Neue darüber, daß du dir in deiner süßen Weibeschwäche selbst den frommen Wahn zerstört und nicht geruht hast, bis du den vermeinten Gott zum Menschen gemacht. O Magdalena, wie weit bist du

noch von dem Ziele, das deine heilige Vorgängerin erreichte. Komm, ich will dein Sehnen stillen, ich führe dich dahin, wo du erkennen wirst, daß er überall ist, wenn man ihn sucht, daß die Form das Vergängliche ist, er aber der Unvergängliche!" Und er zieht sie sanft empor: „Komm!“ wiederholt er liebevoll, „vertraue mir und folge mir willig.“ Einen letzten schmerzlichen Blick wirft er um sich her, dann nimmt er die Dornenkrone vom Tisch, bläst das Licht aus und geleitet mit sicherem Arm die weinende Frau durch das Dunkel hinaus. Immer heller strahlen die Sterne am Himmel, der Weg ist deutlich sichtbar! Willenlos läßt sie sich führen, wohin er die Schritte lenkt. Dem Dorf zu geht er und rasch gleiten sie durch die stillen Straßen. Endlich taucht ernst und feierlich die Kirche vor ihnen auf. Dorthin führt er sie. Am Eingang steht ein Weihbrunnen, er macht Halt und besprengt sie mit dem Weihwasser. Dann treten sie ein. Die Kirche ist dunkel, kein Licht erhellt die Wölbung als der zitternde Schein der ewigen Lampe und zwei niedergebrannte Opferkerzen an einem entlegenen Marienbild. Sie müssen sich langsam vortasten in dem unsicheren Schattenweben. Links vom Eingang steht ein Vesperbild, eine sogenannte „Pieta“. Es ist eine fast lebensgroße Gruppe aus Holz geschnitzt. — Der Gekreuzigte auf dem Schoß der Madonna. Maria Magdalena stützt seine linke Hand, sie etwas emporhaltend, Johannes steht zu Füßen des Heilands. Das Ganze ist von Künstlerhand mit erschütterndem Realismus geschaffen. Der Schmerzensausdruck im Gesicht des Heilands ist ergreifend. Vor der Gruppe steht ein Betschemel und verdorrte Kränze liegen darauf.

Der Gräfin zieht sich das Herz zusammen, dorthin führt er sie! Das also soll der Ersatz sein für das lebendige Abbild? Totes Holz?! —

Freyer zieht sie sanft auf den Betschemel nieder: „Hier, mein Kind, hier lerne ihn suchen und du wirst ihn nicht mehr verlieren, wenn du ihn einmal gefunden. Lege deine Hände gläubig auf die scheinbar leblose Brust, und du wirst das Herz darin schlagen fühlen, wie in der meinen — Versuch's nur!“

„O Gott, ich kann nicht, es ist eine Lüge, wenn ich's thue!“

„Wie, das soll eine Lüge sein, und ich — war ich Christus?“

„Da konnt' ich's denken!“

„Weil ich atmete? Wahrlich — Weib, der Atem der Gottheit kann mehr als eine Menschenbrust schwellen, lausche ihm, und du wirst ihn vernehmen! Sammle dich — und bete!“

Immer leiser wird sein Flüstern, immer feierlicher wird die Stille um sie her: „Ich kann nicht beten — ich habe es nie gethan,“ klagt sie, „und gar vor dem toten Holz!“

„Versuch's nur — mir zuliebe!“ redet er ihr sanft zu, wie einem unruhigen Kinde, das einschlummern soll und nicht will.

„Ja — aber bleib bei mir!“ bittet sie wie ein Kind, und hält ihn am Arm.

„Ich bleibe bei dir!“ sagt er und kniet neben ihr nieder.

„Lehre mich beten, wie du betest!“ fleht sie und hebt ihre zarten Hände zu ihm empor. Er faltet sie in den seinen und sie hat ein Gefühl, als könne ihr die Welt nun

nichts mehr anhaben, als läge ihre Seele, ihr Leben in dieser festen Hand.

Und die Wärme, die von ihm ausströmt, wird an-dächtige Blut in ihr, und es ist, als setze der Pulsschlag frommer Inbrunst, der mächtig in seinen Fingerspitzen pocht, die Luft um sie her in wellenförmige Bewegung und als teilten sich ihre Schwingungen allem mit, was tot und starr war, und liehen ihm leise vibrierendes Leben!

Und es regt sich vor ihr, über ihr, es atmet und raunt. Es raschelt in den dürren Blättern der Kränze zu Füßen der Pieta, es geht auf unsichtbaren Sohlen durch die Kirche und steigt leise knisternd die Stufen des Hochaltars hinan; es rauscht hoch oben in der Kuppel und wallt nieder in den Falten der Totenfahne, die dort oben hängt, und setzt sich fort von Säule zu Säule, von Wölbung zu Wölbung in geisterhaften Echos, und das lauschende Ohr vernimmt sie mit geheimem Grauen, die Sprache des Schweigens! — Und das brennende Auge sieht die Bewegung des Unbeweglichen. Leise verändern sich die Konturen der Gestalten in dem unsicher flackernden Licht, die Schatten gleiten und schwanken an ihnen hin und wieder. — Die Lippen des Erlösers öffnen und schließen sich langsam, mit zitternder Hand berührt die Knieende den toten Körper und legt ihre fiebernden Fingerspitzen auf die wunde Brust. Die andere Hand ruht in der Freyers! Und eine Kette ist geschlossen unter den Dreien, daß das Holz von dem zirkulierenden Strom des warmen Blutes mit ergriffen wird und erwärmt. Es ist kein fremder Gegenstand mehr — es ist das Herz, das arme, durchbohrte Herz des geliebten

göttlichen Freundes — es schlägt — leidet und blutet. Deutlich — immer deutlicher hebt und senkt sich die atmende Brust. Das ist der schaffende Hauch der Gottheit, der da wirkt im Bewußten und Unbewußten, selbst die seelenlose Materie belebend. Und der Arm des Gekreuzigten, den Maria Magdalena emporhält, schwankt hin und her und die Finger der Hand regen sich leise. Die arme durchbohrte Hand — es ist als wolle sie sich nach der Gräfin ausstrecken, als flehe sie: „Kühle meine Schmerzen.“

Von einem unerklärlichen Impuls getrieben, zieht es die Gräfin empor und sie wärmt die erstarrten schlanken Finger in den ihren. Sie meint zu fühlen, daß es ihm wohlthut! Immer höher schwillt die Flut der Empfindung im Herzen der Gräfin und quillt über — da — sie weiß es nicht wie? — da ist sie aufgestanden und hat einen Kuß auf die Wundenmale der armen kleinen Hand gedrückt, einen Kuß süßesten, heiligsten Mitleids. Sie hat ein Gefühl, als stünde sie an einer geliebten Leiche, deren stumme Lippen wir ja auch noch suchen, wenn sie es selbst nicht mehr empfindet.

Sie kann nicht anders, sie muß, sie beugt sich nieder und jetzt ruht der blühende Mund des jugendfrischen Weibes auf den fahlen, halbgeöffneten Lippen der Statue. Aber die Lippen atmen, ein kühler, reiner Hauch geht von ihnen aus, und weicher schmiegt sich die starre Gestalt unter der schmerzlichen Liebkosung, als habe sie es gefühlt, das verfühnende Weh der reuigen Menschenseele, und ruhe nun sanfter. Aber das göttliche Feuer, das diese Seele läutern soll — es loht weit über seine Grenzen hinaus im ersten

Aufflammen! Und eine wilde Inbrunst ergreift sie, auf die Kniee wirft sie sich nieder und beschwört den Gott, dessen Atem sie im Ruffe getrunken! Vergessen ist der betende Freund neben ihr, vergessen und versunken die Welt und jedes Vernunftgesetz, vergessen alles Wissen — ausgewischt und getilgt jede mühselige Errungenschaft menschlicher Empirik. Mit rauschendem Flügelschlag kommt es aus der Höhe und aus der Tiefe und reißt die Seele mit fort auf der Sturmflut der sich ergießenden Gnadenströme: Das Wunder naht — in seiner niegeschauten Majestät!

Und die Jahrtausende versinken, die Ewigkeit bricht an in dem einen Augenblick. — Alles, was da war und was da ist, es ist nicht und war nicht — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sie sind aufgelöst und verschmolzen in einem einzigen Atemzug, jenseits der Grenzen des natürlichen Seins!

„Wenn du bist, wenn du lebst, so sieh mich an!“ hat sie in himmelstürmendem Verlangen gerufen, und siehe! — ist es Schatten oder Einbildung? — er schlägt die Augen auf, und zwei große dunkle Pupillen sind voll auf sie gerichtet, dann schließen sich die Lider für eine Sekunde, um sich aufs neue zu öffnen. — Die Gräfin schaut und schaut: es ist so und bleibt so — deutlich — unverkennbar! Kalter Schauer überrieselt sie, wie im Fieberfrost beben die Glieder. Sie will es versuchen, den Blick auszuhalten — sie kann es nicht, wie sich auch jeder Nerv in ihr anstrengt, es ist zu übermächtig, es ist der Blick eines Gottes! — Grauen und Entzücken streiten in ihr um die Herrschaft. Sie sagt sich wohl: „Es ist nicht außer dir, es ist in dir!“ Noch

einmal wagt sie den Blick auf die räthelhafte Erscheinung, aber die Augen sind unverwandt auf sie gerichtet. Da überwältigt sie das Grauen, die Sehne des Möglichen reißt, sie stürzt halb bewusstlos auf die Stufen des Altars nieder, das Wunder schlägt seine goldenen Flügel über ihr zusammen! — —

Fünfzehntes Kapitel.

S a h n e n s c h r e i .

Ein lauter Schritt weckt die Entrückte aus ihren Visionen. Der Mesner geht durch die Kirche und löscht die Opferkerzen aus, die indessen an dem entlegenen Marienbild qualmend in die Leuchter herabgebrannt sind.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe,“ sagt er, „ich wollte die Kirche schließen. Es hat aber noch Zeit! Darf ich Ihnen einen Wachstock dalassen? Es wird sonst zu dunkel: die ewige Lampe allein gibt nicht hell genug!“

„Ich danke dir, Mesner!“ sagt Freyer, besonnener als die Gräfin, die sich nicht fassen kann und mit verhülltem Gesicht knien bleibt.

„Ich schließe dann ab, wenn wir hinausgehen, und bringe dir die Schlüssel,“ fährt Freyer fort, und der Mesner ist es zufrieden. Still und bescheiden zieht sich der furchtgebietende Hohepriester zurück, um das Gebet zu Dem nicht zu stören, den er allwöchentlich mit solcher Wut zum Tode verurteilt.

Die Beiden sind wieder allein. Aber die Thür blieb offen. Jetzt tönt vom nahen Pfarrhof herüber ein schriller Hahnenschrei durch die Stille. Die Gräfin durchzuckt es! Sie fährt auf. Schmerzlich blendend trifft sie nun der profane Strahl des Wachsstockes in dieser Nähe. Vor ihr liegt, das Gesicht mit glänzendem Firnis übertüncht, hart und kalt der hölzerne Christus in seiner geschnitzten Nacktheit und Steifheit. Die wasserblauen gemalten Augen starren in nüchterner Deutlichkeit mit dem traditionell gebrochenen Blicke zu Boden.

„Was erschreckte dich vorhin?“ fragte Freyer.

„Ich weiß es nicht, war es ein Wunder, oder ein Schatten, was mir die Täuschung schuf, aber ich hätte geschworen, er bewege die Lider und blicke mich an!“

„Daß es sein, was es wolle, ein Wunder mag es doch sein,“ sagt Freyer. „Kann Gottes Finger der gereizten Sehkraft aus der Blutwelle, die unser Herzschlag in Bewegung setzt, oder aus dem Schatten einer rußenden Opferkerze die Augen des Heilands malen — ist das weniger wunderbar, als wenn die toten Lider sich wirklich geöffnet hätten?“

Die Gräfin atmet tief auf: „Ja, du hast recht! Das ist die Kraft, von der du sagst, daß sie mehr kann, als eine Menschenbrust schwellen, die der sehnennden Seele auch im holzgeschnitzten Christus ein Herz schlagen läßt. — Und konnte das, was ich soeben erlebt, in der toten Materie geschehen — dann war auch die Gewalt, die uns zusammengeführt, göttlich, und kein Lebender hätte ihr widerstanden! Lege getrost und ohne Reue deine Dornenkrone nieder, du hast deine Aufgabe vollbracht, du hast die Seele gerettet,

für die Gott dich bestimmt, es war sein Wille und wer von uns könnte ihm widerstreben?"

Und Freyer bringt die Dornenkrone, die er noch in der Hand hält, an die Lippen, küßt sie und legt sie zu Füßen der Pieta nieder: „Herr, dein Wille geschehe, sofern es dein Wille ist! Und ist er es nicht, so vergib dem Irrtum!“

„Es ist kein Irrtum, ich verstehe Gottes Absicht besser. Darum hat er mir in dir das Abbild gesandt und es mir zu eigen gegeben in erreichbarer Menschlichkeit, damit ich an ihm üben lerne, was ich dem Urbild schuldig bin! Der schwachen Kraft der Anfängerin im Glauben gesellt er freundlich einen irdischen Führer! O er ist barmherzig und gütig!“

Und sie erhebt Freyer von den Knien: „Komm denn, du Gottgeschenkter, daß ich die süßeste Pflicht an dir erfülle, die je einem Sterblichen auferlegt ward: dich zu lieben und zu beglücken. Gott und sein heiliger Wille sei gelobt!“

„Und willst nun nicht mehr trauern um den verlorenen Christus?“

„Nein, denn du hattest recht, er ist überall!“

„In Gottes Namen denn, so komm und folge dem Drang deines Herzens, mag ich auch zu Grunde gehen!“

„Joseph, so sprichst du heute?“

„Gerade heute! Hättest du nicht vorhin auf die Täuschung geschworen, die dir ein Schatten vorgezaubert? Und warst du nicht enttäuscht, als das Licht kam und der Zauber zerrann? Es wird die Zeit kommen, wo du mich, wie jetzt diese Holzfigur, im Lichte der Alltäglichkeit sehen wirst, und dann ist der Nimbus dahin, und nichts bleibt zurück als

die profane Schlacke, wie hier! Dann wird sich deine Seele enttäuscht von dieser abwenden und der entschwundene Gott zieht sie sich nach zu lichtern Höhen.“

„Oder stürzt sie hinab in die Tiefe!“ murmelt die Gräfin.

„Das fürcht' ich nicht, denn dann wäre ja meine Mission vergeblich gewesen! Nein, mein Kind, wenn ich nicht glaubte, daß ich bestimmt bin, dich zu retten, dann hätte ich keine Entschuldigung vor mir selbst für das, was ich thue! Aber nun komm, es ist spät, wir müssen heim, wenn wir kein Aufsehen erregen wollen.“

Es ist halb zehn Uhr. Vor dem Großschen Hause geht ein älterer Herr von vornehmer, hochmütiger Haltung ungeduldig auf und nieder.

Die Schwestern stehen ratlos und tief bedrückt von der Wucht eines so hohen Gastes unter der Thür.

„Wenn sie doch nur kommen wollte!“ klagt Sephy in größter Besorgnis, denn sie fürchtet den Vater für die Tochter. Es ist der alte Fürst von Brankenberg und seine Miene verrät nichts Gutes.

Es erscheint den loyalen Gemütern als eine demokratische Insolenz des Schicksals, daß ein solcher Herr warten muß, und gerade so betrachtet es der Fürst auch! Die guten Wesen hätten gern der Tochter, die von einem solchen Vater erwartet wird, Flügel geliehen! Aber was hilft es, daß der hohe Herr seinen Gang im Auf- und Abschreiten immer ungeduldiger beschleunigt, die Zeit und die ahnungslose Tochter thun nicht desgleichen. Schon heute mittag ist Fürst Brankenberg in Ammergau eingetroffen und harret ver-

geblich der Gräfin. Er fand bei seiner Ankunft das ganze Dorf in Aufruhr wegen des Waldbrandes und man vermischte die Frau Gräfin und Herrn Freyer, die miteinander nach jener Richtung hin spazieren gegangen seien. Endlich hatte der Senn, beim Brand berichtet, die Herrschaften seien oben bei ihm auf der Alm. Und Ludwig Groß, der kaum vom vergeblichen Rettungswerk zurückgekehrt, wo er die Löschmannschaft befehligte, machte sich auf, um der Gräfin die Ankunft des Vaters zu melden. Er muß sie nicht gefunden haben, denn er könnte schon längst wieder zurück sein. So stehen die treuen Hausgenossen seither auf Kohlen. Der alte Groß ist dienstbesessen hinausgegangen vor das Dorf, um nach den Erwarteten auszuschauen, als ob das etwas hülf! Josepha späht mit finster zusammengezogenen Brauen hinter den Scheiben nach dem Fürsten, der sie verächtlich wie eine gemeine Magd angefahren hatte, als sie ihn in das Zimmer der Gräfin führen wollte, und gesagt: „In einer solchen Spelunke könne man nicht bleiben!“ Mittlerweile ist es Nacht geworden.

Endlich, von einer ganz anderen Seite als erwartet, taucht ein Paar auf, welches die Aufmerksamkeit des hohen Herrn erregt. Eine weibliche Gestalt mit aufgelösten Haaren, ohne Hut, zerstörtem ungeordnetem Anzug, scheinbar willenlos hingegeben am Arm eines großen bärtigen Mannes in einer Bauernjoppe. Sollte das — nein, das ist ja unmöglich, das kann nicht seine Tochter sein!

Das Paar kommt näher, arglos, nichts ahnend. Die Dame, sichtlich erschöpft, läßt sich mehr tragen als führen, er kann es in der Dunkelheit nicht recht erkennen, aber es

sieht aus, als habe sie ihr Haupt an die Brust ihres Führers gelehnt. Ein interessantes Liebespaar jedenfalls! Aber sie kommen näher, der Fürst traut seinen Augen nicht, es ist wirklich seine Tochter, am Arm eines Bauern! Ein unwillkürlicher Schreckensausruf von beiden Seiten. Die Gräfin Wildenau steht ihrem fürstlichen Vater gegenüber. Das Blut erstarrt ihr in den Adern, sie entfarbt sich so, daß ihre Wangen weiß durch die Dunkelheit schimmern. Aber die Gewohnheit anerzogener Formbeherrschung verläßt sie nicht: „Ah, quelle surprise! Bon soir, papa!“

Die Seele hat sich ins Innerste zurückgezogen und sie ist nur noch die Puppe ihrer selbst, die sich mechanisch bewegt und spricht.

Freyer nimmt den Hut ab, um sich zu verabschieden.

„Sie wollen gehen?“ sagt sie mit leerem Blick. „Ich darf Sie wohl nicht einladen, noch ein wenig auszuruhen? Adieu, Herr Freyer, besten Dank!“

Wie seltsam, war es nicht soeben, als habe ein Hahn gekräht.

Freyer verneigt sich stumm und geht. „Adieu!“ sagt der Fürst, ohne den Hut zu lüften. Einen Augenblick besinnt er sich, ob er einer Dame, die so aussieht, den Arm geben kann, endlich entschließt er sich dazu — sie ist doch immerhin seine Tochter, und was die Hauptsache, es ist gerade nicht der Moment, es mit ihr zu verderben. So, mit seinem Zorn und Widerwillen kämpfend, führt er sie, den Arm etwas weit von sich weg haltend, als ob sie schmutzig sei, durch das Haus in ihr Zimmer. Die armen Schwestern Groß bringen mit zitternden Händen Licht und ver-

schwinden rasch. Die Gräfin steht mitten im Zimmer, wie eine automatische Figur, deren Uhrwerk abgelaufen. Der Fürst nimmt eine Kerze vom Tisch und leuchtet ihr damit ins Gesicht. „Pardon, ich muß mich überzeugen, ob diese Dame, die einem Zigeunermagen entsprungen scheint, wirklich meine Tochter ist? Ja, in der That, sie ist es!“ ruft er mit einem Ton, der humoristisch sein soll, aber nur brutal ist. „Also so finde ich die Gräfin Wildenau — zerlumpt, faniert, ohne Hut und Handschuhe, mit Bauern herumziehend! Es ist unglaublich!“

Die Gräfin schweigt und sinkt auf einen Stuhl. Des Fürsten große harte Züge sind gerötet von kaum unterdrücktem Unwillen.

„Bist du so aus der Mode gekommen, daß du deinen Umgang in Kreisen wie diese suchen mußt, ma fille? Hätte sich kein Ritter für die Gräfin Wildenau mehr gefunden, daß sie ein Verhältnis mit einem Komödianten des Passionstheaters anzufangen gezwungen ist?“

„Ein Verhältnis? Papa, das ist eine Beleidigung!“ fährt die Gräfin auf, denn obgleich es wahr ist, fühlt sie es doch aus seinem Munde und in seinem Sinn als eine solche! — Schon wieder kräht ein Hahn zu dieser ungewohnten Stunde!

„Nun, ma chère, wenn man in einem halben Embrassement mit solch einem Menschen attrappiert wird, so muß man sich eine derartige Auffassung gefallen lassen.“

„Mein Gott, ich war müde zum Umsinken,“ sagt die Gräfin leise, als könnten es die Hähne hören: „Wir waren in das Unwetter gekommen und der Mann mußte mich

stützen! Ich hoffe doch, die Gräfin Wildenau dürfte für Verdächtigungen solcher Art zu hoch stehen!"

„Nun, nun, — ich habe in München Dinge vernommen über dein langes Hiersein, die mir ganz gut zu der romantischen Persönlichkeit, die dich eben verließ, passen! Meine phantastische Frau Tochter hat immer seltsame Launen gehabt, und da du den Bauernduft zu vertragen scheinst, — ich bin darin etwas empfindlicher — —“

„Papa!“ ruft die Gräfin, außer sich vor Schmach und Scham: „ich bitte dich, nicht in dieser Weise von Leuten zu reden, die ich hochachte!“

„Ah!“ lacht der Fürst brüsk: „dein Zorn spricht deutlich genug. Ich werde von nun an diese delikatsten Beziehungen nicht mehr berühren!“

Die Gräfin schweigt einen Augenblick, mit sich selbst kämpfend. Soll sie alles sagen, — soll sie es verraten, das Geheimnis von dem „Mensch gewordenen Gott“? Gerade diesem frivolen, profaischen Mann, vor dessen Spott sie von Kindheit auf jedes edlere Gefühl sorgsam verbarg, — ihm soll sie das Heiligste, das Wunder ihres Lebens preisgeben? Nein, es wäre Profanation!

„Ich habe keine delikatsten Beziehungen! Ich kenne die Leute ja kaum, — dieser Freyer interessiert mich als Darsteller des Christus — weiter geht er mich nichts an!“

Der Hahn kräht zum drittenmal!

„Was war das? Ich höre heute abend immer Hähne krähen. Vernahmst du nichts?“ fragt die Gräfin.

„Nicht das Geringste! Hast du Hallucinationen?“ sagt der Fürst: „um diese Zeit schlafen ja die Hühner!“

Die Gräfin weiß es wohl, — es war das Echo ihres eigenen Gewissens. Sie denkt an die Worte, die Freyer heute auf dem Berge sprach, und sein großes Auge blickt sie schmerzlich und doch verzeihend an. Jetzt weiß sie auch, warum Petrus verziehen ward! — Er wollte sich den Gott nicht profanieren lassen, dem er keinen Glauben erzwingen konnte, — deshalb verbarg er ihn in seinem Herzen. Er wußte, daß das, was ihn mit Christus verband und was er für ihn zu thun bestimmt, größer sei, als das wohlfeile Martyrium eines Bekenntnisses vor den tauben Ohren einer Handvoll Knechte und Mägde! Und es war keine Lüge, wenn er sagte: Ich kenne den Menschen nicht, — denn den Christus, welchen sie meinten, kannte er in der That nicht. Er verleugnete — nicht Christus, sondern den Verbrecher, für den ihn jene hielten! So geht es jetzt der Gräfin. — Sie schämt sich nicht des geliebten Mannes, nur dessen, für welchen ihr Vater ihn ansieht, und da sie dem Fürsten nicht erklären kann, was Joseph Freyer ihr ist, verleugnet sie ihn ganz. Aber wie Petrus auch den kurzen Augenblick, in dem er sich treulos von dem geliebten Meister trennte, als eine schwere Schuld bereute und bitterlich beweinte, so empfindet auch sie einen herben Schmerz. Es ist ihr, als ginge ein blutiger Riß durch ihr Herz und unaufhaltfam stürzen ihr die Thränen aus den Augen. —

„Du bist nervös, ma fille! — Cela ne vaut pas la peine! Thränen wegen dieser Herren Dorfbewohner?“ sagt der Fürst mit einem verächtlichen Achselzucken. „Écoute ma chère, ich glaube, du thätetest besser, dich zu vermählen!“

„Bapa!“ ruft die Gräfin empört.

Der Fürst lacht: „Nichts für ungut, wenn Frauen wie du anfangen sentimental zu werden — ist es Zeit, daß sie heiraten! Du bist zu jung Witwe geworden, — das war ein Unglück für dich!“

„Ein Unglück? Gott verzeih dir den Hohn und mir das Wort — es war ein Unglück, daß Wilbenau so lange lebte, — noch mehr: daß ich je seine Frau geworden, und du, Papa, solltest mich nie daran erinnern!“

„Pourquoi pas?“

„Weil ich sonst vergessen könnte, daß du mein Vater bist, — wie du es vergaßest, als du mich diesem Greis verkuppeltest.“

„Verkuppeln? Welche Ausdrücke, chère enfant! Sind das die Errungenschaften deiner hiesigen Volksstudien? Dann gratuliere ich zur Bereicherung deines Sprachlexikons! Das ist der Dank einer Tochter, der man die glänzendste Partie aller erlauchten Häupter herausgesucht —“

„Und dafür ihre Seele verkauft hat!“ fällt ihm die Gräfin ins Wort: „denn daß ich nicht moralisch untergegangen bin in dem ganzen Treiben, ist nicht dein Verdienst.“

Der Fürst lächelt überlegen: „C'est excellent! Moralischer Untergang! Wenn man einem der ältesten Standesherrn des deutschen Adels vermählt und zur Besitzerin einer halben Million jährlicher Renten gemacht wird! Das nennt sie moralischen Untergang und eine himmelschreiende That, an welche der unmenschliche Papa die Tochter nicht erinnern darf, ohne seines Vaterrechts verlustig zu gehen? Es ist wirklich scharmant!“ Der Fürst zieht lachend seine Cigarrentasche heraus: „Du siehst, ma fille — ich verstehe

Spaß! Nimmst du es mir übel, wenn ich in diesem ländlichen Schlafgemach eine Havana rauche?"

„Ganz nach Belieben!“ sagt die Gräfin, die jetzt ihre kalte Ruhe von ehemals wiedergefunden, und reicht ihm das Licht. Der Fürst mustert ihre Züge mit prüfendem Kennerblick, während sie so vor ihm steht, vom rötlichen Kerzenschimmer übergossen. „Du bist etwas defraichiert, mein Kind, aber immer noch schön — immer noch reizvoll. Ich gebe dir ja zu, daß Wildenau etwas zu alt war für ein so poetisch angehauchtes Gemüt wie das deine, — aber es ist ja noch Zeit, das gut zu machen! Wann bist du geboren? Ein Vater darf ja nach dem Alter der Tochter fragen — abgesehen davon, daß es der Gothaer Kalender doch ausplaudert, — du mußt jetzt sein — tiens! Du warst nicht ganz siebzehn Jahre, als du Wildenau heiratetest — neun Jahre warst du vermählt — zwei Jahre bist du Witwe — macht achtundzwanzig Jahre. Es ist noch Zeit — mais il n'y a pas beaucoup de temps à perdre! — C'est à la place d'une mère que je te dis cela, mon enfant —“ sagt er mit einer widerlichen, geheuchelten Zärtlichkeit. Ueber die Lippen der Gräfin kommt kein Wort mehr.

„Es ist richtig, du verlierst deine Revenüen, wenn du den Namen Wildenau ablegst — respektive, wie es testamentarisch lautet, ihn mit einem andern Namen vertauschest! — Deine Wahl ist dadurch etwas beschränkt, denn du kannst auf dies kolossale Wittum nur verzichten, wenn sich dir eine Partie bietet, die das Verlorene einigermaßen aufwiegt!“

Die Gräfin erbleicht auffallend: „Das ist der Fluch, den Wildenau noch über sein Grab hinaus auf mich ge-

wälzt! Nicht genug, daß ich bei seinem Leben elend war, nein — ich soll auch nach seinem Tode nicht glücklich sein!“

„Aber ich bitte dich — wer sagt denn das? Du hast ja die Wahl unter lauter schönen und reichen Männern, die dir ein Mequivalent für alles bieten, was du aufgibst. Zum Beispiel Prinz Emil von Metten-Barnheim! — Er ist zwar ein Phantast —“

„Der nüchterne Prinz Emil ein Phantast!“ lachte die Gräfin bitter.

„Nun, ich denke, ein Mensch, der sich so viel mit bürgerlichen Elementen, mit Gelehrten und Schriftstellern umgibt, wie der — könnte doch füglich ein Phantast genannt werden! Wenn sein Vater einmal stirbt, wird das arme Land von lauter Professoren regiert werden! — Qu'importe! Um so besser paßt er zu dir, da du selbst eine halbe Gelehrte bist. — Freilich könnte man sagen, daß die Familie der Barnheims der unsern nicht ebenbürtig ist, — die Brankenbergs sind älter und haben nicht eine einzige Mesalliance bis unter Karl den Großen zurückdatiert, — während im Stammbaum der Barnheims einige Lücken sind — was auch ihre liberalen Tendenzen erklärt! — So etwas verrät sich immer. — Dafür aber sind sie regierende Herzöge — und wir, ein aussterbendes Geschlecht — es gleicht sich also ziemlich aus! Du interessierst dich für ihn — so entschließe dich endlich — ihn zu heiraten, dann bist du eine glückliche Frau und der ganze Fluch des Testaments wird zunichte!“

„So?“ bricht es in zitternder Erregung aus der Gräfin hervor. „Wenn ich nun aber einen andern liebte, einen

Mann, der arm wäre, den ich nur heiraten könnte, wenn ich über ein eigenes, wenn auch noch so bescheidenes Vermögen zu verfügen hätte, und das Testament machte mich in dem Augenblick zur Bettlerin, wo ich ihm die Hand reichte — was dann? Hätte ich dann nicht ein Recht, dem eifersüchtigen Despoten zu grollen und dem, der mich seinen egoistischen Interessen geopfert hat — und wäre es mein eigener Vater?“ Ein Blitz des bittersten Vorwurfs trifft den Fürsten.

Er erschrickt über diesen Ausbruch einer Leidenschaftlichkeit, die ihm sonst an der apathischen Frau ganz fremd. Diese Stimmung kann er heute nicht brauchen. — Er hat ein Blatt von seiner Cigarre abgebissen und bläst es mit einer immer noch anmutigen Lippenbewegung in die Luft. — Es ist etwas mit der Gräfin vorgegangen, so viel ist sicher! Wenn sie am Ende gar — einen dummen Streich machte — eine Neigungspartie? Aber mit wem? — Wieder schwebt ihm das Bild von heute abend vor, das unglaubliche! Wie sie den Kopf an der Brust des gemeinen Menschen ruhen ließ — das ist ja doch nicht zu leugnen, das hat er gesehen mit seinen eigenen Augen! — Sollte wirklich eine solche Verirrung? — Eine Frau wie diese ist unberechenbar, — die wäre im stande, in einem Augenblick der Ekstase das ganze schöne Vermögen hinzuwerfen und der Welt ein Schauspiel zu geben ohnegleichen! Wer kann wissen, was so einer „Närrin“ alles einfällt? Und doch, — wer kann ihr's wehren? Niemand hat Gewalt über sie, — am wenigsten er, — der ihr nicht einmal mehr mit Enterbung drohen könnte, da er längst nichts mehr sein eigen nennt.

Er, der alte Spieler, der ewig mit Schulden kämpft — der heute — gerade heute kommt, um — er möchte es sich lieber selbst nicht gestehen! Und diese Tochter, die seine letzte Zuflucht, die ihn allein noch über Wasser hält, er hat sie diesen Abend schon mehr brüskiert, als gut und klug war, — noch weiter dürfte er nicht zu gehen wagen!

Er hat das unterdrückt Brutale aller gewaltthätigen Naturen, die nicht können, wie sie wollen, die nicht Herr ihrer Leidenschaften und ihrer Verhältnisse sind und so fortwährend in die schiefe Lage kommen, auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein!

Nachdem er sich lange genug mit seiner Cigarre beschäftigt, sagt er in besänftigendem und an einem so herrischen Mann widerlich unterwürfigem Ton: „Eh bien, ma fille. dafür gäbe es auch Mittel! Wenn du einen Mann liebtest, der zu arm wäre, um dir einen Hausstand zu gründen, — so könnte man ja das eine thun, das andere nicht lassen — das Testament spricht nur von einem Namenstausch: Man heiratet heimlich — behält seinen Namen und mit diesem seine Revenüen!“

„Papa!“ ruft die Gräfin und eine heiße Röthe steigt in ihrem Gesicht auf, — aber ihre Augen sind mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Sprecher gerichtet. — „Das könnte man doch einem Mann, den man achtet und liebt, nicht zumuten!“

„Pourquoi pas. Wenn er dir keine Existenz zu bieten vermöchte, könnte er auch nicht verlangen, daß du ihm die deine opferst! Es ist schon genug des Opfers, wenn du ihm deine Person hingibst!“

„Wenn er es unter solchen Umständen annimmt,“ sagt die Gräfin nachdenklich.

„Aha — wir sind auf der rechten Fährte!“ denkt der Fürst, sie scharf beobachtend: „Sobald er einsieht, daß es keine andere Möglichkeit gibt, dich zu besitzen, — gewiß! Eine Frau wie du, kann einen Mann zu allem bringen! — Ich will nicht indiscret sein, aber, ma fille — ich fürchte, du hast eine Wahl getroffen, deren du dich schämen müßtest. Könntest du daran denken, eine solche Partie anders als im Geheimen zu schließen? Wenn überhaupt geheiratet sein müßte? Was würde die Welt sagen, wenn es hieße: ‚die Gräfin Wildenau ist so tief gesunken, daß sie —‘ ich wage nicht, das Wort auszusprechen, aus Furcht, dich zu beleidigen!“

Die Gräfin sitzt mit niedergeschlagenen Augen da.

„Die Welt —!“ Jetzt auf einmal steht sie wieder vor ihr mit ihren hohnlachenden Gesichtern! Soll sie ihre große, heilige Liebe dem Gespött preisgeben? Soll sie den edeln, schlichten Mann, der das Heil ihrer Seele wurde, vor der Welt eine lächerliche Rolle als Gemahl der Gräfin Wildenau spielen lassen? Der Vater hat recht, — wenn auch aus ganz andern Gründen. Dies Geheimnis, das zu schön und heilig ist, um es dem eigenen Vater einzugestehen — könnte es die Berührung der Welt ertragen?

„Aber wie ließe sich denn eine solche heimliche Ehe schließen?“ fragt sie mit geheuchelter Gleichgültigkeit.

Der Fürst erschrickt über den Ernst dieser Frage. Also so weit ist es schon! Hier muß vorsichtig gehandelt werden. Energischer Widerspruch würde nur das Gegenteil bewirken

und vielleicht einen offenkundigen Skandal provozieren. Er überlegt einen Moment lang, während er sich müht, blaue Ringe in die Luft zu blasen, als gäbe es in diesem Augenblick keine wichtigere Aufgabe. Die Augen der Tochter sind mißtrauisch prüfend auf ihn geheftet. — Endlich scheint er mit sich im Reinen zu sein.

„Eine heimliche Ehe? — Mein Gott, das ist ja für eine Frau mit deinem Reichtum und deiner unabhängigen Stellung ein Leichtes! Ist der Betreffende etwa katholisch?“

Die Gräfin nickt schweigend.

„Nun — dann ist die Sache ja ganz einfach: Mach's wie die *promessi sposi* von Manzoni, mit denen man ja beim Italienischlernen genug gequält wird. Lauf mit deinem Erwählten zum Pfarrer und erkläre vor diesem in Gegenwart zweier Zeugen, die sich ja leicht unter dem treuen Teil deiner Dienerschaft finden werden, daß ihr euch zur Ehe nehmt. — Nach dem Ritus der katholischen Kirche genügt es zur Abschließung einer gültigen Ehe, daß beide Teile auch ohne Trauungs=Ceremoniell vor einem zuständigen Pfarrer diese Erklärung abgegeben haben, — dein zuständiger Pfarrer wäre in diesem Fall unser alter Bürger auf Frankenberg. Dort führst du die Komödie am besten auf. So braucht ihr keine Papiere, keine Dimissorialien, die dich verraten könnten, und wenn du es klug machst, wird es dir auch gelingen, den altersschwachen Greis zu vermögen, die Sache nicht ins Kirchenbuch einzutragen. Dann soll einer kommen und dir nachsagen, daß du getraut bist! — Es existiert absolut kein Beweis, — und wenn der alte Pfarrer stirbt, — geht die Sache mit ihm ins Grab! Deine Zeugen

wirfst du schon so wählen, daß du ihrer sicher bist. — Quel risque alors?“

„Vater! Ist das aber dann eine Trauung?!“ ruft die Gräfin entsetzt.

„Nach unsern Begriffen nicht,“ sagt der Fürst lakonisch: „Aber es kommt ja doch wohl nur darauf an, daß er sich für getraut hält — und daß er gebunden ist — nicht du?!“

„Vater — eine solche Komödie spiele ich nicht!“ Die Gräfin rückt voll Abscheu von ihm weg.

„Wenn du es ernst meinst — dann ist es ja keine Komödie, ma chère! Du hast es ja ganz in deiner Hand, ob du dich als vermählt betrachten willst oder nicht? Im ersteren Fall hast du das angenehme Bewußtsein einer moralischen Handlungsweise ohne ihre lästigen Konsequenzen, gehst nach der Pseudotrauung auf Reisen — treibst dich, solange dir's gefällt, mit einer zuverlässigen Kammerfrau in fremden Ländern herum, kommst dann, vielleicht mit einem oder zwei — ‚angenommenen‘ — Kindern zurück, welche du als bekannte Philanthropin erziehen läßt, — dabei wird niemand etwas finden! Den anonymen Gemahl installiert die Gräfin Wildenau unter irgend welchem Subalternentitel auf einem ihrer abgelegenen Güter, und die Ehe ist so glücklich wie irgend eine bürgerlich geschlossene — bloß nicht so prosaisch! — Du aber ersparst dir eine unsterbliche Blamage vor der Welt — hast deinen Schäfertraum und bist und bleibst dabei die reiche und mächtige Gräfin Wildenau. — Ist das nicht vernünftiger, als in Gott weiß was für einem Paroxysmus Ehre, Stellung, Reichthum und — seinen alten Vater opfern?“

„Meinen Vater?“ fragt die Gräfin, die im Kampf mit den verschiedensten Empfindungen den Worten des Fürsten gefolgt war.

„Nun ja,“ — er hat es wieder mit seiner Cigarre zu thun, die ihm jetzt ganz den Dienst versagt und mit einer andern vertauscht werden muß — „du weißt, chère enfant, unsere Standespflichten stellen Anforderungen an uns fürstliche Familien, denen meine Finanzen leider nicht mehr gewachsen sind. — Ich — hm, — ich sehe mich genötigt, so unangenehm mir dies ist, die Liebeshwürdigkeit meiner Tochter in Anspruch zu nehmen, — darf ich eines dieser Seifenschälchen als Aschenbecher benutzen — es fällt sonst alles herunter! Also: Ich bin gekommen, dich zu fragen, ob du mir um unseres alten Namens willen — ich verlange durchaus keine kindliche Sentimentalität, — mit circa fünfzigtausend Mark jährlichen Zuschusses und einer schnell zu beschaffenden Barsumme von neunzigtausend Mark aushelfen könntest, sonst bleibt mir nichts übrig — bitte etwas Feuer — merci, — als mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen!“ Er stockt, um die frische Cigarre anzurauchen. Die Gräfin schlägt entsetzt die Hände zusammen: „Großer Gott, Papa! Sind die Kapitalien, womit Wildenau dich rangiert hat, schon aufgebraucht?“

„Was willst du, — kann ein Fürst Prankenberg mit einer Revenüe von fünfzigtausend Mark auskommen? Hätte ich nicht so gespart und lebten wir nicht in den kleinen deutschen Verhältnissen, so hätte ich nicht einmal so lange mit der Bagatelle gereicht!“

„Eine Bagatelle! Also so wohlfeil wurde ich hinge-

opfert?" ruft die Gräfin mit wogender Brust: „Nicht einmal das Bewußtsein habe ich für das verlorene Leben, daß ich dadurch meinen Vater rettete? Freilich, freilich, wenn das so ist, — dann habe ich keine Wahl mehr! Dann bleibe ich die Sklavin des toten Gatten bis an mein Ende und muß mir das Glück, das ich mir noch ersehne, stehlen wie eine verbotene Frucht. O du hast den Moment für diese Mitteilung gut gewählt, — das muß wahr sein! Du hast die erste Blüte meines Lebens zerstört, und nun es noch einmal eine letzte Knospe treiben will, zerstörst du auch diese!“

Der Fürst steht auf: „Ich bedaure, wenn ich dir durch mein Anliegen Verlegenheiten bereite. Wie gesagt, du bist ja ganz Herrin deines Willens. Wenn ich mir nicht schon lange eine Kugel durch den Kopf jagte, so that ich es lediglich aus Rücksicht für dich, damit es nicht heißt: ‚Der Fürst von Brankenberg mußte sich wegen finanzieller Deroute erschießen, weil seine reiche Tochter nichts für den Vater that!‘ Diesen Skandal wollte ich dir ersparen — deshalb ließ ich dir die Wahl, ob du nicht vorzögst, mir zu helfen?“

Die Gräfin schaudert: „Du weißt, daß es derartiger Drohungen bei mir nicht bedarf! Wenn ich weinte, so galt es wahrlich nicht dem elenden Mammon, sondern den ganzen unseligen Verhältnissen. Wie kann ich jemals, selbst in einer heimlichen Ehe, glücklich sein, wenn ich stets um meines Vaters willen vor der Entdeckung zittern muß? Und wenn es noch ein durch Unglück verarmter Vater wäre, — verflucht sollte die Thräne sein, die ich irgend welchem Opfer an Lebensglück für ihn nachweinte, — aber, Papa, daß ich dem Spiel, dem Sport, den zweideutigen

Frauen, die dein Vermögen verzehrten, das Heiligste opfern soll, das je ein Menschenherz erfüllt — das ist hart!"

„Ma fille, spare deine Worte, ich bin nicht willens, mir deine Hilfe um den Preis einer Strafpredigt zu erkaufen. Entweder du ziehst mich ohne Vorwürfe aus der Verlegenheit, oder du bist die Tochter eines Selbstmörders, — was nützt da alles Philosophieren, — ein großer, unbefleckter Name ist ein Artikel, der Geld kostet! Triff deine Entscheidung! Mir für meinen Teil liegt nichts mehr am Leben. Ich bin alt, — leide an der Gicht, bin zu steif zum Reiten und zu jedem Sport, — habe kein Glück bei den Frauen mehr — nichts als das Jeu! Müßte ich mir auch das noch versagen, — dann vogue la galère! In einem solchen Fall gibt es nur zwei Wege: corriger la fortune — oder sterben! Ein Frankenberg wird aber lieber sterben, als zu diesem Hilfsmittel greifen!"

„Vater! Was redest du da! Wehe dir, unglücklicher Vater, daß es so weit mit dir gekommen! Wehe einer Welt, die einen alten Mann so bankerott an jedem Lebensinhalt, an jeder Würde aus dem Getümmel ihrer Freuden entläßt, daß ihm nichts übrig bleibt, als die Alternative zwischen Selbstmord und falschem Spiel — sofern ihn nicht die Zufälligkeit des Besizes einer reichen Tochter rettet!"

„Geliebtes Kind!" sagt der Fürst, der es jetzt angemessen findet, einen gerührten Ton anzuschlagen.

„Bitte, sprich nichts weiter, Vater; du hast dich nie um die Tochter gekümmert, bist mir nie Vater gewesen, — wärst du's gewesen, du stündest jetzt nicht so elend, so verarmt an innerem Glück vor mir! Das ist nicht mehr zu

ändern. Weh mir, daß ich den Vater nicht lieben und achten kann, wie ich sollte, — daß ich das, was ich thue, nicht freudiger thun kann! Deshalb bin ich aber nicht minder bereit, meine Pflichten gegen dich zu erfüllen. Ich werde dir, soweit es in meinen Kräften steht, die Möglichkeit geben, deine jammervolle Scheineristenz weiterzuführen und stelle es nur deiner Diskretion anheim, inwieweit du über meine Kasse disponieren willst. -- Ein Glück für dich, daß du noch zu rechter Zeit kamst — in einigen Tagen wäre es vielleicht zu spät gewesen! Jetzt aber sehe ich ein, daß ich nicht auf meine großen Einkünfte verzichten darf, solange mein Vater das Geld braucht. — So liegt denn alles in Trümmern, was ich geträumt von einem späten, aber reinen Glück! Daß man solch einen Schlag erst überwinden muß, wirst du begreifen und mir eine schmerzliche Erregung zu gute halten.“

Sie erhebt sich bleich und schwankend: „Morgen früh ist die Vollmacht zur Erhebung des Geldes in deinen Händen und du wirst diese peinliche Scene schneller vergessen haben als ich!“

„Du hast mir wenig Schmeichelhaftes gesagt, — aber ich rechne dir's nicht an, — du bist heute nervös, ma belle fille! Und wenn du es auch nicht in der liebenswürdigsten Form thatest, du halfst mir doch. Laß mich deine generöse Hand küssen! — Ah — es ist ganz die Hand deiner Mutter! — Und wenn ich denke, daß diese schlanken, zarten Finger sich in die plumpe Faust, Gott weiß, welches Proletariers gelegt hätten, so rechne ich es mir doch zum Verdienst an, dich —“

„Vollende nicht!“ ruft die Gräfin gebieterisch. „Ich glaube, meine Schuldigkeit gethan zu haben, Papa — jetzt aber ist das Maß voll und ich bitte dich inständig, mir für heute Ruhe zu gönnen!“

„Es ist das Los der Väter, daß sie sich von ihren Töchtern tyrannisieren lassen müssen,“ scherzt der Fürst: „Nun, es ist noch besser, von einer Tochter, als von einer Geliebten schlecht behandelt zu werden! Du siehst, ich habe bereits moralische Umwandlungen, seit ich in deiner strengen Gesellschaft bin. Darf der so unmächtig beurteilte Vater dir einen Kuß auf die Stirn drücken?“

Die Gräfin steht still und läßt es sich gefallen, — aber in dem Augenblick, wo es geschieht, überläuft sie ein Schauer, wie vor einer entweihten Berührung — sie fühlt's — es ist der Judaskuß der Welt, nicht die Liebeskosung eines Vaters.

Der Fürst aber wischt sich mit heimlichem Degout den Mund: „Wer weiß, was für Lippen heute auf dieser Stirn geruht!“ Er darf nicht daran denken, sonst wird ihm übel.

„Ma chère, wie sehr ich auch dein Schuldner bin, noch für zwei Minuten fordere ich mein Vaterrecht! Du hast mir so viel Bitteres gesagt, dessen Berechtigung ich nicht leugnen will, daß du auch mir ein wahres Wort gestatten wirst.“ Er bohrt einen harten, kalten Blick in ihr Auge und wägt ihr mit leiser Stimme Wort für Wort zu: „Wir haben's weit gebracht — wir letzten Brankenburgs, du — und ich! Eine schöne Gesellschaft bei einander — der Vater am Bankerott und die Tochter — im Begriff einen Bauern zu heiraten!“

Die Gräfin stützt sich bleich, mit fest zusammengepreßten Lippen auf ihre Stuhllehne.

Der Fürst legt ihr die Hand auf die Schulter: „Wir dürfen uns wohl beide sagen, daß wir heute eines das andere gerettet haben! Das ist meine réparation d'honneur für die demütigende Rolle, die mir das Schicksal dir gegenüber aufnötigte! Nicht wahr? Gute Nacht, Prinzessin Tochter — — und hoffentlich, sans rancune!“

Sechzehntes Kapitel.

Gefangennahme.

Der Fürst hat das Zimmer verlassen und sie hört ihn durch die Werkstatt schreiten. Es ist still im Haus und auf der Straße. Die gequälte Frau wirft sich zum Tod ermattet wie sie geht und steht auf ihr Bett — die Füße tragen sie nicht mehr. Aber sie findet keine Ruhe, ein unnennbares Weh zittert ihr im Herzen nach. Es ist alles gekommen wie Freyer prophezeit. Ehe der Hahn gekräht, hatte sie ihn dreimal verraten, verraten in derselben Stunde, wo sie ihm den Schwur der Treue geleistet! Beim ersten Schritt, den sie mit dem Geliebten auf dem Weg durchs Leben thun wollte, vor dem ersten Blick, der sie aus den Basiliskenaugen des konventionellen Vorurtheils traf, wich sie feige zurück und konnte es nicht über sich gewinnen, sich zu ihm zu bekennen! Das ist ihre Läuterung, das die Wirkung eines, wie sie glaubte, weltüberwindenden Gefühls?

Es ist alles Lüge! — Sie verzweifelt an allem, an ihrer Zukunft, an sich selbst — an der Macht des Christentums, von dem sie, wie alle Neulinge im Glauben, verlangt, es müßte sie mit einem Schlage aus Sündern zu Heiligen machen können. Eins nur bleibt sich ewig gleich, ein Bild nur steht unberührt von allem Gemeinen in dem Aufruhr ihres Innern — Freyer! Das allein kann sie retten, auf und zu ihm! Da erhebt sie sich vom Lager und eilt in die Werkstatt: „Wo ist Ihr Sohn?“ fragt sie den alten Groß, der sich soeben zur Ruhe anschickt.

„Vermutlich auf seinem Zimmer, Frau Gräfin!“

„Holen Sie ihn sogleich!“

„Zu Befehl, Frau Gräfin!“

„Darf ich Erlaucht umkleiden?“ fragt Josepha, die noch ihrer Befehle harret.

Der Blick der Gräfin ruht gedankenvoll mit einem prüfenden Ausdruck auf ihr, als sähe sie das Mädchen heute zum erstenmal. „Ob sie wohl treu ist — so treu, wie eine Kammerfrau sein müßte, um den Gedanken, den der Vater aussprach — möglich zu machen —?“ Josepha sieht der Gräfin fest und gerade in die Augen, ihr offenes Gesicht drückt nichts aus, als harmlose Verwunderung, daß sie so lange gemustert wird. — „Ja — du bist treu!“ sagt die Gräfin — „nicht wahr?“

„Gewiß, Frau Gräfin,“ erwidert das Mädchen, erstaunt, warum sie das erst versichern müsse!

„Du weißt, was Unglück heißt?“

„Ich mein' schon!“ bestätigt Josepha mit herbem Ton.

„Dann würdest du auch den Unglücklichen beistehen soviel in deinen Kräften?“

„'s käm drauf an, wer's wär'!“ sagt Josepha schroff, aber diese Schroffheit gefällt der Gräfin, sie ist ein Beweis von Charakter, und wo Charakter, da ist Zuverlässigkeit.

„Wenn nun ich es wäre, Josepha, könnte ich auf dich bauen in jeder Lage?“

„Freilich!“ sagt das Mädchen einfach — „für Sie bin ich ja überhaupt nur auf der Welt — sonst läg' ich viel lieber da drunten! Wegen was lebt' ich denn, wenn nicht für Sie?“

„Ich glaube, Josepha, ich weiß jetzt, warum die Vorsehung dich mir geschickt hat!“ murmelt die Gräfin in tiefem Sinnen vor sich hin.

Ludwig Groß tritt ein: „Sie haben mich noch zu sehen gewünscht?“

Stumm faßt ihn die Gräfin bei der Hand und zieht ihn in ihr Zimmer.

„Ludwig, was hab' ich hören müssen, — was hab' ich gethan — und was ertragen!“ Und hilfesehend wie ein Kind legt sie den Arm auf die Schulter des treuen Mannes. „Ludwig, wieviel Uhr ist es?“

„Ich weiß nicht einmal,“ sagt er: „Ich schlief schon, als mich mein Vater holte. Ich war bis vor einer Stunde herumgeirrt, um Sie und Freyer zu suchen. So überwältigte mich die Müdigkeit.“ Er zieht die Uhr: „Es ist halb elf!“

„Ludwig, führen Sie mich noch zu Freyer, ich muß ihn sehen, heute noch! Freunde! Freunde! laßt in euren Seelen rein mich baden, denn mir ist zu Mute, als hätte

mich die trübe Brandung der Welt mit ihrem Schlamm beschmutzt.“

Ludwig Groß hat leicht den Arm um die Schultern der Gräfin gelegt, wie um sie zu schützen vor dem andrängenden, unreinen Element: „Kommen Sie,“ sagt er milde beruhigend: „ich bringe Sie zu Freyer! Oder wollen Sie lieber, daß ich ihn herhole?“

„Nein, er würde jetzt nicht kommen, ich muß zu ihm, denn ich habe etwas gutzumachen — da gibt's kein Säumen!“

Schnell hat Ludwig sie in einen warmen Shawl gehüllt. „Sie werden uns noch krank bei diesen ewigen Aufregungen!“ sagt er besorgt, aber ohne sie aufzuhalten: „Geben Sie mir den Arm, Sie wanken ja!“

Unter den Augen der erstaunten Familie Groß verlassen sie das Haus. „Das ist eine kuriose Frau!“ meint die Sephy kopfschüttelnd, „die gibt Tag und Nacht keine Ruh!“

Nur fünf Tage sind es her, daß die Gräfin wie heute durch das schlummernde Dorf gewandelt, und was hat sie alles durchlebt!

Sie hat ihn gefunden, den Gott, den sie suchte — sie hat ihm ins Auge geblickt, sie hat die Liebe erkannt, die ewige, die göttliche — und hat erkannt, daß sie ihrer nicht wert. — So stolz und doch gedemütigt schreitet sie dahin am Arm des Freundes, der Straße zu, wo damals ein Ehrfurchtschauer sie überrieselte, als es hieß: „Dort geht's zum Christus!“

Das Haus steht querüber am Ende der Straße. Kein Mondstrahl erhellt diesmal den Weg. Traurig rauschen

die feuchten Wipfel der Bäume rechts und links im Dunkeln. Nur aus einem Fenster des Erdgeschosses in Freyers Haus leuchtet ein Licht, dessen zitternde Strahlen den beiden Wanderern den Weg bezeichnen. Sie haben es erreicht und blicken hinein. Da sitzt Freyer in der Stube auf einem Holzstempel am Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt, in trübem Sinnen. Ein Buch liegt vor ihm, in dem er vielleicht lesen gewollt, aber offenbar nicht gelesen, denn er starrt müde vor sich hin.

Die Gräfin tritt leise durch die unverschlossene Thür ein. Ludwig will draußen auf sie warten. Als sich die Zimmerthür öffnet, blickt Freyer erstaunt auf: „Du — Sie?“ sagt er und sein Auge richtet sich voll und fragend auf sie, — aber er erhebt sich würdevoll — er fliegt ihr nicht entgegen, wie er sonst dem geliebten Weibe gethan hätte, wenn es so unverhofft bei ihm eingetreten wäre.

„Frau Gräfin — was soll das — zu dieser Stunde?“ fragt er traurig und bietet ihr einen Stuhl: „Sind Sie allein hierhergekommen?“

„Ludwig hat mich gebracht und wartet draußen, — ich habe nur wenige Worte zu sprechen —“

„Das geht aber doch nicht, daß wir den Freund draußen stehen lassen, — Sie gestatten, daß ich ihn hereinrufe?“

„Thue das, du hast dann die Genugthuung, einen Zeugen für meine Demütigung zu haben,“ sagt die Gräfin ruhig.

„Verzeihen Sie, an diese Auslegung dachte ich nicht!“ — sagt Freyer leise und setzt sich: „Darf ich fragen, was Erlaucht befehlen?“

„Joseph — mit wem sprichst du?“

„Mit der Gräfin Wildenau!“

Da kniet sie neben ihm nieder: „Joseph! Bin ich jetzt noch die Gräfin Wildenau?“

„Frau Gräfin, ich bitte Sie!“ ruft er und springt auf. „Das kann alles nichts helfen, — Sie bleiben, was Sie sind und ich — was ich bin! Das hat sich mir heute abend schneidend ins Herz gegraben und das weßt nichts mehr aus.“ Er sagt es nicht zürnend, nicht vorwurfsvoll — einfach wie ein Mensch, der soeben das Liebste verlor!

„Wenn das so ist, dann kann ich freilich nichts thun, als wieder gehen!“ sie wendet sich der Thür zu. „Aber verantwort' es vor Gott, daß du mich so ungehört verstoßen!“

„Ich bitte, Frau Gräfin, sprechen Sie!“ sagt Freyer begütigend. Sie sieht ihn an, so inbrünstig, daß ihm das Herz hinschmilzt in namenlosem Weh: „Komm — und — sag mir, was du auf dem Herzen hast!“ spricht er in weicherem Ton.

„Nicht eher, bis du mich wieder deine Taube nennst — oder dein Kind!“

Da treten ihm die Thränen in die Augen: „Mein Kind, — was hast du gethan!“

„So ist's recht — so kann ich reden! — Was ich gethan, Joseph? — Das, was du sahst und noch viel Schlimmeres. Ich habe dich nicht nur vor meinem Vater kalt und fremd behandelt, ich habe dich nachher noch dreimal verleugnet, — und ich komme, um es dir zu sagen, weil du allein es mir vergeben kannst, und — ich weiß es — vergeben wirst!“

Freyer hat die Hände auf dem Knie gefaltet und starrt vor sich hin. Sie fährt fort: „Siehst du, so groß denke ich von dir und deiner Liebe, daß ich mich nicht zu rechtfertigen suche. Ich erinnere dich nur an das Wort, das du mir heute selbst sagtest: Ehe der Hahn dreimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnet haben! — Ich erinnere dich nur an das, was Christus bewogen haben mag, Petrus zu verzeihen: Er kannte das Herz des Jüngers! Joseph — kennst du das Herz deiner Magdalena nicht auch?“

Da überläuft ein Zittern den Körper des starken Mannes und keines Wortes mächtig schlingt er den Arm um sie und sein Haupt sinkt an ihre Brust.

„Joseph, du bist unkundig der Welt und der Bande, in die sie auch die freieste Seele schlägt. Deshalb muß du an mich glauben! Es wird noch oft vorkommen, daß ich gezwungen bin, etwas zu thun, was dir unverständlich! Wenn du dann nicht den unbedingten Glauben an mich hättest, — könnten wir nimmer miteinander leben. Gerade heute war ich entschlossen, mit der Welt zu brechen — ihre Fesseln abzustreifen! — Aber sieh, wie viel Hohles und Verwerfliches sie in sich trägt, — sie beruht doch in ihren Prinzipien auf sittlichen Grundlagen! Deshalb vermag sie es auch, Denjenigen Fesseln anzulegen, die mit dem, was unsittlich an ihr ist, keine Gemeinschaft mehr haben. Ja, wäre sie nur eine unsittliche Macht, dann wäre es leicht, in einem Augenblick frommer Begeisterung, wie dieser, mit ihr zu brechen, — aber, wenn wir noch so nahe daran sind, wenn wir uns noch so frei glauben, dann legt sie uns die Schlinge einer Pflicht um den Fuß — und wir sind

aufs neue gefangen! So erging es mir heute mit meinem Vater! Ich hätte mit ihm brechen müssen, wenn ich ihm die Wahrheit gesagt hätte! Ich war zu schwach, die furchtbare Katastrophe zu provozieren — ich schob sie hinaus — indem ich dich verleugnete!"

Freyer zuckt schmerzlich zusammen.

Sie streichelt ihm lieblosend die krampfhaft geballte Faust. „Ich weiß, wie das thun muß. Ich weiß, wie sich's in dem stolzen Mann aufgebäumt haben mag, als ihm die Geliebte das anthat! Aber ich verlange auch von meinem Engel, daß er weiß, was es mich kostete!"

Sie versucht sanft, ihm die festgeschlossenen Finger zu lösen. Allmählich geben sie nach und die geöffnete Hand liegt weich und willenlos in der ihren. — „Sieh mich an,“ fährt sie süß und schmelzend fort: „sieh in mein blaßes Gesicht, in meine verweinten Augen, — und dann antworte mir, ob ich gelitten habe in diesen Stunden — oder nicht?"

„Ich seh es!“ sagt Freyer leise.

„Beste Mann! Ich komme zu dir mit meiner großen Bedrängnis, mit meiner großen Liebe — und meiner großen Schuld — wirst du mich von dir stoßen?"

Da kann er sich nicht mehr halten, und mit liebender Großmut zieht er das bittende Weib an sein Herz.

„Ich wußt' es ja, du bist die Güte, die Milde, — die Liebe! Du wirst Geduld haben mit deinem schwachen, sündigen Weibe, — du wirst es bessern und heiligen und nicht verzweifeln, wenn es auch lange geht, bis das Werk vollendet. Nicht wahr, du gelobst mir das?" Sie flüstert es ihm inbrünstig zu unter tausend Küßen, sie haucht

es ihm in das innerste Leben hinein, das heiße Flehen ihrer Reue.

Und er gelobt es mit feierlichem Eid, ihr nie wieder zu zürnen, sie nie zu verlassen, außer, daß sie ihn selbst fortschicke!

Sie hat gesiegt, — er glaubt ihr wieder! Und jetzt ist es an ihr, — dies kindliche Vertrauen zu verdienen!

„Ich danke dir!“ sagt sie nach langem Schweigen. — „Jetzt habe ich den Mut, dir eine ernste Frage zu stellen! Aber, laß uns den Freund nach Hause schicken, der draußen wartet, du kannst mich ja dann selbst heimbringen.“

„Gewiß, mein Kind,“ lächelt Freyer und geht hinaus, um den Wartenden zu suchen. — „Er war's zufrieden,“ sagt er rückkehrend. „Nun sprich — und sag' alles, was du auf dem Herzen hast, — jetzt hört uns niemand mehr, als Gott!“ Und er zieht sie liebevoll an seine Brust.

„Joseph,“ beginnt die Gräfin befangen: „Die Stunde der Entscheidung ist schneller gekommen, als ich glaubte, und ich bin gezwungen, dich zu fragen: Willst du mein Gatte sein, — aber nur vor Gott — nicht vor den Menschen?“

Freyer tritt einen Schritt zurück. „Wie meinst du das?“

„Willst du mich ruhig anhören, liebes Herz?“ fragt sie sanft.

„Sprich, mein Kind!“

„Joseph! Ich habe mich dir heute zum Weibe gelobt — und ich halte den Schwur — aber unsere Ehe darf nur eine heimliche sein.“

„Und warum dies?“

„Das Testament meines Mannes enterbt mich, sobald

ich den Namen Wildenau ablege. Vermähle ich mich mit dir, so bin ich auf die Großmut der in meine Rechte tretenden Bettern meines Mannes angewiesen, die nicht einmal verpflichtet sind, mir eine Apanage zu geben, — ich bin also nicht viel besser als eine Bettlerin.“

„O — ist es nur das? Was liegt daran! Bin ich nicht im stande, mein Weib zu ernähren, — vorausgesetzt, daß es sich begnügen mag mit der bescheidenen Existenz, die ihm ein armer Bildschnitzer wie ich bieten könnte?“

Die Gräfin lächelt gerührt. „Das wußt' ich, daß du so sprechen würdest. — Doch, mein Engel, das ginge nur — wenn ich weiter keine Pflichten hätte! Aber siehst du, das ist solch eine Schlinge, an der die Welt den, der sich ihr entringen will, zurückzieht in ihren Bann. Ich habe einen Vater, — ein unglücklicher Mann, den ich weder achten noch lieben kann — ein Typus des glänzenden Glends, des hohlen Scheins, dem so viele Existenzen bei uns zum Opfer fallen, ein Spieler, ein Verschwender, aber immer mein Vater! Er verlangt eine pekuniäre Hilfe von mir, die ich nur leisten kann, wenn ich die Gräfin Wildenau bleibe. — Darf ich glücklich sein und meinen Vater zu Grunde gehen lassen?“

„Nein!“ stöhnt Freyer aus gepreßter Brust und sein Haupt senkt sich wie die Krone eines gefällten Baumes auf die über dem Tisch verschränkten Arme herab.

„Was also bleibt uns übrig — geliebter Mann, als Trennung oder eine heimliche Ehe? Denn durch ein unsittliches Verhältnis wollen wir doch die Wunder nicht entweihen, die Gott an uns verübt?“

„Nein — nimmer!“

„Nun also — dann muß ich dir sagen: Wähle!“

„O Gott, das ist furchtbar. Ich soll mein heiliges Recht nicht vor den Menschen behaupten dürfen, — soll wie ein Ehrloser in Acht und Bann leben? Und wo und wann könnten wir denn dann zusammen sein?“

„Joseph — ich bin in der Lage, dir eine Stelle als Verwalter auf meinen Gütern zu bieten, die es uns möglich macht, jahrein jahraus zusammen zu leben und in der ungezwungensten Weise zu verkehren! Für das, was du hier aufgibst, kann ich dich hundertfach entschädigen, mein Vermögen ist dein Vermögen, was ich bin und habe, ist dein — nichts sollst du vermissen, als den äußern Schein, — den Triumph, als Gatte der Gräfin Wildenau vor der Welt aufzutreten!“

„Gott, Gott, du bist mein Zeuge, daß mein Herz an so etwas nicht denkt! Schau, wärst du arm und elend, und lägst hungernd am Wege, ich höbe dich auf und trüge dich, als mein stolzes Gut, auf den Armen in mein Haus. Wärst du blind und lahm, krank und verlassen, ich hegte und pflegte dich Tag und Nacht — und meine Seligkeit wär's, für dich zu arbeiten und dir das Stück Brot, das du issest, durch meinen Fleiß zu erwerben! Und wenn ich dir's brächte, ich reichte dir's nicht anders, als auf den Knieen und küßte dir die lieben Hände dafür, daß du's von mir annimmst! Aber dein Diener, dein bezahlter Diener kann ich nicht sein! — Sage selbst, — könntest du mich noch lieben, wenn ich es wäre?“

„Ja, denn meine Liebe ist ewig!“

„Täusche dich nicht selbst; du hast mich als armen, aber freien Bürger geliebt — als deinen Knecht wirst du mich verachten!“

„Du sollst nicht mein Knecht sein, — es soll ja nur eine Form vor der Welt gefunden werden, die es uns möglich macht, immer beisammen zu sein, ohne Verdacht zu erregen — und die Stelle eines Verwalters ist diese Form!“

„Du magst es drehen und wenden wie du willst — ich esse dein Brot und bin dein Untergebener! Gott im Himmel — ich war so stolz und jetzt so furchtbar gedemütigt — so jäh herabgeschleudert von der Höhe, auf die du mich gehoben!“

„Das ist keine Demütigung, wenn du annimmst, was meine Liebe dir gibt, und meinen Ueberfluß mit mir teilst!“

„Es ist eine, und ich könnte dein Gatte nur unter der Bedingung werden, daß ich fortfahren dürfte zu arbeiten, — und meinen Unterhalt selbst zu bestreiten!“

„O, über den neidischen Hochmut der Armen, die dem Reichen das edelste Vorrecht mißgönnen, das — ihnen wohlzuthun! Glaube mir, der echte Stolz wäre der, wenn du dir sagtest, daß dein edles Sein tausendfach die kleinen Opfer an irdischem Gut aufwiegt, die ich für dich zu bringen hätte! Gerade wer das Geld verachtet, kann es von andern annehmen, weil er weiß, daß die äußere Gabe wertlos ist, gegenüber den Schätzen an innerem Glück, welche die Liebe zu bieten vermag! — Wie, oder fühlst du dich so arm an Liebe, daß du mir die kleine Schuld für das Stückchen Brot nicht abtragen könntest? Dann freilich — dann laß mich mit meinem Reichtum in der Armut an Glück verschmachten

und rühme dich, daß du das treueste Weib deinem Stolz geopfert, — aber dann sage nicht, daß du das Weib geliebt!“

„Täuble!“

„Ich thue, was ich kann!“ fährt sie schmerzlich fort, „ich biete dir Leib und Seele, — meine Freiheit, meine Zukunft, — und du grübelst darüber nach, ob es dich nicht entwürdigte, mein Brot zu essen und zum Schein mein Diener zu sein, während du in Wirklichkeit mein Herr und mein Richter bist! — Ich habe nichts mehr zu sagen, du sollst deinen Willen haben, aber entscheide dich rasch, denn was geschehen soll — muß gleich geschehen. Mein Vater riet mir selbst, mich von unserem alten Pfarrer auf Brankenberg trauen zu lassen, als er merkte, daß ich ernstlich daran denke, mich zu vermählen. Ich kenne aber meinen Vater und weiß, daß das nur eine Falle war, in die er mich lockte. Morgen erhält er eine Vollmacht von mir, um Gelder zu erheben, die ihm nötig — übermorgen denkt er sich irgend eine neue Finte aus, um mich in seiner Gewalt zu behalten. Wir müssen nach Brankenberg und den Pfarrer überraschen, ehe mein Vater es hindern kann. — Nun entscheide!“

„Allmächtiger Gott!“ ruft Freyer. „Was soll ich, was darf ich thun? O liebes Weib, ich darf dich nicht verlassen — und dürft' ich's auch — ich könnt' es nicht, denn ich könnte nicht mehr leben ohne dich! Du weißt es ja, ich muß es nehmen, wie du's mir bieteest, und mein Geschick ist, wie du es über mich verhängst! Aber, liebe Seele, wie ich es ertragen werde, als dein Gatte für deinen Diener zu gelten — ich weiß es nicht! Könntest du diesen Kelch

an mir vorübergehen lassen — es wäre besser für uns beide!“

„Und hat Gott dem Erlöser den Kelch erspart? War Christus zu stolz, sein Kreuz und seine Schmach auf sich zu nehmen — und du — du magst nicht einmal das sanfte Joch tragen, das dein Weib dir auferlegt — auferlegen muß?“

Da neigt er das Haupt zur Erde. In dem verklärten Blick schimmert eine Thräne, jetzt ist er wieder Christus. Und wie das dunkle Auge aus dem Zwielficht der trüben Lampe heraus sich mit dem vollen Schmerz des Gekreuzigten auf sie heftet, da faßt sie wieder jenes ehrfürchtige Grauen wie vor etwas Ueberirdischem — einem Wesen aus einem Zwischenreich, halb Geist, halb Mensch — und jenes Gefühl, als könne er nie ganz der Erde gehören, und nie ganz ihr! — Sie kann es sich nicht erklären, dies Gefühl, denn er ist so gut, so hingebend. Hätte sie eine Ahnung davon, daß solch ein Mensch bestimmt ist, daß wir in ihm aufgehen — nicht er in uns, dann wäre ihr das Rätsel gelöst! Was sie aber heute thut, ist das Gegenteil davon. Seine Existenz soll der ihren geopfert werden — und es ist eine dunkle Empfindung in ihr, daß dies wider die Gesetze seiner großen, bevorrechteten Natur ist!

Er aber, seiner selbst nicht bewußt, in seiner bescheidenen Einfalt, er weiß nur, daß er die Gräfin lieben muß bis zur Vernichtung — und er hält es nur für gerecht, daß er das unermessliche Glück, dies Weib zu besitzen, durch ein ebenso unermessliches Opfer erkaufen soll. — Mit der Berufung auf Christus ist es ihm plötzlich gekommen, daß

Gott ihm Gelegenheit geben wolle, die Dulderrolle, die er nicht mehr auf der Bühne spielen darf — im Leben fortzuführen. Die furchtbare Erniedrigung, die ihm das geliebte Weib auferlegt, soll das Kreuz sein, das er für das hingeebene eintauscht.

„Nun denn, um Christi Demut willen!“ sagt er traurig und wie gebrochen: „Weise mir meine Stellung an, wie du magst — aber ich fürchte, — du wirst es zu spät erkennen, — das Beste, was ich bin, um das hast du dich gebracht. Du bist nicht die Natur, die einen Knecht lieben kann! Es wird dir gehen wie den Kindern, die dem Schmetterling die Flügel ausreißen, um ihn zu halten, und dann — den kriechenden Wurm mit Ekel von sich werfen. — Meine Flügel waren meine sittliche Freiheit und meine Selbstachtung! In diesem Augenblick hab' ich sie verloren, denn ich bin nichts mehr als ein kranker, liebestiecher Mann, der thun muß, was ein unwiderstehliches Weib von ihm fordert! Das ist keine freie sittliche That mehr, wie sonst, wenn der Mann mit der erwählten Gattin ein ebenbürtig' Sein tauscht.“

„Wenn du so denkst, Joseph,“ sagt die Gräfin erbleichend, „dann ist es freilich besser — ich lasse dich!“ Und sie wendet sich mit Hoheit der Thür zu.

„Ja, geh nur!“ ruft er in wildem Schmerz — „geh! du weißt doch, daß du mich mitnimmst wie den Dornenzweig, den du am Saum deines Kleides nachschleppst!“ Und er holt sie ein und stürzt auf die Kniee. „Was bin ich denn noch? Dein Sklave bin ich! In Gottes Namen, sei meine Herrin und nimm mich hin! Ich lege meine

Seele in deine Hand — ich vertraue sie deiner Großmut — aber weh uns beiden, wenn du mir die deine nicht dafür gibst! — Ich verlange nichts als deine Seele — diese aber will ich ganz!“

Da zieht ihn das frohlockende Weib leidenschaftlich vom Boden auf in ihre Arme: „Ja, gib dich mir gefangen und vertraue mir dein Geschick. Eine milde Herrin werd' ich dir sein — du geliebter Sklave, du sollst nicht mehr mein sein, als ich dein bin — das ist ganz und ewig!“

Siebzehntes Kapitel.

Kreuzesflüchtig.

Jeden Morgen um sechs Uhr geht der Bürgermeister auf die Kanzlei, denn das Tagewerk ist groß, und früh muß begonnen werden, wenn es vollbracht sein will. — Um sieben Uhr kommt dann gewöhnlich Freyer, um die Arbeit mit ihm zu teilen. Freitags aber treibt es ihn oft schon vor dem rastlosen Bürgermeister ans Werk, denn das ist der Tag, wo der Rassensturm beginnt und alle Hände voll zu thun sind.

Heute scheint Freyer sich jedoch Zeit zu lassen. Es ist sieben vorbei — er sollte längst da sein. Auch gestern kam er nicht — die fremde Dame muß ihn ganz in Beschlag genommen haben! — Der Bürgermeister schüttelt den Kopf, — Freyers Benehmen, seit die Gräfin hier ist, gefällt ihm gar nicht. Noch nie hat Freyer seine Gemeindepflichten so

vernachlässigt. Und jetzt gerade in einer Zeit, wo das Passionspiel eine nie dagewesene Höhe des Erfolges erreicht hat! Wie kann man da für etwas anderes — für etwas Persönliches — Sinn haben, noch dazu wenn man den Christus spielt! — Es liegen Berge von Bestellungen aufgehäuft, wer soll das bewältigen, wenn Freyer nicht hilft?

Ein schönes Weib ist sie, diese Gräfin — und bestrickend mag sie sein. — Aber für den Bürgermeister gibt es nur eine Schönheit — es ist die des Engels seiner Heimat. — Hoch über dem Getriebe der Menschen, in wunschloser, vornehmer Abgeschlossenheit — sitzt der einsame Mann an seinem Aktentisch, inmitten seines kahlen schmucklosen Büreaus. Aber der Engel Ammergau besucht ihn hier, an seine Brust lehnt er ausruhend das müde Haupt, sein Fuß lohnt ihm die selbstlose Arbeit, sein Glanz umleuchtet den schlichten Bürger. Denn so arm und unscheinbar ist kein Haus, daß der Engel Ammergau in dieser Zeit nicht Wohnung darin nähme und seine Weihe, seine Hoheit darüber ergösse! — Ihm aber, der das einheitliche Bewußtsein Ammergau ist, dem Mann, der für alle sorgen — über alle wachen — für alle die Verantwortung tragen soll — diesem bringt er den Lohn, den Menschen nicht geben können — das stolze Gefühl dessen, was er der Heimat in diesen mühevollen Tagen ist.

Jetzt wäre es aber Zeit, daß Freyer kommt! Der Bürgermeister klingelt. Der Gemeindediener tritt ein: „Herr Bürgermeister befehlen?“

„Kleinhofer, sehen Sie doch einmal nach, wo denn der

Herr Freyer bleibt, — oder der Zeichnungslehrer. Einer von den beiden muß doch zu finden sein!“

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister.“ Der Diener geht.

Wartend lehnt sich der Bürgermeister im Stuhl zurück. Sein Auge ruht ein paar Sekunden lang auf einem der Dorfschen Kupferstiche, die Verurteilung Christi durch Pontius Pilatus. Unwillkürlich vergleicht er das Bild mit der Gruppierung auf der Bühne: „Ja, wenn man das machen könnte! Wenn lebendige Menschen mit massiven Knochen und ungefügten Gelenken ein so geschmeidiges Material wären wie Pinsel und Leinwand!“ denkt er traurig. — „Überall, wo Menschen zu thun haben — muß von Unvollkommenheiten und Mängeln abgesehen werden. Das Vollkommene, das absolut Schöne, das besteht nur in der Phantasie! Und dennoch sollte es einer eisernen Regie nicht gelingen, auf den vorgezeichneten Spuren des Kunstwerks auch das plumpste Material dem künstlerischen Gedanken nachzuzwingen?“

„Viel — viel ist noch zu thun —“ sagt sich der seltsame Bühnenleiter in schonungsloser Selbstkritik und legt den Kopf in die feine Hand, „wenn man denkt, was die Meininger leisten! Aber freilich, die arbeiten mit Künstlern — ich mit Naturalisten! — Und dabei noch eingengt von dilettantischen traditionellen Schablonen — und das Schlimmste von allem, von veralteten Statuten und Vorurteilen — bei der Rollenbesetzung.“ Er reibt sich die Stirn. Der Schatten Josepha Freyers steigt vor ihm auf und er fühlt die Wunde schmerzlich, die dem Passionspiel geschlagen, da das schöne Geschöpf, der Typus der Maria

Magdalena, ausgeschlossen ward. „Unter solchen Verhältnissen muß das Ganze leiden! Die Darsteller dürfen nicht nach Talent und Individualität gewählt werden, das kommt erst in zweiter Linie. In erster kommt das Ansehen der Person vor der Gemeinde! Ein verachteter armer Knecht darf auch nur eine untergeordnete Rolle spielen, selbst wenn er das größte Talent wäre, und die Hauptrollen sind das Monopol der Einflußreichen im Ort! — Aus einem so willkürlich beschränkten Kontingent muß sich hier der Regisseur das Personal für das große Werk zusammenstellen, das die höchsten Kräfte fordert. Es ist eine Riesearbeit, aber es wird noch kommen, nur Geduld und eisernen Willen braucht's! Sie werden wachsen mit ihrer Aufgabe. Der steigende Erfolg des Passionsspiels wird sie es begreifen lehren, wie wichtig es ist, daß die künstlerischen Interessen allem andern vorgehen. Dann erst bricht die goldene Zeit für Ammergau an! Gott stärke mich, daß ich's erlebe!“ sagt er. Und er hofft es zuversichtlich, denn an Talenten fehlt es nicht, und mit wenigen Ergänzungen wäre Großes zu erreichen! — Für dieses Jahr ist die Wirkung des Spiels gesichert durch Freyer. — Freyer ist eine Erscheinung, die alles andere minder Gelungene vergessen läßt. Mit ihm steht und fällt heuer das Passionspiel! Und das Auge des Bürgermeisters ruht vergleichend auf dem Dore'schen Christus und auf dem Freyer's, wie es ihm vorschwebt — und Freyer hält den Vergleich aus. Er ist hervorgegangen aus der Hand des Schöpfers als lebendiges Kunstwerk, vollendet vom Scheitel bis zur Zehe. „Gott sei Dank, daß wir ihn haben!“ nickt der Bürgermeister befriedigt.

Da klopft es an die Thür. „Endlich!“ sagt der Bürgermeister: „Herein!“

Es ist aber nicht der Erwartete, sondern Ludwig Groß! Schwankenden Schrittes tritt er näher, es ist, als versagten ihm die Füße den Dienst. Sein ernstes Gesicht ist wachsgelb und tief gefurcht — die Lippen zusammengepreßt — auf seiner Stirn glänzen Schweißtropfen.

Der Bürgermeister starrt ihn an: „Was ist's? Was hat's gegeben?“

Ludwig Groß zieht ein beschriebenes Blatt aus der Tasche: „Herr Bürgermeister — machen Sie sich auf eine schlimme Nachricht gefaßt!“

„Um Gottes willen, kann die Vorstellung nicht sein? Wir haben einen Vorverkauf von mehr als tausend Plätzen!“

„Das wäre das wenigste! — Bürgermeister, ich bitte Sie, seien Sie stark — ich habe Ihnen ein großes Unglück zu melden —“

„Ist etwas mit Freyer?“ ruft der Bürgermeister plötzlich ahnungsvoll.

„Freyer ist fort — mit der Gräfin Wildenau!“

„Durchgegangen?“ ruft der Bürgermeister, es unerbittlich mit dem rechten Namen nennend.

„Ja! Hier diese Zeilen fand ich soeben auf seinem Tisch!“

Der Bürgermeister erbleicht, wie zu Tode getroffen. Einen Augenblick lang ist es ihm wie ein Donnern in den Ohren — der Donner, mit dem der Tempel Jerusalems zerbricht, dessen Priester er war! — Die Mauern stürzen, der Vorhang zerreißt und gibt die Aussicht nach der Richtstätte frei! Vor ihm liegt Golgatha. Er hört das Klauschen

der entfliehenden Schutzengel Ammergau. — Hoch oben in schauervoller Einsamkeit ragt das Kreuz, aber es ist leer — der daran hängen sollte, — ist verschwunden! Und graue Wolken senken sich nieder auf die verlassene Stätte.

Aber von dem leeren Kreuz geht ein Licht aus, — nicht wie von einem Heiligenschein — sondern wie der fahle phosphorische Schimmer faulen Holzes! Der leuchtet in eine Schlucht hinab, dort ragt an scharfer Felskante ein einzelner Wipfel in die Luft, und an diesem hängt, seiner Aufgabe treu — Judas!

Aus der Tiefe aber gellt ein Hohngelächter herauf: „Du hast dich vergebens gerichtet. — Dein Opfer ist entkommen! Seht den gewissenhaften Judas, der sich aufhängt, indes der andere sich's wohl sein läßt!“

Schmach und Schande! „Der Christus kreuzesflüchtig!“ Von nah und fern hallt es schadenfroh wider, der Cynismus jauchzt — das Gemeine hat gesiegt, das Göttliche wird zum Kinderspott — das Passionspiel zur Travestie!

Dem Bürgermeister flimmert es vor den Augen, das phosphoreszierende Kreuzesholz! Ja, es ist faul und morsch — das Kreuz — es muß in sich zusammenfallen — die Fäulnis der Welt hat es angesteckt und zerfressen, und das geschah in Oberammergau — unter seiner Führung.

Wie ein Bild von Stein sitzt der unglückliche Mann, durch dessen Gehirn diese ganze Gedankenkette zieht, dem Freund gegenüber, der bescheiden wartend vor ihm steht und seinen Schmerz durch kein Wort stört.

Was die beiden Männer fühlen — jeder weiß es vom andern — es ist zu groß, um es auszusprechen.

Der Bürgermeister hält mechanisch das Blatt mit Freyers Schrift in der geballten Faust. Jetzt erinnert ihn die Eiseskälte und das Absterben seiner Finger daran. Er legt es auf den Tisch — matt ruht sein Auge auf den kindlichen Zügen der unausgeschriebenen Hand: „Vergebt mir!“ lautet der kurze Inhalt: „Ich bin nicht mehr würdig, den Heiland zu spielen! Nicht aus Gewissenlosigkeit, sondern aus Gewissenhaftigkeit lege ich meine Rolle nieder. Bis Ihr diese Zeilen findet, bin ich weit von hier! Gott wird seine heilige Sache nicht an die Person eines Einzigen knüpfen — er wird mich Euch ersetzen! Vergeßt mich und vergebt dem Abtrünnigen, der doch in seinem Herzen treu sein wird bis zum Tode! Freyer.

Nachschrift.

Mein Hab und Gut — Haus, Feld und das bißchen Wald, was nicht verbrannt ist, verkauft, und verteilt den Erlös an die Armen Ammergau. Von der nächsten Stadt aus schicke ich hierzu die gerichtliche Vollmacht.

Nochmals lebet alle wohl!“

Der Bürgermeister schaut regungslos in das Blatt. Er könnte es schon zehnmal gelesen haben — und immer noch starrt er hinein.

Mit Schrecken sieht Ludwig Groß, daß der Blick sich verglast, die Züge sich verändern! Die Ruhe, die sich der eiserne Wille aufgezwungen, ist zur Totenstarre geworden. Der Zeichnungslehrer faßt ihn an und schüttelt ihn — jetzt, mit der veränderten Lage, verliert der leblose Körper das Gleichgewicht und sinkt über die Stuhllehne herab. Der Freund fängt ihn im Fallen auf — und stützt das edle

Haupt. Es ist ihm möglich, mit der andern Hand die Glocke zu erreichen und dem Gemeinbediener zu klingeln: „Schnell zum Arzt — er soll augenblicklich kommen!“ — ruft er diesem zu. Entsetzt eilt der Mann fort.

Wie ein Lauffeuer geht die Kunde durchs Dorf, der Bürgermeister liege vom Schlag getroffen oben auf der Kanzlei. — Alles stürzt nach dem Rathaus. Der Doktor läuft ohne Hut über die Straße. Die Verwirrung ist grenzenlos.

Raum vermag Ludwig dem Aufruhr zu gebieten. Den Bürgermeister in einem Arm, wehrt er mit dem andern die Andrängenden ab. Der Doktor kann kaum mehr durch, so voll ist das Gemach. — Er reibt dem Bewußtlosen Schläfe und Pulsader. „Ich halte es nicht für einen Schlaganfall, nur eine starke Kongestion nach dem Gehirn,“ sagt er, „aber man kann immerhin nicht wissen, was noch daraus wird. Ueberarbeitet und überreizt ist er schon lange!“

Die angewendeten Mittel wirken, der Bürgermeister schlägt die Lider auf. Aber als sei er umgeben von unsichtbaren Dämonen, die wie wilde Tiere nur von dem festen Blicke des Bändigers im Zaum zu halten seien und die, stets zum Sprung bereit, nur auf den Augenblick lauerten, wo sie ihm das Heiligtum entreißen könnten, das ihm anvertraut, — so schärft sich auch in wenig Sekunden der matt erloschene Blick wieder zum sicheren Blikstrahl des wachsam gebieterischen Auges. Und dieselbe Disziplin, die sein unbeugsamer Wille über seinen Körper auszuüben gewöhnt ist, gibt ihm sogleich seine aufrechte Haltung wieder. Niemand als der Arzt und Ludwig weiß, was es ihn kostet.

„Ja,“ sagt der Doktor leise zu Ludwig Groß: „Jetzt rächt sich's, daß er sich bei den furchtbaren Anstrengungen nie eine Erholung gönnt.“

Der Bürgermeister ist aus Fenster getreten und hat ein wenig Luft geschöpft. — Dann wendet er sich an die Umstehenden. Die Stimme zittert noch ein wenig, aber sonst ist nicht die leiseste Schwäche wahrnehmbar, und nichts verrät eine Erschütterung an ihm.

„Es ist mir lieb, meine Freunde, daß wir alle beisammen sind — ich hätte euch sonst müssen rufen lassen. Ist die Gemeinde vollzählig? Wir müssen sogleich eine Beratung halten. — Kleinhofer, zählen Sie ab.“

Der Gemeindediener thut, wie ihm geheißen.

„Die Herren sind alle da,“ meldet er dann.

In diesem Augenblick eilt die Bürgermeisterin mit Anastasia herbei. Sie waren auf dem Feld gewesen und hatten jetzt erst die Schreckensnachricht von der Erkrankung des Gatten und Bruders erfahren.

„Bitte, seid ruhig!“ sagt er streng. „Mir fehlt nichts — es ist nicht der Rede wert.“

Die Frauen weinen und werden von den Freundinnen umringt, aber der Bürgermeister weist sie mit einer gebieterischen Handbewegung in den Hintergrund des Zimmers. „Wenn ihr zuhören wollt — und ich wünsche, daß ihr's thut — so haltet euch still. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“ — Er wendet sich an die Gemeinde:

„Liebe Freunde und Genossen! Ich habe euch eine Botschaft mitzuteilen, von der ich nicht geglaubt hätte, daß sie ein Ammergauer von einem Ammergauer jemals aus-

sprechen müsse. Ein großes Unglück hat uns betroffen: Wir haben keinen Christus mehr! Freyer ist plötzlich abgereist!"

Ein Schrei des Schreckens und der Entrüstung antwortet ihm. Ein Fragen und Durcheinanderrufen. Dazwischen laute Vermünschungen.

„Seid ruhig — Leute! beschimpft ihn nicht! — Wir wissen ja nicht, wie es gegangen. Ich kann's freilich nicht begreifen, wie so etwas möglich ist — aber wir dürfen nicht urteilen, wo wir nichts Näheres wissen! Jedenfalls wollen wir uns selbst achten, indem wir nicht schlecht über einen unserer Mitbürger — denn das war er doch — sprechen!"

Ludwig drückt ihm heimlich dankbar die Hand für dieses Wort.

„Dies ist ein Unglück, was Gott uns schickt" — fährt der Bürgermeister fort — „rechten wir nicht mit dem Armen, der nur das Werkzeug war! — Betrachtet ihn als einen Toten — wie er selbst es zu thun scheint. Er hat scheidend unsern Armen sein Hab und Gut vermacht, — das wollen wir ihm danken, wie es recht ist — im übrigen ist er tot für uns!"

Der Bürgermeister nimmt den Brief vom Tisch: „Hier ist sein letzter Wille für Ammergau, ich werde ihn euch vorlesen.“ Und mit ruhiger Haltung liest der Bürgermeister das Schriftstück vor. Aber es ist doch, als zittere bisweilen die sonst so feste Stimme.

Als er zu Ende ist, herrscht tiefes Schweigen. Viele trocknen sich die Augen, andere blicken brütend vor sich hin, — es ist ein feierlicher Ernst über die Versammlung gekommen, wie bei einem Trauergeleit. — „Wir können nicht sagen,"

fährt der Bürgermeister fort: „Friede seiner Asche — denn noch lodert das Feuer in ihm, das uns so verderblich wird — wir können nur sagen: ‚Bergeb' ihm Gott!‘ und damit sei das letzte Wort über ihn gesprochen.“

„Bergeb' ihm Gott!“ murmeln die schwer getroffenen Leute.

„Amen!“ sagt der Bürgermeister. „Und nun, meine Freunde, laßt uns beraten, was zu thun sei.“

„Wir können uns nicht darüber täuschen, daß unsere Lage schwierig — ja hoffnungslos ist. Das erste, was wir zu retten suchen müssen, ist die Ehre! Wenn es — ruchbar wird, daß einer von uns und nun gar der Christus — fahnenflüchtig oder sagen wir lieber kreuzesflüchtig geworden ist, so sind wir beschimpft und die heilige Sache muß darunter leiden! Unsere Ehre ist hier gleichbedeutend mit der Ehre Gottes, und wenn wir sie nicht für uns wahren, so müssen wir es um Gottes willen thun!“

Allgemeine Zustimmung antwortet ihm. Er fährt fort: „Wir müssen daher alles aufbieten, daß die Sache Geheimnis bleibt. Sagen wir, Freyer sei plötzlich den Anstrengungen seiner Rolle erlegen und habe, um sein Leben zu retten, fort gemußt in ein milderes Klima! Wer uns kennt, uns Ammergauer, der wird es zwar nicht glauben, daß einer seiner Gesundheit wegen austräte und nicht lieber stirbe, als die Vorstellungen zu unterbrechen — aber — die Wenigsten kennen uns ja!“

„Das weiß Gott!“ bestätigen die Andern traurig.

„Ich schlage also vor, daß wir uns alle das Versprechen geben, den eigentlichen Sachverhalt streng zu verschweigen

und die eben angedeutete Lesart unter das Publikum zu bringen!"

„Ja, ja — wir wollen uns verabreden, daß keiner etwas anderes sagt!“ stimmten die Männer bereitwillig zu. „Aber die Frauenzimmer — die werden's ausschwätzen!“ meint der alte Groß.

„Das eben fürcht' ich! Eurer, der Männer, bin ich sicher —“ sagt der Bürgermeister und ein strenger Blick trifft die Frauen und Mädchen: „Die Männer haben das volle Bewußtsein der Bedeutung und des Ernstes unserer Sache. Schlimm genug, daß so viele unter uns von ihren Frauen darin nicht verstanden und unterstützt werden! Ihr — der weibliche Teil Ammergaus — ich muß es leider sagen — ihr habt dem Ort und der Sache durch eure Schwätzereien schon mehr geschadet, als ihr vor dem Gott, der uns seiner heiligen Mission würdigt, verantworten könnet! Da wird gezischt und geklatscht, wo ihr's ungestraft thun zu können glaubt, und den Fremden Dinge ins Ohr geraunt, die dann als falsche Gerüchte durch die Welt gehen! Ihr fragt nichts nach der großen Sache, wenn es sich darum handelt, eine einzige kleine Bosheit auszulassen! Jetzt weint ihr, nicht wahr? Weil wir zu Grunde gerichtet sind, — die Vorstellungen aufhören müssen! Wißt ihr aber, ob Joseph Freyer im Stande gewesen wäre, uns das zu thun, wenn er nicht schon lange mit der Gemeinde zerfallen wäre wegen der Gerede, die ihr über ihn und seine Verwandte, die Josepha, ausgesprengt? Das hat ihn gegen uns verbittert und ihn der Fremden in die Arme getrieben! Hat er es nicht hundertmal gesagt, wenn ihn der Christus

nicht hielte, so wäre er längst fort von Ammergau? Wo aber ein Band zerstört ist, da reißt das andere um so leichter! Nehmt es euch zur Lehre — und schweigt wenigstens diesmal, wenn ihr eurer Frauennatur so weit gebieten könnt! Ich mache eure Männer verantwortlich für jedes Wort, was in dieser Sache hinauskommt!" Einige unter den Weibern murren und schießen giftige Blicke auf den Bürgermeister.

„Auf wen geht das, wer soll geklatscht haben?“ fragt ein robustes Weib mit frecher Stirn.

Der Bürgermeister runzelt die Brauen: „Wer sich getroffen fühlt, dem gilt es — und wer sich nicht getroffen fühlt, den geht es nicht an!“ ruft er mit strengem Ton: „Die braven stillen Frauen unter euch wissen wohl, daß ich sie nicht meine — und die andern mögen sich's ad notam nehmen!“

Eine peinliche Pause entsteht. Das Auge des Bürgermeisters ruht drohend auf den zornigen Gesichtern der Getroffenen. Die, welche sich unschuldig fühlen, staunen ihn unbefangen an.

„Ich stehe für mein Weib —“ „Aus meinem Haus soll nichts geschwätzt werden!“ beteuert einer um den andern, und so wäre denn wenigstens alles gethan, um die Ehre zu retten und die Schande vor der Welt zu verbergen. — Jetzt aber kommt die Frage, wie die Spiele zu retten? Eine heiße Debatte entsteht. — Die um ihre Hoffnungen betrogenen Leute wollen weiter spielen lassen um jeden Preis, mit jeder Besetzung. Aber hier stoßen sie auf den entschiedenen Widerstand des Bürgermeisters: „Entweder

gut — oder gar nicht!“ ist sein Ultimatum. „Wir können uns doch keinen Augenblick darüber täuschen, daß gegenwärtig keiner unter uns ist, der den Christus spielen kann, — ausgenommen Thomas Mendner — wo aber dann einen Pilatus hernehmen, der wiederum Thomas Mendner ersetzen würde?“

Es wird heftig hin und her beraten: „Nathanael, der Mesner, könnte den Pilatus spielen.“

„Und wer dann den Nathanael?“

„Ja, wenn der und jener noch hier wäre! Aber die sind ausgewandert, um Brot zu suchen, wie so viele, die hier keinen Verdienst mehr finden, seit die Partenkircher Schnitzschule den Ammergauern Konkurrenz macht! Und es werden noch viele nachfolgen! Wenn es so fortgeht und sich unser Zustand heuer nicht durch den Passion verbessert, dann können wir in zehn Jahren bald keine Rolle mehr besetzen, denn nach und nach treibt die Not alle fort!“

„Ja, es steht schlimm mit uns, meine Freunde! Immer mehr schmilzt das Personal zusammen — immer größer wird die Gefahr für das Passionspiel. Wenn wir es heuer nicht retten, so wird der Notstand uns um die besten Spieler für das nächste Mal bringen. — Und dennoch, meine Freunde! glaubt mir — ich sag' es mit schwerem Herzen: wenn wir jetzt mit einer schlechten Besetzung weiterspielen — dann sind wir ganz und für immer verloren, denn dann haben wir den Ruf des Passionsspiels zerstört!“

„Thomas Mendner wird den Christus gut spielen — das hat keine Gefahr!“

„Und wenn auch — wenn Mendner den Christus, der

Mesner den Pilatus und irgend ein Anderer den Nathanael spielt — müssen wir denn nicht das ganze Stück neu studieren, geht denn das in dieser Schnelligkeit? Können wir jetzt wieder anfangen Proben zu machen? Ich frage euch, geht das?"

Die Leute lassen mutlos die Köpfe sinken.

„Zu helfen wäre uns nur, wenn sich ein Christus unter den Nichtspielenden fände, — und was Talent hat, ist bereits beschäftigt. — Die andern sind nicht zu brauchen, wenn wir ein künstlerisches Ganze herstellen wollen.“

Die armen Menschen ergreift die Verzweiflung, — da ist nicht einer, der nicht sein bißchen Hab und Gut in Möbel und Betten für die Fremden gesteckt und daraufhin gar Schulden gemacht hat, abgesehen von der allgemeinen Not!

Immer neue Vorschläge werden gemacht, die der unglückliche Bürgermeister alle zurückweisen muß.

„Es handelt sich ums allgemeine Beste und der Bürgermeister denkt nur an das künstlerische Ganze.“

Schließlich wendet sich der ganze Groll gegen ihn und die ihn schüren, sind zumeist die Fremden, die hergezogen, um auf das Passionspiel zu spekulieren und denen nichts daran liegt, ob es für die Zukunft diskreditiert wird, wenn sie nur noch zu ihrem Geld kommen!

„Ich kenne sie, die Elemente, welche da heßen,“ sagt der Bürgermeister, mit feinem strengen Blick die Versammlung überfliegend. „Aber es soll ihnen nicht gelingen, uns alte Ammergauer, die wir in jeder Drangsal zusammenhielten, auseinander zu bringen! Freunde, laßt ihn uns vor Zwietracht bewahren, den Jahrhunderte alten Geist unserer

Väter, — laßt uns die gute alte Ammergauer Art nicht im Unglück verleugnen.“

„Und bei der guten alten Art könnt ihr dann verhungern!“ heßen die Spekulanten:

„Wenn dem Herrn Bürgermeister eure Interessen nicht wichtiger sind als der Ruhm seiner Leistungen als Regisseur — dann soll er nach München gehen und Theaterintendant werden, — da kann er dann Mustervorstellungen geben, so viel's ihn freut!“

„Ja,“ ruft ein Anderer, „er opfert unser Interesse seiner persönlichen Eitelkeit!“

Der Bürgermeister bleibt ruhig und hochaufgerichtet stehen bei dieser Anklage. Nur eine dunkle geschwollene Ader auf der müden Stirn verrät den Zorn, der in seinem Innern kocht.

„Auf eine solche Anklage verschmähe ich jede Erwiderung! Ich kenne das Herz meiner Mitbürger zu gut, um zu fürchten, daß einer unter ihnen das glaube!“

„Nein, gewiß nicht!“ rufen die Besonnenen. Die Mehrzahl aber schweigt in verzweiflungsvoller Erbitterung.

„Ich weiß es — es sind manche unter euch, die mich verkennen, und ich trage es ihnen nicht nach — ich gebe zu, daß es in solchen Sturm- und Drangperioden schwer ist, sich ein unbefangenes Urteil zu bewahren. —

„Ich weiß auch, daß ich selbst euer Urteil zum öfteren verwirrte, denn es ist ja unmöglich, ein solches Werk ins Leben zu rufen, ohne hier oder dort anzustoßen. — Ich weiß, daß mir viele, die sich gekränkt und zurückgesetzt fühlen, heimlich grollen, und ich verarge es ihnen nicht!

Nur bitte ich den Groll mich persönlich entgelten zu lassen — ihn aber nicht auf die Sache auszudehnen und nicht diese zu schädigen, aus Opposition gegen mich. Nur in wichtigen Augenblicken wie diese bitte ich euch, laßt eure persönlichen Empfindlichkeiten fallen und schart euch um mich — nur in dieser einen entscheidenden Stunde denkt an das Ganze und nicht an alles Ueble, was der Bürgermeister euch im einzelnen gethan!

„Hätte ich nur das Interesse Ammergaus zu wahren, dann wäre ja alles gut! Aber ich habe nicht nur euer Wohl — ich habe die Würde einer Sache zu wahren, für die ich Gott verantwortlich bin, — solange sie in meine Hand gelegt. Der Mensch ist nun einmal schwach und äußeren Eindrücken unterworfen. Von der größeren oder geringeren Illusion, die das Passionspiel als sinnliche Erscheinungsform des Göttlichen hervorbringt, hängt die religiöse Vorstellung Tausender ab! Das ist eine schwere Verantwortung in einer Zeit, wo die Negation und der Materialismus dem Glauben immer mehr Boden raubt und alles Heilige in den Staub zieht. In solch einer Zeit ist die höchste Formvollendung notwendig, damit wenigstens die Form Achtung gebiete, wo das Wesen verachtet wird! Ich will versuchen, es euch durch ein Beispiel klar zu machen: Der Snyiker, der unsern Marienkultus verhöhnt und mit satirischem Vergnügen die Jungfrau als behäbige Mutter von vier oder fünf Buben malt, wird lachen über eine Muttergottes von Altötting und andere mehr — aber er wird verstummen und ernst werden vor einer siztinischen Madonna! Denn hier tritt ihm das Göttliche, an das er

nicht glauben will, im Kunstwerk entgegen und zwingt ihn zur Ehrfurcht! Gerade in einer Zeit des Materialismus wie diese, hat die religiöse Darstellung die dankbarste Aufgabe, — denn je tiefer der Mensch in Sinnlichkeit versinkt, desto zugänglicher ist er sinnlichen Eindrücken und desto leichter kann die Religion durch die sinnliche Erscheinung auf ihn wirken, — abstoßend oder anziehend — je nach der mangelhafteren oder künstlerischen Behandlung des Stoffes. Das religiös-sinnliche Moment ist das einzige, woran eine Zeit wie diese noch zu fassen ist, darum sind die Passionsspiele jetzt wichtiger denn je!

„Und mir hat Gott das bescheidene Talent der Regie und ein wenig künstlerische Ausbildung verliehen, daß ich darüber mache und dafür Sorge, daß die, welche vertrauend zu uns kommen, um bei uns ihren Gott zu suchen, nicht mit einer Enttäuschung von hinnen gehen — und daß diejenigen, welche kommen, um zu lachen, still werden — und sich schämen müssen!

„Das ist die große Aufgabe, die mir geworden, die ich bisher ohne Rücksicht auf persönliche Uebelnehmereien und Verletzung kleiner Einzelinteressen durchgeführt habe und auch ferner, selbst wo es sich um die äußerste Not handelt, durchzuführen hoffe!

„Wollt ihr euch daran stoßen, dann hättet ihr das Amt, das ich verwalte, einem geben müssen, der minder groß von seiner Aufgabe denkt — als ich, und der gefällig genug ist — das Große für das Kleine zu opfern. Dann aber sehet, wohin ihr kommt mit dem willfährigen Mann, der jeden hört und jeden berücksichtigt! — Seht, wie bald Anarchie

unter euch ist, denn wo die einheitliche Leitung fehlt und jeder seinen Willen geltend machen kann, da schießt die Saat der Zwietracht, alles überwuchernd, auf! Jetzt seid ihr alle nur gegen mich, — dann aber werdet ihr gegeneinander sein, und bis ihr euch gezankt und hin und her gestritten habt — ist die Zeit ungenützt verstrichen und in der Not wird dann zur nächsten besten veralteten Schablone gegriffen, weil diese am leichtesten und schnellsten ausführbar ist. — Die moderne Welt aber wendet sich mit Hohnlächeln ab und sagt bestenfalls: ‚Man kann diese Bauernkomödie nicht mehr sehen.‘

„Dann verantwortet es, daß ihr Tausende um eine schöne Illusion gebracht — und sie ärmer an Glauben und Erbauung heimziehen laßt, als sie gekommen, — verantwortet es vor Gott, dessen erhabene Aufgabe ihr durch mangelhafte Ausführung herabgewürdigt und endlich vor euch selbst, daß ihr über dem augenblicklichen Vorteil die Zukunft vergeßt und das Passionspiel, um es noch ein paarmal auszunützen, für künftige Jahrzehnte ruiniert! Ihr glaubt das nicht, weil ihr hier im weltfernen Dorf nicht wissen könnt, was der Geschmack unserer Zeit verlangt. Ich aber weiß es, ich war draußen in der Welt, und ich sage euch, wer diese letzten etwa noch zu erzielenden Vorstellungen sieht, der kommt sicher nicht wieder und bereitet uns einen Ruf, der uns für immer zu Stümpern macht!“

Der Bürgermeister greift sich nach dem Kopf, ein stechender Schmerz bohrt in seinem Gehirn — und nicht minder in seinem Herzen.

„Ich habe nichts mehr hinzuzufügen,“ vollendet er matt: „Wenn ihr aber einen wißt, von dem ihr glaubt, daß er besser für Ammergau zu sorgen vermag als ich — so bin ich jeden Augenblick bereit, mein Amt in seine Hände niederzulegen!“

Da bricht es auf einmal aus Aller Herzen hervor, das alte große Gefühl für die heilige Sache der Väter und das dankbare Verständniß für den, der es wieder in ihnen geweckt. Nein — er verdient es nicht, daß sie an ihm gezweifelt — er hat sie wieder gelehrt, als Ammergauer zu denken, ja, sie empfinden es mit Stolz, er ist vom alten Schrot und Korn, — es ist Ammergauer Blut, das in seinen Adern rollt und aus der Wunde strömt, die heute seinem Herzen geschlagen! Sie sehen, daß sie ihm weh gethan, und sie scharen sich in alter Liebe und Treue um den schwerbedrängten Mann, bereit, es gutzumachen mit Leib und Leben, denn sie meinen es ja alle ehrlich, die heißblütigen, leichtbeweglichen Künstlergemüther.

Die Unzufriedenen müssen schweigen, niemand hört sie mehr. Alles umringt den Bürgermeister. „Wir wollen Ihnen folgen, Bürgermeister, — sagen Sie nur, was wir thun sollen — und wie uns zu helfen ist? Wir bauen ganz auf Sie!“

„Ein harter Rat ist's leider, meine Freunde, mit dem ich euer wiedergeschicktes Vertrauen lohnen muß: Laßt uns das Mißgeschick als Männer tragen! Lieber im Wald Bäume fällen und tagelöhnern — wenn es nicht anders geht, — ja lieber hungern, — als untreu werden dem Geist unserer Väter! Hab' ich nicht recht?“

Ein Sturm der Begeisterung antwortete ihm.

Der Beschluß wird gefaßt, das Ende der Passions-
spiele für dieses Jahrzehnt zu proklamieren. Das Pro-
tokoll wird von sämtlichen Gemeindemitgliedern unter-
zeichnet.

„So ist es denn vorbei für dieses Mal! Für manchen
von uns vielleicht für dieses Leben!“ spricht der Bürger-
meister. „Ich danke allen Mitspielenden für ihre bisherige
Unterstützung. Ueber die Einnahmen und Ausgaben werde
ich in diesen Tagen den Bericht erstatten. Von einem
eigentlichen Schlußakt wollen wir in Anbetracht der traurigen
Veranlassung Umgang nehmen.“

Eine andere Stimmung als vorhin bemächtigt sich nun
der Anwesenden. Jetzt plötzlich verschwindet alle materielle
Sorge vor einer tieferen Trauer. Es ist der große eigen-
tümliche Trennungsschmerz, der alle Die ergreift, welche
etwas in und mit dem „Passion“ zu thun hatten. Es ist,
als seien die Wurzeln ihres Herzens ganz mit diesem ver-
wachsen und müßten blutend losgerissen werden, als ginge
ein Stück Leben mit. Den alten Männern wird es am
schwersten. „Zum letztenmal in diesem Leben!“ das ist ein
Wort, vor dessen dunkler Pforte wir zagend stehen, sei es
wo es sei, — wenn dies ‚zum letztenmal!‘ aber gar das
Höchste und Liebste trifft, was wir auf Erden gethan, dann
birgt es einen unergründlichen Abgrund von Behmut! Der
alte Barrabas, der Neunzigjährige, spricht es zuerst aus, —
die andern sprechen es nach, und die Greise, die miteinander
jung gewesen und das ganze Leben, an dessen Reife sie
angelangt, der gemeinsamen Sache, die ihr Höchstes war,

gewidmet, sinken sich in die Arme, wie eine Schar dem Tod Geweihter.

Da intoniert einer die Schlußworte des Chorführers: „Bis wir einst dort uns wiedersehen —“ Und wie aus einem Munde stimmt alles ein, das unennbare Weh des Scheidens aus der Gemeinschaft mit dem Göttlichen, in welcher jeder von ihnen während dieser Zeit gelebt, schafft sich selbst seine Abschiedsfeier und findet den richtigen Ausdruck in jenem Schlußwort des Passionsspiels.

Dann reichen sie sich die Hände und sagen sich Lebewohl fürs Leben! Sie wissen zwar, daß sie sich morgen wiedersehen — in denselben Kleidern — aber doch nicht mehr als das, was sie jetzt sind, römischer Statthalter und Hohepriester — Apostel und Heilige! Ausgeschlossen sind sie nun aus der Umgebung des Herrn, denn ihr Christus ist nicht aufgestiegen wie sonst — er ist entflohen — und hat seine Schar treulos verlassen, bevor sie ihre Aufgabe erfüllen konnte! Das ist doppelt hart!

Der alte Judas, der ehrwürdige Lechner, ist so erschüttert, daß er die Treppe hinuntergeführt werden muß: Judas weint über Christus! Unsäglich hat der treue Mann schon unter der Pflicht gelitten, die Rolle des Verräters zu spielen, — der Verrat, den nun der Christusspieler selbst an der heiligen Sache verübte — bricht ihm das Herz! „Daß ich das erleben mußte!“ stammelt er händeringend im Hinuntergehen. — Thomas Kerdner aber schüttelt den schönen Kopf und wiederholt schwermütig gedankenvoll das große Wort des Pilatus: „Was ist Wahrheit?!“ Mit

einer Thräne im Auge reicht er Kaiphas tröstend die schwielige Rechte.

„Nehmen Sie sich's nicht so schwer, Herr Bürgermeister! Der alte Gott lebt noch!“ — Dann wirft er einen traurigen Blick nach einer Ecke des Saals: „Arme Maria! ich hab mir's immer gedacht!“ murnelt er mitleidig vor sich hin und geht den Andern nach.

Der Bürgermeister und Ludwig bleiben allein zurück und folgen der Richtung von Kendlers Blick. — Da — es zerreißt ihnen fast das Herz — da sitzt des Bürgermeisters Schwester — die „Maria“ still in der Ecke und hat die Hände im Schoß gefaltet, wie sie zu thun gewohnt war, wenn sie wartete, bis man ihr den Gefreuzigten brachte.

„Arme Schwester,“ sagt der Bürgermeister erschüttert — „auf was wartest du noch? Sie bringen ihn dir nicht mehr!“

„Er wird schon wieder kommen, der Arme!“ spricht sie leise und ihre großen Augen starren feherhaft in die Ferne: „Er wird kommen, müd und wund, — vielleicht um alles betrogen!“

„Dann aber kenn' ich ihn nicht mehr!“ sagt der Bürgermeister leise und fest.

„Das kannst du halten wie du willst, du bist ein Mann! Ich aber, die so lange seine Mutter gespielt hat — ich werde es bleiben und ich werd' ihn aufnehmen und trösten, wie eine Mutter das verirrte Kind!“

„O Anastasia!“ Ein Schmerzenslaut ringt sich von Ludwigs Lippen und in einem überströmenden Gefühl wendet er sich ab.

Der Bürgermeister legt ihm liebevoll verstehend die Hand auf die Schulter.

„O Schwester, Freyer ist es nicht wert, daß du ihn so liebst!“

„Wie lieb' ich ihn denn?“ sagt das Mädchen groß und einfach: „Ich lieb' ihn, wie die ewige Barmherzigkeit die Armen und Kranken liebt! Und er ist arm und krank! O denkt nicht schlecht von ihm, — er verdient's nicht — er ist gut und edel! — Glaub mir's — eine Mutter muß ihr Kind besser kennen, —“ fügt sie mit dem Lächeln eines gebrochenen Herzens hinzu.

Sie blickt dem Zeichnungslehrer freundlich ins Gesicht: „Nicht wahr, Ludwig — wir beide verstehen ihn, wir glauben an ihn, und wenn ihn alles verdammt?“

Ludwig kann nicht sprechen — er nickt nur stumm und drückt Anastasias Hand wie zum Schwur. Was in ihm vorgeht ist übermenschlich, — aber mit der ihm eigenen Kraft weiß er es niederzuhalten.

Der Bürgermeister steht schweigend dabei und keines von den Dreien kann entscheiden, welches am meisten leidet.

Mit namenloser Trauer sieht er die verschlungenen Hände der Schwester und des Freundes. Wie oft hat er sich diesen Augenblick gewünscht und nun —? Nur was sie trennt, vereint sie — und was sie vereint — trennt sie!

„Ja — der Mann hat viel Unglück über uns gebracht!“ sagt er in dumpfem Groll. „Ich hoffe nur, daß er den Fuß nicht mehr auf den Boden seiner Väter setzt!“

„O Bruder, wie magst du so reden, du meinst das ja selbst nicht. Ich weiß es, es wird ihn hierher zurück-

ziehen, er wird die Heimat wieder suchen und er soll sie finden! Du wirst ihn nicht von dir stoßen, wenn er unglücklich und reuevoll aus der Fremde kommt. Gott weiß, wie ich ihm wünsche, daß er glücklich werd' — aber ich glaub's nicht! Sein Sinn ist nicht für da draußen — er kennt sich nur selber nicht. Und wie er uns treu bleiben wird im Grund der Seele, so wollen wir ihm auch treu bleiben und ihm die Ruhstatt bereiten, wenn die Welt sein armes Herz aus Kreuz geschlagen hat! Gelt Ludwig?"

„Ja, bei Gott, das wollen wir!“ stammelt Ludwig und seine Thränen fallen auf das schöne Haupt des Mädchens, das noch immer regungslos dasteht, als müsse es hier auf den Verlorenen warten.

„Weib, siehe, das ist dein Sohn — Sohn, siehe, das ist deine Mutter!“ zieht es wie ein Hauch durch die Luft.



Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

„Am Kreuz“ von **Wilhelmine von Sillern**
erschien zuerst in

„Vom Fels zum Meer“

Größte und verbreitetste deutsche Monatschrift

alle Gebiete umfassend. Musterhafte Gediegenheit und äußerst interessanter Inhalt durch Mitarbeiter und Künstler ersten Ranges verbürgt. Viele Kunstblätter. Wertvolle Extrabeilagen. Alles in Allem: **Bestes Blatt für jede Familie!**
Wegen hoher Auflage bestes Injektionsmittel.

Jährlich 13 Hefte. — IX. Jahrgang. — Jedes Heft 1 Mark.

Berlin.

Romane von **Paul Lindau.**

- I. **Der Zug nach dem Westen.** 7. Auflage. 2 Bände. Geheftet. M. 6. —; elegant gebunden in 1 Band M. 7. —.
- II. **Arme Mädchen.** 5. Auflage. 2 Bände. Geheftet. M. 6. —, elegant gebunden in 1 Band M. 7. —
- III. **Spitzen.** 4. Auflage. 2 Bände. Geheftet. M. 10. —, elegant gebunden M. 12. —

Die

Collection Spemann

↔ Preis des Bandes elegant gebunden 1 Mark ↔

veröffentlicht zur Zeit aus den neuesten Erscheinungen der Litteraturen aller Kultur-Nationen eine Auswahl der spannendsten und wertvollsten

Roman-Novitäten in einer Serie der Gegenwart.

- Bd. 301. 302. **Der Dekan von Belminster.** Roman in 2 Bänden von Maxwell Gray.
- Bd. 303. **Das Fräulein von Tremor.** Roman in 1 Band von Madame de Behrebrune.
- Bd. 304. 305. **Alytie.** Ein Roman aus dem modernen Leben in 2 Bänden von Joseph Hatton.
- Bd. 306. 307. 308. **Die gute alte Zeit.** Roman in 3 Bänden von Walter Besant.
- Bd. 309. **Das Geheimnis des Hells.** Roman von Balduin Möllhausen.
- Bd. 310. **Verfälschte Spekulationen, oder die Leiden einer Anstandsdame** von Ouida.
- Bd. 311. 312. 313. **Malombra.** Roman in 3 Bänden von A. Fogazzaro.
- Bd. 314. 315. **Vater Robin.** Episode aus dem „Ewigen Juden“ in 2 Bänden von Eugène Sue.
- Bd. 316. 317. **Marianne.** Roman in 2 Bänden von Ernst Ahlgren
- Bd. 318. **Gabriel Kenyon.** Roman von Christie Murray.
- Bd. 319. **Am Glück vorbei.** Von „“. Aus dem Französischen von E. J. Devrient.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Roman von **Wilhelmine v. Hillern.**

Aus eigener Kraft. In 3 eleg. Leinwandbänden M. 11. —

Romane von **E. Marlitt.**

Goldfesse. Prachtausgabe in glänzendem Prachtband mit Goldschnitt	M. 10. 50.
— — — — — Volksausgabe, 1 eleg. Leinwandbd.	4. —
Das Geheimnis der alten Mamsell. 2 Bde. in 1 eleg. Leinwandbd.	7. —
Halbprinzchen. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	10. —
Reichsgräfin Gisela. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	9. —
Die Frau mit den Karfunkelsteinen. 2 Bde. in 1 eleg. Leinwandbd.	8. 50.
Amtmanns Magd. 1 eleg. Leinwandbd.	6. —
Im Hause des Kommerzienrats. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	9. —
Thüringer Erzählungen. Inhalt: Die zwölf Apostel. — Der Blaubart. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.
Im Schillingshof. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	10. —
Die zweite Frau. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	8. 50.
Das Gulenhaus. Hinterlassener Roman, vollendet von W. Heimburg. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	8. 50.

Romane von **E. Werner.**

Am Altar. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	M. 7. —
Gartenlaubend Blüten. Inhalt: Hermann. — Verdächtig. 1 eleg. Leinwandbd.	6. —
Gejprengte Fesseln. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	8. —
Glück auf! 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	8. 50.
Um hohen Preis. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	9. —
Bineta. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	8. 50.
Frühlingsboten. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.
Gebannt und erlöst. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	8. 50.
Die Blume des Glückes. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.
Heimatklang. Novelle. 1 eleg. Leinwandbd.	5. —
Sankt Michael. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	8. 50.

Romane von **W. Heimburg.**

Aus dem Leben meiner alten Freundin. 1 eleg. Leinwandbd.	M. 6. —
Lumpenmüllers Lieschen. 1 eleg. Leinwandbd.	6. —
Dazumal. Vier Novellen. Inhalt: Unverstanden. — Ursula. — Im Banne der Muse. — Das Fräulein Pate. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.
Ein armes Mädchen. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.
Frühchens Heirat. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.
Die Andere. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.
Herzenstrijen. 2 Bände in 1 eleg. Leinwandbd.	7. —
Unter der Linde. Sieben Novellen. Inhalt: Im Abgrund. — Unsere Hausglocke. — Unser Männen. — Jascha. — In der Webergasse. — Großmütterchen. — Aus meinen vier Pfählen. 1 eleg. Leinwandbd.	5. 50.

Romane von **Hans Hopfen.**

Ein wunderlicher Heiliger. Eine Wiener Geschichte. 1 eleg. Leinwandbd.	M. 5. —
Der letzte Lieb. Eine Studentengeschichte. 1 eleg. Leinwandbd.	4. —